

# Badische Heimat

Juni  
2/1996

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde  
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



~~Seh~~ [ St ] ~~BW~~  
 Hn

31/ 17. 07. 96

# Wir machen den Weg frei

*...für die Verwirklichung Ihrer Träume*



Sie brauchen mehr Freiraum und möchten den eigenen Haushalt gründen.

Sprechen Sie mit uns über die Finanzierung Ihrer Pläne. Wir helfen Ihnen, unabhängig zu werden.



**Volksbanken Raiffeisenbanken Spar- und Kreditbanken**



**Badische  
Beamtenbank**

Unser FinanzVerbund:

**SGZ-Bank**  
AKTIENGESELLSCHAFT

Karlsruhe,  
Frankfurt



**Bausparkasse  
Schwäbisch Hall**



**R+V  
Versicherung**



**Süddeutsche  
Krankenversicherung**



**Deutsche  
Genossenschaftliche  
Hypothekensbank**



**Münchener  
Hypothekensbank**



**DIFA  
Immobilien Fonds**



**Union  
Investment**



**VB Leasing**



# Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.

für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,  
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe

Fax 07 21-2 07 82

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,

Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg

Tel. (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00–18.00 Uhr,

Di. 8.00–12.00Uhr,

Do. 8.00–12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 50,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,

Konto-Nr. 16468-751, BLZ 660 100 75

Sparkasse Freiburg,

Konto-Nr. 20 032 01, BLZ 680 501 01

Spenden bitte an das

Konto der Stadt Freiburg

Nr. 2010012 bei der Sparkasse Freiburg

Vermerk „Spende Badische Heimat“

bitte nicht vergessen

Gesamtherstellung:

G. Braun Printconsult GmbH

Anzeigenverwaltung:

G. Braun Fachverlage GmbH & Co. KG

Anzeigenservices Roswitha Giesinger

Karl-Friedrich-Str. 14–18

76133 Karlsruhe

Tel. (07 21) 1 65-2 26, Fax (07 21) 1 65-1 03

Zur Zeit Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig

Reproduktionen: G. Braun GmbH

# Inhalt

## I. Baden-Baden

*Die Literaten von Baden-Baden*  
*Festvortrag im Weinbrennersaal des*  
*Kurhauses Baden-Baden*  
Dr. Reiner Hähling von Lanzenuer,  
Baden-Baden ..... 179

*Baden-Baden, die Stadt im Grünen*  
Dr. Lothar Brandstetter, Baden-Baden .. 197

*Neuere Literatur zur Baden-Badener*  
*Stadtgeschichte*  
Dieter Bäuerle, Baden-Baden ..... 209

*Die Fürstin Gagrin*  
Renate Effern M. A., Baden-Baden ..... 227

## II. Trachten

*Das Gemälde „Festzug der Badischen*  
*Landestrachten – Die goldene Hochzeit“*  
*von Johann Baptist Tutinné*  
Brigitte Heck, Karlsruhe ..... 231

## III. Samuel Friedrich Sauter

*Biedermeier und Heimat-Dichter?*  
*Samuel Friedrich Sauter – ein früher*  
*Realist aus dem späten 18. Jahrhundert*  
Dr. Günther Mahal, Knittlingen ..... 247

## IV. Drittes Reich

*Von der Euthanasie zur Eliteerziehung*  
*Die Napola Reichenau 1941-1945*  
Dr. Arnulf Moser, Konstanz ..... 271

## V. Museen

*60 Jahre Schwarzwaldmuseum Triberg*  
*als Heimatmuseum*  
Heimat- und Gewerbeverein Triberg e.V. 287

## VI. Spiele

*Zego – Renaissance des „Badischen*  
*Nationalspiels“?*  
Dr. Wolfgang Bruder, Baden-Baden .... 293

## VII. Rhein-Neckar-Dreieck

*Die 20er Jahre im Rhein-Neckar-Dreieck*  
Dr. Hans Fenske, Speyer ..... 303

## VIII. Familiengeschichte

*Ausstellung zur Familiengeschichte*  
*„Gressler“ in Eppingen*  
Michael Ertz, Bretten ..... 311

## IX. Ehrungen

*Johann Peter Hebel-Literaturpreis 1996*  
*des Landes Baden-Württemberg für*  
*Kundeyt Surdum*  
Elmar Vogt, Hausen i. W. .... 313

*Günter Baum, engagierter*  
*Naturschützer, mit der*  
*Johann Peter-Hebel-Gedenkplakette 1996*  
*ausgezeichnet*  
Elmar Vogt, Hausen i. W. .... 317

*Hermann Brommer zum 70. Geburtstag*  
Dr. Carlheinz Gräter, Würzburg ..... 319

## X. Hoftheater

*Neues zu Pole Poppenspärer*  
*Mechanikus Johann Georg Geißelbercht*  
*als markgräflich badischer Hofkomödiant*  
Bärbel Rudin M. A., ..... 321

## XI. Fortifikationen

*Vor 300 Jahren wurden die*  
*Eppinger Linien erbaut*  
Bernd Röcker, Eppingen ..... 325

XII. Buchbesprechungen ..... 337



Reiner Haehling von Lanzenauer

# Die Literaten von Baden-Baden

Festvortrag im Weinbrennersaal des Kurhauses Baden-Baden

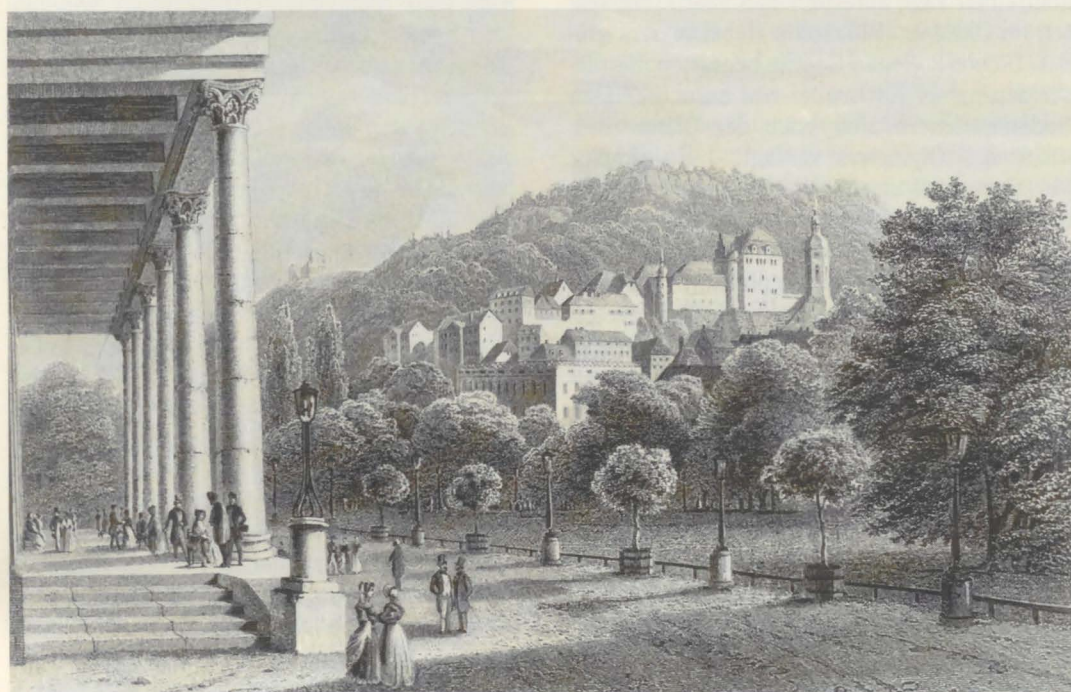


Abb. 1 Kurhaus Baden-Baden um 1840

Ein berühmtes Thermalbad war Aquae schon zur Römerzeit. In späteren Jahrhunderten schwand der Zulauf Heilungsuchender, erst im Mittelalter machte man wieder Gebrauch von der Kur in den Badkästen, die in mehreren Gasthöfen aufgestellt waren. Noch vor zweihundert Jahren hieß der Ort „Baden bei Rastatt“. Schlagartig änderte sich die Szene an der Schwelle zum 19. Jahrhundert. Der aufkommende Tourismus entdeckte das stille Oostal. Auf einmal kam es in Mode, seinen Urlaub in Baden-Baden zu verbringen. Theater, Spielbank, Hotels und große Badeanstalten taten

sich auf, die Lichtentaler Allee wurde angelegt. Im Gefolge der zahlreichen adligen und bürgerlichen Gäste trafen viele Künstler ein, die das Städtlein in wechselhaften Tönen besungen und beschrieben haben. Einige von ihnen, die hier lebten oder durchgezogen sind, wollen wir heute betrachten. Nur ein repräsentativer Querschnitt ist möglich, mancher bekannte Name muss ungenannt bleiben.

Zu den frühen Besuchern gehörte der Prälat Johann Peter Hebel, dieser herzhaftes Kalendermann alemannischer Zunge. Im Jahre 1812 schrieb er der Jungfer Gustave Fecht, mit der



ihn ein distanz-sinnliches Verhältnis verbandelte:<sup>1</sup> „Am Abend war ich am Ball, nur um das neue Conversationshaus und die Einrichtung dort zu sehen. Das ist alles, will nicht sagen fürstlich, aber parisrisch. . . Man neckte mich, ich hätte mein Geld in B. verspielt. Wer weiß, was Sie dazu denken. Nein! Zwei Kronen hatte ich gewidmet und auch richtig verloren. Aber mehr nicht.“ Und augenzwinkernd vermerkte er, dass Baden einen harten Stoß erlitten habe, da er und der König von Bayern an ein und demselben Tage abreisten. Ein paar Jahre später, im Oktober 1815, sollte Hebel seinem großen Dichterkollegen Goethe begegnen, als dieser den nahen Karlsruher Hof besuchte.<sup>2</sup> Den Baden-Badenern aber blieb der Glanz einer Visite des Olympiers versagt – ein simpler Verkehrsunfall machte die Reisepläne zunichte. Im Jahre 1816 hatte der Herr Minister von Weimar aus Zimmer bestellt im Badischen Hof am heutigen Hindenburgplatz. Frohgemut machte sich Goethe begleitet von Kunstprofessor Meyer auf die Reise. Doch dann ereignete sich jenes Missgeschick, das uns Thomas Mann so anschaulich zu schildern weiß:<sup>3</sup> „Zwei Stunden hinter Weimar wirft der Wagen um. . . und beide Insassen purzeln übereinander auf die mit soviel Selbstbeherrschung gewählte Straße, wobei Meyer recht blutig an der Nase verletzt wurde. Trotzdem denke ich nicht an ihn, der für die Freuden der Eitelkeit bezahlen mochte. Aber es ist beschämend, obgleich es auch wieder zu einer peinlichen Heiterkeit reizt, sich die feierlich ihrer bewußte Größe vorzustellen, wie sie, längst gewohnt, sich nur noch in bedachter Gemeinheit zu bewegen, mit besudelten Kleidern und aufgelöster Kragbinde in einem Straßengraben krabbelt.“ Gekränkt brach da der Verfasser der „Leiden des jungen Werther“ seine Reise ab. Auch in späterer Zeit hat er das Oostal nicht mehr angesteuert, so dass man in seinem Werk vergebens nach einer Ode an die Bäderstadt fahndet.

An dieser Stelle soll einer Frau gedacht werden, die eine ebenso bekannte wie begabte Briefschreiberin war. Auf Napoleons Geheiß hatte die blutjunge Stéphanie de Beauharnais (1789–1860), eine Nichte der Kaiserin Joséphine, 1806 den Erbprinzen Carl von Baden (1786–1818) heiraten müssen. Aus der Ehe gingen außer drei Töchtern auch zwei Söhne

hervor, die beide bald nach der Geburt verstarben. Hartnäckig hält sich die Vermutung, der erstgeborene Junge sei in der Wiege ausgetauscht und im Verborgenen aufgezogen worden, bis er 1828 in Nürnberg unter dem Namen Kaspar Hauser auftauchte.<sup>4</sup> Eine gentechnische Untersuchung ist derzeit in Gang, die klären soll, ob es sich bei dem sogenannten Findelkind Europas tatsächlich um einen Abkömmling des badischen Herrscherhauses gehandelt hat. Nach dem Tode des Großherzogs Carl lebte Stéphanie vorwiegend im Mannheimer Schloss oder in ihrem Baden-Badener Pavillon auf dem Rettig. Durch umfängliche Briefwechsel hielt Stéphanie Kontakt zu vielen Persönlichkeiten. In der Korrespondenz zum französischen Herrscherhaus bemühte sie sich um vermittelnden Ausgleich mit den deutschen Fürsten. Einen späteren Vorschlag der Kaiserin Eugénie, Frau Napoléons III., angesichts der veränderten politischen Verhältnisse möge die verwitwete Stéphanie nach Frankreich übersiedeln, wies diese mit Schreiben aus Baden-Baden vom 16. 6. 1859 zurück:<sup>5</sup> „. . . ich muss sagen, dass die Bewohner des Großherzogtums nie und zu keiner Zeit Anlass gegeben haben, mich über sie zu beklagen. . .“ Und immer wieder hat sie uneingeschränkt das Leben in ihrer Residenz im Oostal gelobt. Weniger gut scheint es einer jüngeren Verwandten der Großherzogin, nämlich der mundfertigen Comtesse Stéphanie Tascher de la Pagerie gefallen zu haben:<sup>6</sup> „Kommt man nach Baden, dieser so viel besungenen und gefeierten Stadt, dann muss man sich fragen, wie solcher Ruf entstand. Nicht dass ich sagen will, dass er Anmaßung bedeutet, o nein, doch er scheint wir wohl übertrieben. Denn Baden ist das Produkt der imaginären Schöpfung einiger Russen und Franzosen; die ersteren beglückt, ein Vaterland zu verlassen, das sie lieben, wenn sie seine Grenzen überschreiten; die zweiten verjagt durch eine mondäne Welt, welche dem Snob verbietet, sich im Sommer in Paris zu zeigen.“

Die deutschen Romantiker jener Zeit haben den aufstrebenden Badeort mit anderen Augen gesehen. Einer der ersten war Max von Schenkendorf (1783–1817), der sich vom Alten Schloss herabblitzend zu hymnischen Versen inspirieren ließ:<sup>7</sup>





Abb. 2 Max von Schenkendorf

*Tal von Baden, zu gesunden  
kam ich hin, ein kranker Mann,  
Und ich habe mehr gefunden,  
als ich singen und sagen kann.*

*Grüß dich Gott, du Tal von Baden  
wo die Wunderquelle quoll,  
aller Wonne, aller Gnaden,  
allen süßen Zaubers voll. . .*

Den schwäbischen Dichterjuristen Ludwig Uhland (1787–1862) führte im Jahre 1822 eine Schwarzwaldwanderung nach Baden-Baden, doch das Gästegewimmel verscheuchte ihn recht bald wieder. Um so mehr gefiel ihm die Burg Eberstein, die er mehrere Male aufgesucht hat. Dort oben mag ihn der Denkanstoß erreicht haben zu der Ballade vom Grafen Eberstein, der zu Speyer im Saale mit des Kaisers Töchterlein tanzt:<sup>8</sup>

*Und als er sie schwingt nun im luftigen  
Reigen,  
da flüstert sie leise (sie kann's nicht ver-  
schweigen):  
Graf Eberstein,  
hüte dich fein!  
Heut nacht wird dein Schloßlein gefährdet  
sein.*

Viel später, zu Ende der Revolution von 1848/49, gehörte Uhland dem Rumpfparlament in Stuttgart an. Von Württemberg aus beobachtete er die Niederschlagung des Aufstands und die gnadenlose preußische Standrechtsjustiz in Baden. Mit mutigen Artikeln protestierte er und forderte die württembergische Regierung auf, zugunsten des Nachbarlandes zu intervenieren.<sup>9</sup>

Eine enge Freundschaft verband Uhland seit frühen Jugendzeiten mit dem Arzt und Dichter Justinus Kerner (1786–1862), der sich so eingehend mit dem Schicksal der „Seherin von Prevorst“<sup>10</sup> befasst hat. Er kehrte über fünfzehn Jahre zum Urlaub in Baden-Baden an. Mit dem in der Kurstadt lebenden Schriftsteller Karl Spindler pflegte er freundschaftlichen Umgang.<sup>11</sup> Wir verdanken Kerner eine ganze Reihe von metaphorischen Gedichten über das „lichte Tal“. Jenes vom Sommer 1843 beginnt:<sup>12</sup>

*Frag' nicht, warum war deine Wahl  
das fernegelegene Lichtental  
statt Badens stolzer Quelle?  
Fliehst du nicht gern ins Mondenlicht,  
mein Freund! Wenn Gram dein Herz zer-  
bricht,  
vom Markte zur Kapelle?*



Abb. 3 Justinus Kerner



*Die Sonne bist, o Baden, du!  
Europas Menschenmarkt ohn' Ruh'  
glanzvoll und wert zu schauen,  
doch du, mein stilles Lichtental,  
du bist des Mondes milder Strahl. . .*

Ludwig Tieck (1773–1853), der große Geist in einem schwächtigen Körper, war ein gut Teil seines Lebens von Gicht geplagt. Er bereiste viele Badeorte, doch Baden-Baden schien er allen anderen Heilbädern vorzuziehen. Auf seiner Bäderfahrt des Jahres 1836 hat er die kranke Ehefrau zu Hause in Dresden zurückgelassen, um allein mit seiner vertrauten Freundin, der Gräfin Henriette Finkenstein, an die Oos zu fahren – historisches Beispiel eines Kurschattens!<sup>13</sup> Zu dem Freundeskreis um Uhland und Kerner gehörte Nikolaus Lenau, eigentlicher Name Niembsch Edler von Strehlenau (1802–1850), ein wankelmütiger, zwischen wechselnden Berufszielen und Frauenbekanntschaften schwankender Poet. Bleibende Dichtung hat er mit seinen elegischen „Waldliedern“ geschaffen. Hier in Baden-Baden waren Lenau letzte unbeschwerte Tage vergönnt. Im Sommer 1844 begegnete er im Gasthaus Holländischer Hof der charmanten Marie Beh-



Abb. 4 Nikolaus Lenau

rends, der Tochter eines Frankfurter Bürgermeisters. Es bedeutete Liebe auf den ersten Blick. Im Juli verlobten sich die beiden, die Hochzeit wurde für den Herbst geplant, danach sollte die Kurstadt für einige Zeit Wohnsitz werden. Doch am 29. September traf ein Infarkt den 42jährigen Bräutigam. Und zwei Wochen später signalisierte ein plötzlicher Tobsuchtsanfall den ausbrechenden Wahnsinn, Lenau endete in der Irrenanstalt.<sup>14</sup>

Im Umfeld der Romantiker bewegen sich zwei lokale Größen der Bäderstadt. Aloys Schreiber (1761–1841), Professor und Hofhistoriograph, stammte aus Bühl, lebte zumeist in Baden-Baden. Er verfasste weit über hundert Essays, Erzählungen, Geschichtswerke und Reisebeschreibungen, darunter das populäre „Handbuch für Reisende am Rhein von Schaffhausen bis Holland“ mit vielen Daten aus der mittelbadischen Region. Der Baden-Badener Heilquelle hat er gefühlvolle Verse gewidmet<sup>15</sup>:

*Sieh, ich pilgre aus der Ferne,  
Nymphe, jetzt zu deinem Quell.  
Ach, der Heimat schöne Sterne  
leuchten über mir so hell!*

*Und die grünen Berge stehen,  
wie ich sie als Knabe sah,  
und im linden Frühlingswehen  
ist mir das Vergangne nah.*

*Schöner in des Tales Frieden  
blickt herein das Abendlicht,  
und den letzten Schlaf des Müden  
stören böse Träume nicht.*

Rätselhaft blieben Schreibers Absichten, als er 1831 der Regierung den Baden-Badener Hexenturm, der früher als Eckpfeiler der Stadtmauer an der Sophienstraße stand, abkaufen wollte. Pflanzte er dort eine stille Studierstube, fernab vom häuslichen Trubel? Jedenfalls kam umgehend die Ablehnung aus Karlsruhe, „... weil dieser Thurm wegen der darin befindlichen Gefängnisse nicht zu entbehren und zur Erbauung eines neuen Gefängnisses keine Mittel disponibel“ seien.<sup>16</sup> Man sieht, der Einwand leerer Kassen war schon vor anderthalb Jahrhunderten aktuell. Der zweite einheimische Literat, der bereits genannte Karl Spindler



(1796–1855), war in Breslau geboren, wuchs in Strassburg auf und trat dort einer Wanderbühne bei. Doch bald vermochte er aus den Einnahmen seiner Schriftstellerei zu leben. Mit kommerzieller Routine veröffentlichte er eine ganze Reihe einstens beliebter Romane und Novellen sowie einen volkstümlichen Almanach, so dass er sich schließlich als wohlhabender Mann in Baden-Baden niederlassen konnte. 1845 brachte er „Meister Kleiderleib“ heraus, den ersten in der Kurstadt spielenden Roman. In seinem Buche verzichtete Spindler auf die ortsüblich geschönten Bilder vom heilen Weltbad, denn er schaute hinter die Fassaden, wo Hochstapler, Betrüger und Kokotten anderer Leute Geld nachjagen. Bald sollte das skizzierte Milieu den Schriftsteller selber vereinnahmen – finanziell ging es mit ihm bergab, abgestumpft verkam er im Alkoholmissbrauch.<sup>17</sup>

Baden-Baden zog natürlich die französischen Literaten an. Zum einen erleichterten neue Verkehrsmittel wie Eisenbahn und Dampfschiff das Reisen, zum anderen war die Geistesbewegung der Romantik von Deutschland ausgegangen – ein Grund mehr, das unbekannte Nachbarland erfahren zu wollen. Zu den poetischen Gästen von jenseits des Rheines zählte Alfred de Musset (1810–1857). Er hatte sich wieder einmal von der vergötterten George Sand getrennt. Im Jahre 1834 logierte er in der Maison Messmer neben dem Kurhause. Doch seine „Georgette“ kann er nicht vergessen, heißblütige Liebesbriefe gehen nach Paris: „Ich liebe dich, Angebetete, bis zum Sterben. Nein, ich werde nicht genesen. Nein, ich will es nicht versuchen, ich will lieber sterben an der Liebe zu dir, als weiterzuleben.“ Gleichwohl scheint er sich in der Bäderstadt wohlgeföhlt zu haben, denn bis in den Herbst hinein nahm der wohlhabende Herr rege an den gebotenen Vergnügungen teil. Um jene Zeit verfasst er „Une bonne fortune“, eines der bekanntesten französischsprachigen Gedichte über die Stadt im Oostal:<sup>18</sup>

*Ich suchte Baden auf und dieses Baden,  
wisst  
besteht aus einem Park und eines Berges  
Höhn.  
Wer einige Achtung hat vor der Pariser  
Erde*

*und feine Sitten kennt im Monat Julius  
weiß auch, dass jeder Mensch, der Wagen  
hält und Pferde,  
so lautet feierlich des guten Tons  
Beschluss –  
auf dieses kleine Dorf sich stürzen muss,  
damit er gründlich dort herumgestoßen  
werde.*

Dem Reiseschriftsteller Xavier Marmier (1808–1892), Professor für Literaturwissenschaft an der Universität Rennes, Direktor der Bibliothek Sainte Geneviève in Paris und zuletzt Mitglied der ehrbaren Académie Française, verdanken wir einen Bericht über den Tageslauf der Baden-Badener Kurgäste im Jahre 1835:<sup>19</sup> „In Baden steht man sehr spät auf, man zieht sich langsam an, man verbringt zwei Stunden mit dem Einatmen der Bergluft und bereitet sich ein Butterbrot zum Frühstück. Diejenigen, die als Kranke angesehen werden wollen, gehen ein Glas Mineralwasser trinken. Dort treffen sie ihre Bekannten, sie erörtern die Tagesereignisse. Sie spazieren, konversieren, diskutieren, wissen irgendeine Anekdote vom Tag zuvor, einige Bosheiten aus dem Salon, und das bringt sie in Stimmung für den Rest des Tages. Die wirklich Gesunden bleiben zu Hause, um eine weiße Hose oder eine geknotete Krawatte anzuprobieren. Mit dem Frühstück bringt man ihnen die Strassburger Zeitung und vom Vortag die Fremdenliste. Über diesen interessanten Beschäftigungen vergehen drei oder vier Stunden wie drei oder vier Minuten. Man ist noch nicht fertig mit dem Anziehen, da ruft die Glocke zum Abendessen. Dieses Diner dauert unendlich lange. . . Nach dem Abendessen erwartet Sie das Konversationshaus, lächelt Sie an, es zeigt Ihnen seine kleinen Tische im Freien und lockt mit dem Parfum seiner Eisdesserts. . . Das Konversationshaus ist ein schönes Gebäude, gegenüber der Stadt erbaut, . . . dort gibt man die Bälle und Konzerte, dort wird gespielt.“ Nachzutragen bleibt diesem genussfreudigen Text, dass damals in den Hotels das Abendessen die einzige Hauptmahlzeit am Tage darstellte, die Gäste vergnügten sich etwa von 16 bis 20 Uhr rund um die reich gedeckte Tafel.

Als einer der empfindsamsten französischen Romantiker gilt Gérard de Nerval, mit



eigentlichem Namen Labrunie (1808–1855). Der sprachbegabte Schriftsteller hat neben anderen deutschen Werken den „Faust“ ins Französische übertragen. Goethe selbst lobte diese Übersetzung als frisch, neu und geistreich.<sup>20</sup> Nervals eigene Werke sind geprägt von traumhaften Visionen, beispielsweise in seinem Roman „Aurélié“. Im August 1838 bezog Gérard im Hotel Sonne – es war der erst vor wenigen Jahren voreilig abgerissene „Schwarzwaldhof“ in der Gernsbacherstraße – ein Fremdenzimmer. Dort erwartet ihn ein Einschreibebrief mit einem Wechsel, der die leere Reisekasse auffüllen soll. Mit dem letzten Bargeld fährt Nerval auf die Bank nach Strassburg. Doch der Bankangestellte weigert sich unwirsch, die Geldanweisung einzulösen. Auf Schusters Rappen macht sich unser Literat zu Fuß auf den Rückweg. Als es dämmt, rät ihm ein Weggenosse, eine Gastwirtschaft in einem der kleinen Rheindörfer aufzusuchen, da könne man sehr billig übernachten. Trotz seiner Proteste wird ihm großzügig aufgetischt und das beste Schlafzimmer zugewiesen. Nerval argwöhnt: „Sicher hielten mich die Leute für einen Prinzen, der nach dem Muster komischer Opern sich später zu erkennen geben, seine Schärpe vorzeigen und alle mit Wohltaten überhäufen würde. . .“ Als er am nächsten Morgen die Rechnung über zwei Gulden begleichen sollte, konnte er nur 20 Kreuzer vorweisen. Da musste der Hausknecht der Herberge neben dem mittellosen Gast bis Baden-Baden einhertrotten, wo der Sonnenwirt die fremde Logierschuld vorstreckte. Aufatmend nahm der Dichter acht Tage später sein nun eintreffendes Geld in Empfang.<sup>21</sup> Nerval und sein Freund, der Romancier Alexandre Dumas (1808–1870), Verfasser der „Drei Musketiere“ und des „Grafen von Monte-christo“ beschlossen eines Tages, die Stelle aufzusuchen, wo Marschall Turenne 1675 von einer Kanonenkugel getötet worden war. Mit einer Mietkutsche fuhren sie von Baden-Baden nach Sasbach bei Achern zum Turennedenkmal. Ein würdevoller Fremdenführer nahm sie in Empfang und geleitete sie durch die Anlage rund um den Obelisk. Plötzlich hielt er den zwei Besuchern jene Kanonenkugel unter die Nase, die das Ende des französischen Heerführers verursacht haben sollte. Dumas schildert die Szene:<sup>22</sup> „Leise flüsterte mir der Guide in

Ohr, dass das Dorf Sasbach, gegenwärtig in finanzieller Verlegenheit, bereit wäre, sich gegen eine bestimmte Summe von dem kostbaren Objekt zu trennen. Dieses Angebot, das mich an vergleichbare Offerten in Ferney und in Fontainebleau hinsichtlich des Spazierstocks Voltaires und der Hutfeder Napoleons erinnerte, ließ mich trotz seiner Gefälligkeit vollkommen gleichgültig. Ich erwiderte also, dass ich in noch größerer Geldverlegenheit wäre als das Dorf Sasbach, was mir das Vergnügen nähme, hier hilfreich zu wirken.“ Dumas' Misstrauen war durchaus begründet, denn Exemplare dieses todbringenden Geschosses befanden sich bereits im Pariser Armeemuseum und im Schauraum des Wächterhäuschens neben dem Sasbacher Denkmal.

Der große Romancier Honoré de Balzac (1799–1850), Verfasser der vierzigbändigen „Menschlichen Komödie“ und anderer weit verbreiteter Romane, machte auf einer Europareise um 1845 mit seiner Geliebten, Evelina von Hanska, sowie deren Tochter nebst Bräutigam Halt an der Oos. In seinen Aufzeichnungen hat er rückblickend alle besuchten Städte miteinander verglichen. Baden-Baden hat er hierbei als Gipfelpunkt, bekrönt mit Vergissmeinnicht, eingestuft.<sup>23</sup> Da hat ein Poet deklamiert. Mehrmals suchte Victor Hugo (1802–1855) die Bäderstadt auf. Er war Begründer der Literaturzeitschrift „La Muse française“ und wurde als Haupt der französischen Romantik verehrt. Noch im Jahre 1865 – seit 20 Jahren besaß Baden-Baden einen eigenen Bahnhof – benutzte der Dichter eine schwere Reisekarosse, denn er verabscheute Eisenbahnfahrten. Fünf Personen einschließlich des Kutschers waren es, die im Lichtentaler Hotel Bären Unterkunft bezogen. Und zum Abschied widmete Hugo der Hotelwirtin eine in Leder gebundene, illustrierte Ausgabe seines Romans „Les Misérables – Die Elenden“.<sup>24</sup>

Eine geistreiche Wahlpariserin von deutsch-polnisch-russischer Abstammung, Marie von Mouchanoff-Kalergis geb. von Nesselrode (geb. 1823), lebte winters in der französischen Metropole, sommers in ihrem Häuschen nahe dem Hotel Stéphanie in Baden-Baden. Sie war eine begnadete Klavierspielerin. Im Rahmen ihres umfangreichen Briefwechsels mit den Großen ihres Jahrhunderts, vor allem Ri-



chard Wagner, hat sie – zumeist in französischer Sprache – Momentbilder aus der Baden-Badener Szenerie festgehalten: Im Herbst 1864 vermerkte sie, dass jetzt nach dem Ende der Pferderennen das Gros der Gesellschaft abgereist sei. Es blieben nur gute Bekannte wie die Künstlerinnen Pauline Viardot und Clara Schumann. Mit Bismarck hat sie über die schleswig-holsteinische Frage diskutiert: „Die Grandeur nimmt ihm nichts von seiner Lebhaftigkeit, von seiner gewohnten Lässigkeit. Er ist ein angenehmer Gesellschafter, für mich aber zu antikstitutionell.“ Im Sommer 1866 ließ die Briefschreiberin wissen, dass Madame Viardot für sie musiziert habe. „Sie war großartig wie in den besten Tagen. Unter anderem rezitierte sie den Doppelgänger von Schubert so ergreifend, dass wir alle geweint und geschluchzt haben. Brahms verbringt hier einen Monat, ehe er nach Wien zurückkehrt. Ich hatte ihn gestern zum Abendessen. Er ist von interessantem Wesen durch seine ursprüngliche und ungezwungene Einfachheit. Auf eine andere Art als Wagner ist er der erste Komponist unserer Zeit. . .“<sup>25</sup>

Die Rede war von der Sängerin, Musikerin und Schauspielerin Pauline Viardot-Garcia (1821–1910). Sie hatte im Jahre 1862 gemeinsam mit ihrem Gatten in der Fremersbergstraße ein dreistöckiges Wohnhaus mit Nebengebäuden erworben. Im angrenzenden Park erstellte sie ein kleines privates Theater und eine Kunsthalle. Rasch wurde das Viardotsche Anwesen zum gesellschaftlichen Mittelpunkt. Madame gab Konzerte, sang und spielte am Flügel. Theaterstücke wurden aufgeführt, die Familienmitglieder, Gesangschüler und Gäste übernahmen die Rollen. Im weltläufigen Salon verkehrten Träger berühmter und erlauchter Namen, darunter Großherzog Friedrich I. mit seiner Frau Luise und deren Mutter, die spätere Kaiserin Augusta,<sup>26</sup> ebenso der Novellenschreiber Theodor Storm. Die Viardot war eine vielseitige Künstlerin, sie komponierte – später auch andernorts aufgeführte – Operetten wie „Trop de femmes – Zuviel Frauen“ oder „Le Sorcier – Der Hexer“. Die Texte dazu schrieb ein gewisser Iwan Turgenjew.

Damit sind wir bei den Baden-Badener Russen angelangt. Beginnen wir mit Iwan Sergejewitsch Trugenjew (1818–1883). Der Sohn eines



Abb. 5 Pauline Viardot-Garcia

Gutsherrn studierte in Moskau, Petersburg und Berlin, arbeitete einige Jahre im russischen Innenministerium. Im Bolschoi-Theater hatte der junge Mann die Viardot gesehen und sich unsterblich in die Primadonna verliebt. Fortan lebte das Ehepaar Viardot mit dem Russen in einer „ménage à trois“. Man reiste zusammen durch Europa oder hielt sich in Paris auf. Als die Viardots in Baden-Baden ansässig wurden, folgte ihnen Turgenjew. Nach wiederholtem Quartierwechsel mietete er sich von 1863–68 bei der Ofensetzerfamilie Anstett in der Schillerstraße 17 ein. An das Wohnhaus schloss sich ein Garten an, inmitten stand ein zweistöckiger Pavillon.<sup>27</sup> Wie oft dürfte da der „russische Europäer“<sup>28</sup> im Herumspazieren Figuren und Handlungsabläufe erdacht haben für seinen Roman „Rauch“, wo er vor allem das Leben der russischen Oberschicht im Oostal thematisiert hat. Anstetts Biedermeierhaus und das malerische Gartenhäuschen in der Schillerstraße sind vor einigen Jahren pietätlos abgerissen worden.<sup>29</sup> Die von Turgenjew im Jahre 1868 unmittelbar neben dem Viardotschen Grundstück erbaute schlossähnliche Vil-



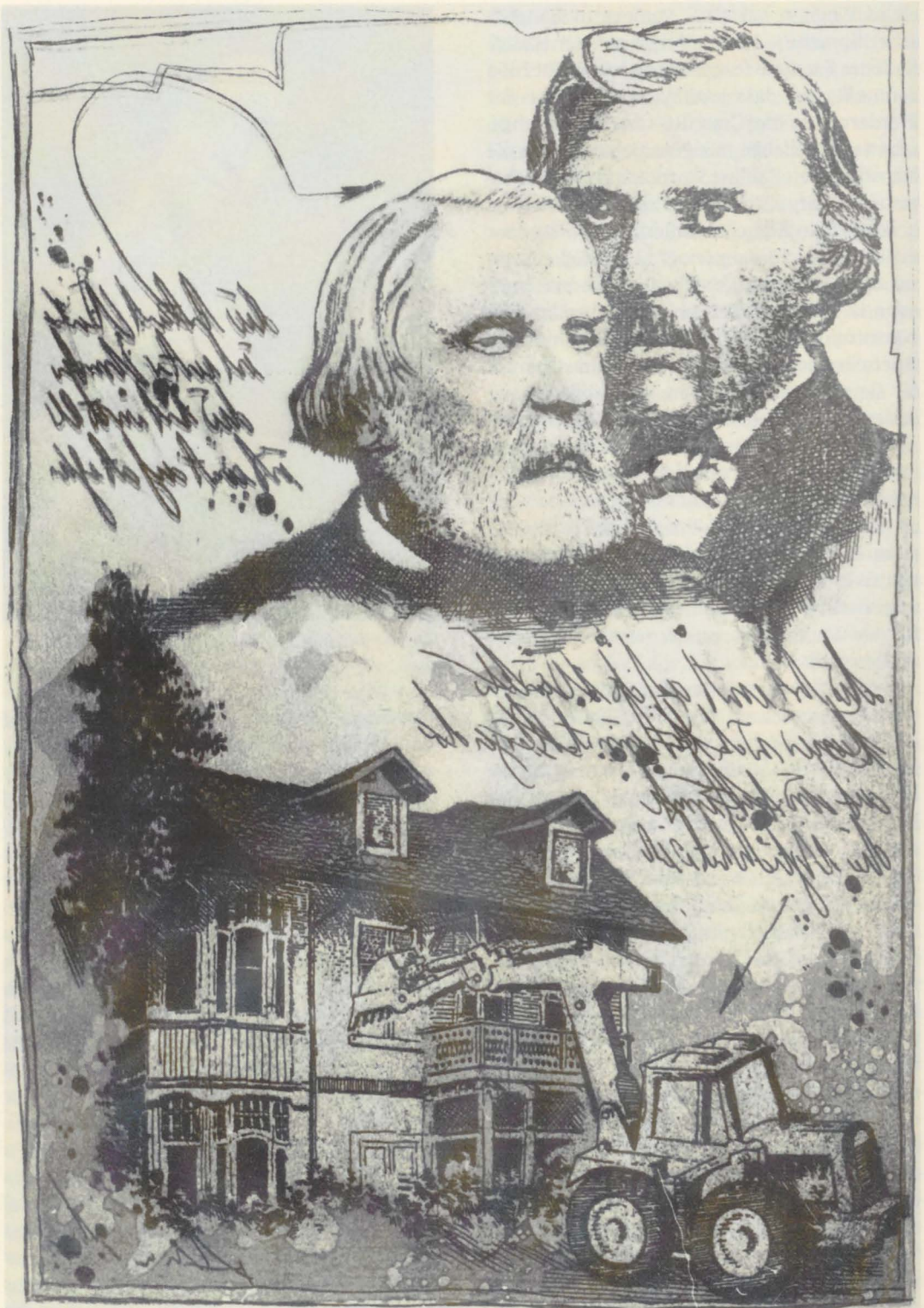


Abb. 6 Zweimal Iwan Turgenjew, darunter das abgerissene Gartenhaus in der Schillerstraße

(Stich von Dieter Portugall)



la aber ist bis auf den heutigen Tag in gepflegtem Bauzustand erhalten geblieben.

Turgenjews Geschichtsprofessor aus Petersburger Zeiten, Nikolai Wassiljewitsch Gogol (1809–1852), hatte bald nach dem großen Erfolg seines Theaterstücks „Der Revisor“ in den Jahren 1836–1844 die Kurstadt viermal aufgesucht. In der hier erscheinenden Kulturzeitschrift „Europa“ wurde eine Reihe seiner Werke wie die Kosakenerzählung „Taras Bulba“ erstmals in deutscher Sprache dem lesenden Publikum vorgestellt.<sup>30</sup> Ein weiterer Dichter, Lew Nikolajewitsch Tolstoi (1828–1910), hatte als junger Offizier am Krimkrieg teilgenommen. Seine Reportagen und Erinnerungen brachten ihm erste schriftstellerische Erfolge. Da hängte er den Offiziersberuf an den Nagel, reiste kreuz und quer durch Europa. Im Sommer 1857 traf er in Baden-Baden ein und verspielte sogleich seine ganze Barschaft am Roulettetisch. Bekannte und Freunde wurden angepumpt, doch die Pechsträhne in der Spielbank hielt an. „Alles verloren!“ vermerkte er zornig in seinem Tagebuch.<sup>31</sup> Zu seinem Glück riefen ihn schon binnen kurzem Familienangelegenheiten nach St. Petersburg zurück. Einige Jahre später sicherte ihm sein Romanepos aus der napoleonischen Zeit mit dem Titel „Krieg und Frieden“ literarischen Lorbeer.

Der große russische Dichter Fjodor Michailowitsch Dostojewski (1821–1881) hat schreckensvolle Erlebnisse durchstehen müssen: Als Teilnehmer revolutionärer Zirkel 1849 zum Tode verurteilt, eröffnete man ihm auf dem Schafott den Gnadenerweis. Zwangsarbeit in Sibirien folgte, dargestellt in seinem Werk „Aufzeichnungen aus dem Totenhaus“. Im Zuge seiner ersten Europareise kam er 1862 in die Kurstadt. Er war dem Spieltrieb verfallen, Mal für Mal verlor er sein gesamtes Geld, verpfändete Gepäck und Kleider. Im Jahre 1865 borgte er bei Turgenjew 50 Rubel, um Spielschulden abtragen zu können. Im Jahre 1867 reiste der 44jährige Dostojewski mit seiner jungen Frau Anna Grigorjewna Dostojewskaja durch Mitteleuropa. Eigentlich sollte es die Hochzeitsreise sein, doch in Wahrheit war es eine vier Jahre währende Flucht vor den Petersburger Gläubigern. In Baden-Baden zwang Geldnot das Ehepaar, vom Hotel umzuziehen in zwei enge Zimmerchen über einer ständig

hämmernden Schmiede im Hausanwesen Gernsbacherstraße 25 (heute Bäderstraße 2). So stand diese Odyssee seit Anbeginn unter dem beklemmenden Druck, immer von neuem Geldmittel aufzutreiben für den nötigsten Lebensunterhalt – und für das Roulettespiel. Aller Schmuck, die beiden Eheringe und schließlich gar Annas Mantille wurden versetzt. Die 20jährige Ehefrau hat in ihren stenographischen Tagebüchern das leidvolle Auf und Ab zwischen kleinen Gewinnen und neuem Ruin vermerkt:<sup>32</sup> „Was sind wir für Zigeuner – bei uns ist alles immer wie gewonnen so zerronnen, mal sind wir unabhängig, dann wieder müssen wir den Paletot verpfänden. Mein Gott, wie ist mir das alles zuwider, wann werden unsere Qualen enden, diese ewige Furcht, dass Fedja alles verspielt und wir nichts mehr haben!“ Unter Verwünschungen verließen die beiden Ende August den Badeort, so als trügen die hier lebenden Menschen alle Schuld am ausbleibenden Spielerglück.<sup>33</sup> Der Dichter aber hat seinen wahnhaften Drang zur rollenden Kugel verarbeitet in dem Roman vom Spieler, wo man die spannungsgeladene Sphäre im Kurhaussaal förmlich spürt<sup>34</sup>: „Ich war wie im Fieber und schob diesen ganzen Haufen Gold auf Rot – und kam plötzlich zur Besinnung! Nur dieses eine Mal während des ganzen Abends lief mir die Angst als kalter Schauer über den Rücken und ließ meine Hände und Füße zittern. Mit Entsetzen empfand und erkannte ich, was für mich jetzt ein Verlust bedeutete! Ich hatte ja mein ganzes Leben aufs Spiel gesetzt! 'Rouge' rief der Croupier, und ich holte Atem; es war mir, als ob feurige Ameisen über meinen ganzen Körper liefen. . .“

Nun taucht ein Amerikaner im Oostal auf. Samuel Longhorne Clemens, mit Künstlernamen Mark Twain (1835–1910). Mit seinem humorvoll-frischen Stil hatte er sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die Herzen seiner amerikanischen Landsleute geschrieben. Im April 1878 schiffte er mit Ehefrau, Töchtern und Kindermädchen ein zu einer 16monatigen Rundreise durch den europäischen Kontinent. In Heidelberg unternahm man eine Floßfahrt, die unversehens im kalten Neckarwasser endete. Nun wendete sich die kleine Reisegesellschaft nach Baden-Baden, wo



sie im Hotel de France – später Frankfurter Hof – in der Luisenstraße 32 abstieg. In seiner Reiseschilderung „Bummel durch Europa“ registrierte der Schriftsteller sarkastisch-überheblich die Zustände in der Alten Welt im allgemeinen und in Baden-Baden im besonderen<sup>35</sup>: „Es ist ein fades Städtchen, überall trifft man auf leeren Schein, kleinlichen Betrug und Aufgeblasenheit, aber die Bäder sind gut. . . Drei Jahre lang hatte ich dauernd rheumatische Schmerzanfälle, aber der letzte verschwand, nachdem ich 14 Tage dort gebadet hatte, und ich habe seither nie wieder welche durchgemacht. Ich glaube fest daran, dass ich meinen Rheumatismus in Baden-Baden gelassen habe. Er steht in Baden-Baden zur Verfügung. Es war wenig, aber mehr hatte ich nicht zu geben. . .“

Betrachten wir nun eine Gruppe von spätromantischen Dichterfreunden, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer wieder in Baden-Baden begegneten. Zu ihnen gehörte Victor von Scheffel (1826–1886). In Karlsruhe geboren und aufgewachsen, studierte er in Heidelberg, wurde zum Rechtspraktikanten in Säckingen ernannt. Nach Streit mit

einem Offizier, der beinahe in ein Duell ausartete, verließ er den Justizdienst und kehrte nach Karlsruhe zurück, um zu schriftstellern.<sup>36</sup> Zur badischen Residenzstadt hatte Scheffel ein gebrochenes Verhältnis: „Den Karlsruher Aufenthalt hab ich herzlich satt.“<sup>37</sup> Um so lieber fuhr er immer wieder ins nahe Baden-Baden, wo er zumeist oben am Schlossberg Wohnung nahm bei seinem Freunde Friedrich Maler (1799–1875), der eine umfangreiche Altertümersammlung aufgebaut hatte.<sup>38</sup> Mehrfach hat Scheffel die Umgebung der Kurstadt bedichtet, so in Erinnerung an einen Waldspaziergang:<sup>39</sup>

*Noch gedenk' ich, wie wir in fröhlicher  
Schar  
aus Lichtental gezogen,  
selbst die kirchenrätliche Freundin war  
von der heitersten Stimmung umflogen.  
Wie war es prächtig, im Tale der Murg  
des Tannenwalds Aroma zu trinken  
und zu schau'n aus den Trümmern von  
Ebersteinburg  
der Sonne glutstrahlend Versinken.*

Seit einigen Jahrzehnten ist es in Mode gekommen, hochnäsig auf den ehemaligen „Lieblingsdichter des deutschen Volkes“ herabzuschauen. Sicher gehört Scheffel nicht zu den großen Klassikern deutscher Sprache, gleichwohl verdient er einen anerkannten Standort. Mag der in Trochäen gehaltene „Trompeter von Säckingen“ recht mühsam zu lesen sein, so braucht andererseits der Roman „Ekkehard“ den Vergleich mit vielen Produkten der Gegenwartsliteratur nicht zu scheuen. Und die lebendigen Reiseberichte wie die Briefwechsel sind gültige Zeitzeugnisse, die allerlei sozialgeschichtliche Einblicke erlauben.<sup>40</sup>

Seit seiner Studentenzeit gehörte Scheffel dem „Engeren“ an, einem Freundeskreis, der allwöchentlich im Heidelberger Gasthof Waldhorn ob der Bruck tagte. Da wurde nicht nur gezecht und gescherzt, sondern auch manches gehaltvolle Gespräch geführt. In späteren Jahren, als die Teilnehmer zu ehrbaren Honorationen herangewachsen waren, hat man die Treffen beibehalten. Der Universitätsprofessor Ludwig Häusser (1818-1867) fungierte in der Runde als beschwingter Redner, zum Reime-

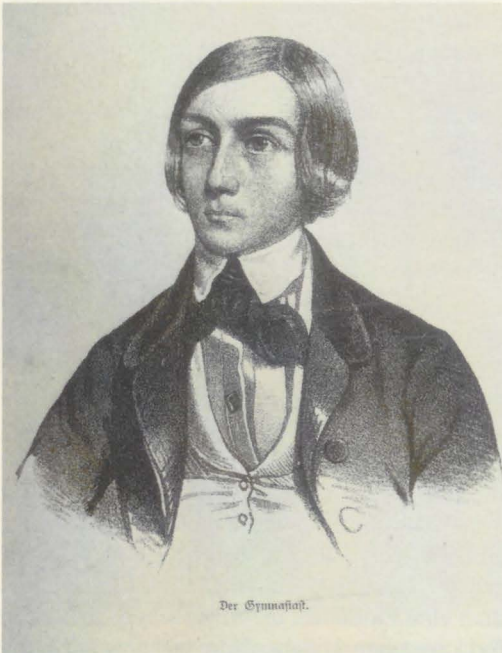


Abb. 7 Victor Scheffel



schmied wurde Scheffel und zum Sänger wurde Christof Schmezer (1800–1882) erkoren, der zudem über beachtliches schauspielerisches Talent verfügte. In Scheffels Werk begegnen wir ihm mehrmals unter dem Namen „Pfarrer von Assmannshausen“, da er aus jenem Ort im Rheingau seinen Lieblingswein bezog. Tatsächlich aber wirkte Schmezer als evangelischer Pfarrer in Baden-Baden. Bücher hat er geschrieben, als wichtigstes nicht etwa ein theologisches, sondern ein geologisches Lesebuch.<sup>41</sup> Er galt als beredter Prediger. Auch aus dem Pfarrhause schallte sein lautstarkes Organ, wenn der geistliche Herr wieder einmal mit seinem Ehegespons im Dauerstreit lag. Nach der Scheidung übernahm Schmezer im Jahre 1840 die Pfarrei Ziegelhausen bei Heidelberg.<sup>42</sup> Dort kam es zu einem denkwürdigen Vorfall. Bei einem Aufenthalt im nahen Heidelberg hatte Schmezer in einer Eisenhandlung eine Schusswaffe gekauft, angeblich eine Kinderpistole. Gefahren auf dem Nachhauseweg frchternd, legte er sogleich das Zündhütchen ein. Die Pistole steckte vergessen in der Rocktasche, als der Pfarrer am nächsten Morgen in der Ziegelhauser Kirche predigte. Aus dem 6. Kapitel des Buches Jesaja demonstrierte er wortgewaltig, wie die Engel ihr „Heilig“ riefen, dass alle bebten von der Stimme ihres Rufens und das Haus voll Rauches ward. Im Überschwang warf der Redner die Arme in die Höhe, versehentlich die Pistole mit hochreißend. Dabei muss er den Abzugshahn berührt haben – ein explosionsartiger Knall ließ die Gläubigen erstarren, schwärzlicher Pulverdampf verhüllte das Kircheninnere. Bald kam die Begebenheit dem Schweizer Literaten Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898) zu Ohren, der sie umgestaltete zu der einfühlsamen Novelle über den Schuss von der Kanzel.<sup>43</sup>

Zu Scheffels Baden-Badener Freunden zählte der Oberamtsrichter Franz Mallebrein (1826–1905). Er stammte aus der badischen Landeshauptstadt, sein Vater Karl Mallebrein (1782–1852) war ein angesehenener Kaufmann und Mitgründer der Karlsruher Handelsstube, heute Industrie- und Handelskammer. Franz Mallebrein hatte zusammen mit Scheffel in Heidelberg Jura studiert, trat sodann in den Staatsdienst ein. Allseits hat man den volksnahen, zuweilen derben, aber überaus gerechten



Abb. 8 Christof Schmezer

Richter sehr geschätzt. In Baden-Baden wohnte er mit seiner Frau und seinen zehn Kindern in der früheren Obereinnehmerei in dem 1709 erbauten Hause Hirschstraße 3. Während seiner Freizeit schrieb der Jurist Gedichte über die Bäderstadt und deren Umgebung. Da wurden die Sagen der Trinkhalle in Versform gegossen oder Erfahrungen aus dem Rechtsleben in Reime gesetzt wie etwa der Prozess gegen jenen Hhnerdieb, der den Spitznamen „Bippelle von Baden“ trug.<sup>44</sup> Von dem stark kurzsichtigen Amtsrichter sind mancherlei Anekdoten überliefert. Nur ein Exempel: Nach einem Konzert im Kurhaus beobachteten Passanten beim Heimweg durch die nächtliche Lichtentaler Allee, wie der Oberamtsrichter immer wieder Anlauf nahm, einen großen Sprung vollführte, um sodann ein paar Meter normalen Schrittes weiterzuschreiten. Frager beschied er zornig, bei Verlegung der neuen Wasser- und Gasleitungen hätten die städtischen Arbeiter alle Gräben über Nacht einfach offengelassen. Keinen Glauben wollte er der Erklärung schenken, es handle sich doch um die Schatten von



Baumstämmen, die im Vollmondschein quer über den Weg fielen.

Gehen wir hinüber ins 20. Jahrhundert. Nach wie vor zieht das Oostal die Dichterschaft magnetisch an. Ich nenne nur einige aus der Menge: Bert Brecht, Alfred Döblin, Kasimir Edschmid, Alexander von Gleichen-Rußwurm, Georg Groddeck, Gerhart Hauptmann, Wilhelm Hausenstein, Rolf Hochhuth, Otto Jägersberg, Marie Luise Kaschnitz, Wolfgang A. Peters, Peter Wapnewski, Leopold Zahn. Wir wollen unsere Neugier begrenzen auf das berühmte Dreigestirn Werner Bergengruen, Otto Flake und Reinhold Schneider. Gemeinsam ist den dreien, dass sie sich den Machthabern des Dritten Reiches mit seltener Zivilcourage widersetzen.

Werner Bergengruen (1892–1964), Arztsohn aus Riga, studierte in Deutschland, betätigte sich als Redakteur, Mitarbeiter von Tageszeitungen und Schriftsteller in Berlin, München und Achensee in Tirol. Im Dritten Reich wurde der christliche Autor bedrängt, einzelne seiner Werke verboten. Diesem Schicksal entging glücklicherweise sein 1935 veröffentlichter Roman „Der Großtyrann und das Gericht“, der in Parabeln das Unrechtssystem der Nazi-diktatur spiegelte.<sup>45</sup> 1937 wurde Bergengruen aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen. Nach dem Kriege übersiedelte er nach Zürich, im Jahre 1958 bezog er in der Zeppelinstraße 34 in Baden-Baden sein neu erbautes Haus. Elf Romane und an die zweihundert Erzählungen hat er geschrieben, dazu zahlreiche Gedichte. Bergengruens Schreibstil ist meisterhaft, doch findet heutzutage der Leser nur noch schwer Zugang zur Gedankenwelt dieses Dichters. Kurz vor dem Einzug in sein Baden-Badener Haus dankte er einem Freund für die Beschreibung des zukünftigen Heimatortes:<sup>46</sup> „Aber Du hast uns nicht nur Laren ins Haus gebracht, Du hast mich aus zu den stadtbehütenden Gottheiten . . . in Beziehung gesetzt, und ich fühle mich nun ihrem Schutze anbefohlen. Im obersten Range stehen der Quellgeist und der heilige Schlüsselträger auf der Turmspitze, aber auch was in den unteren Etagen herumkriecht, hat nun mein Vertrauen gewonnen. Die ganze Stadt- und Landschaft, auch die entferntere Umgebung steht in einem neuen dämmerigen Licht.“

Otto Flake (1880–1963) ist in Metz geboren, er war Sohn ins Elsass eingewanderter Altdeutscher. Seine Grenzlanderfahrung ließ ihn zum kritisch-kosmopolitischen Kopf heranreifen. Er studierte in Strassburg Germanistik, Geschichte, Philosophie und Kunstgeschichte, jedoch ohne Universitätsabschluss. Mit 26 Jahren stellte ihn das „Leipziger Tagblatt“ als Feuilletonchef ein. Nach zwei Jahren gab er die Stelle wieder auf, um fortan als freier Schriftsteller und Übersetzer sein Brot zu verdienen. Im Ersten Weltkriege trat er für einen Verständigungsfrieden und Lösung der elsässischen Frage zugunsten Frankreichs ein. Nach dem Krieg hielt sich Flake in der Schweiz und in Südtirol auf. Im Jahre 1928 ließ er sich in Baden-Baden nieder, er hatte das Haus Bismarckstraße 7 erworben. Vier Jahre später verschlechterte sich Flakes finanzielle Lage drastisch. Er konnte die Grundsteuer nicht mehr aufbringen und musste sein Anwesen wieder verkaufen. Zahlreiche Romane, Erzählungen und philosophische Schriften hatte er bereits veröffentlicht, vom Stilistischen her Stendhal verpflichtet. Sein Name besaß Klang im deutschsprachigen Literaturbetrieb. 1932 heiratete Flake in dritter Ehe die Baden-Badnerin Marianne Hitz, bald vom Naziregime als Halbjüdin diskriminiert. Man darf Flake glauben, dass er 1933 allein zu ihrem Schutze die Loyalitätserklärung deutscher Schriftsteller mit unterschrieben hat. Doch der Autor machte keine politischen Konzessionen. Er zog sich zurück auf das Abfassen historischer Schriften wie seinen mehrbändigen „Fortunat“. Im Jahre 1949 wurde dem Dichter eine unrichtige Steuererklärung zum Verhängnis, er musste eine beträchtliche Geldstrafe erlegen. Gleichzeitig stockte der Absatz seiner Bücher infolge der Währungsreform fast gänzlich. Rolf Hochhuth, damals Lektor beim Bertelsmann-Verlag, kümmerte sich in den fünfziger Jahren tatkräftig um Neuauflagen, endlich erhielt der verarmte Schriftsteller wieder Honorare.<sup>47</sup> In Baden-Baden hat der unbequeme Individualist erst in seinen letzten Lebensjahren offizielle Anerkennung gefunden, er, der schon 1933 einen der bezauberndsten Belle-Epoque-Romane über seine Heimatstadt schrieb – Hortense oder Die Rückkehr nach Baden-Baden. Ein Zitat daraus:<sup>48</sup> „ . . . gegenüber, jenseits der Oos, rausch-



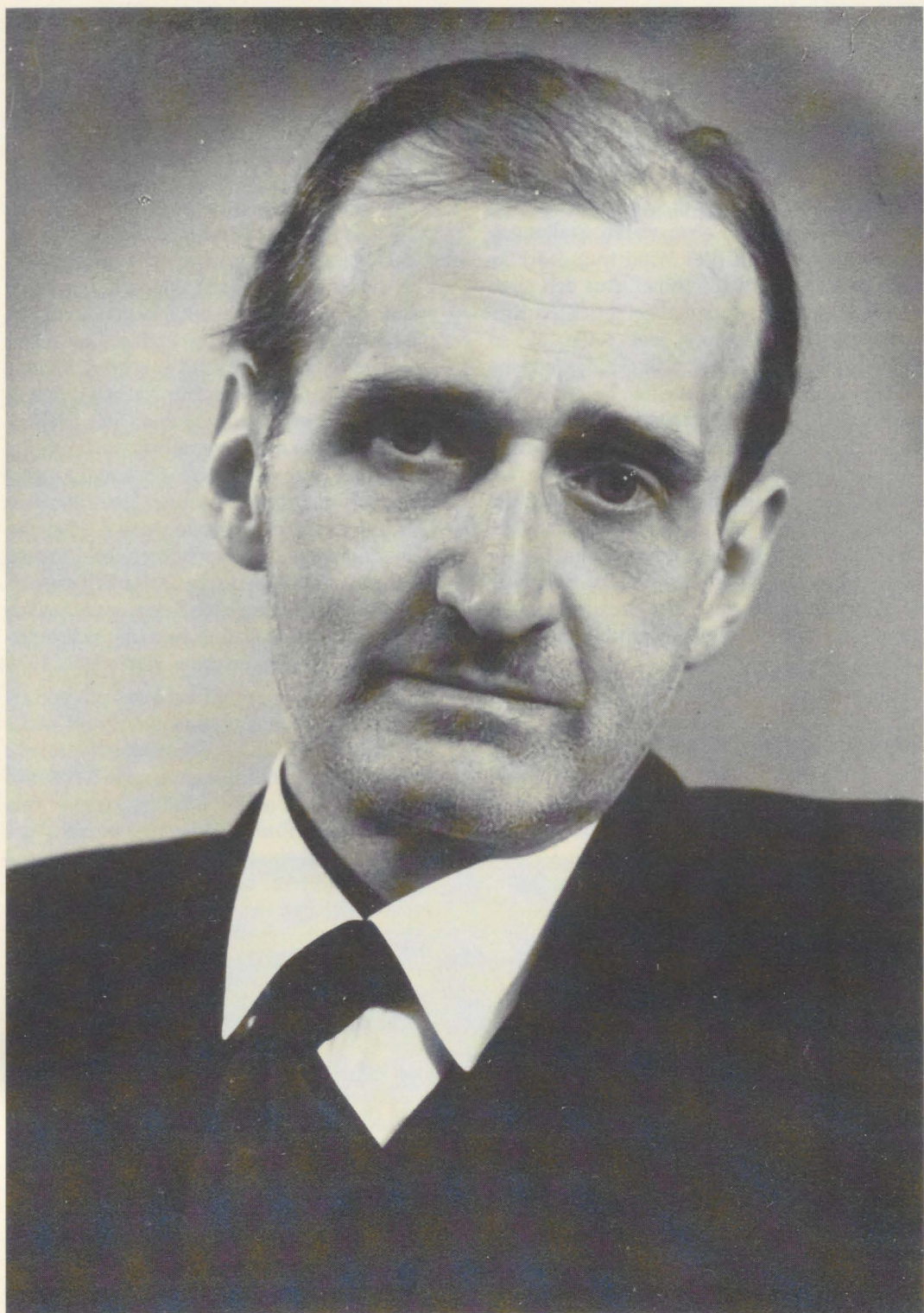


Abb. 9 Reinhold Schneider



ten die hundertjährigen Eichen der Lichtentaler Allee. Ihre Kronen waren so hoch, dass sie den Hügel dahinter verdeckten, die Dächer des Menschikowschen Sitzes kaum erkennen ließen. Wenn Georg auf den Balkon seines Arbeitszimmers trat, konnte er die Einfahrt und den schmiedeeisernen Bogen sehen, durch den der Fürst die Troika oder gar den Viererzug aufwärtslenkte. Dort oben waren Stallungen für Pferde jeder Art. Der Wind trug das Wiehern und den Geruch herüber. Aus den noch gelben Rasenflächen der Allee sprühten Krokus, Zwerghyazinthe und jene Szilla, die so dunkelblau wie Enzian war. Georg, der jetzt die Zeit fand, lange zurückgestellten Neigungen zu folgen, hatte ein Heft angelegt, das er das Tagebuch Floras nannte. Die Amseln gehörten eigentlich nicht hinein, aber sie standen am Anfang: unter dem 27. Januar hatte der die früheste schlagen gehört. Er war entschlossen, dieses Jahr endlich einmal den Frühling Baden-Badens bewusst zu erleben – seine Fülle war so überwältigend, dass sich nur behaupten konnte, wer ihr ein wenig Pedanterie entgegensetzte.“

Reinhold Schneider (1903–1958) ist im Hotel Messmer, neben dem Baden-Badener Kurhaus geboren. Seit Generationen gehörte es der Familie. Im Zuge der Revolution 1848/49 war Prinz Wilhelm von Preußen, der ungeliebte „Kartätschenprinz“, hier mit seinem Stabe einquartiert. In späteren Jahren kehrte er gerne als Erholung suchender Monarch dorthin zurück. Nach dem Ersten Weltkriege musste das Hotelunternehmen verkauft werden, die Ehe von Reinholds Eltern zerbrach. Der junge Mann, der gerade das Abitur bestanden hatte, sah keine Zukunftsperspektive. In einer Dresdner Kunstanstalt fand er schließlich eine Arbeitsstelle. Doch Nacht für Nacht machte er sich in rastlosem Selbststudium mit Philosophie und Literaturwissenschaft vertraut. Im Jahre 1928 war es soweit: Er kündigte und begann ein Leben als freier Schriftsteller. Gleich sein erstes Werk von den Leiden des Camoes brachte den Durchbruch, bald folgten weitere historiographische Ausarbeitungen.<sup>49</sup> Zu den Nationalsozialisten nahm er anfänglich eine schwankende Haltung ein, die sich indes rasch in Gegnerschaft verfestigte. 1938

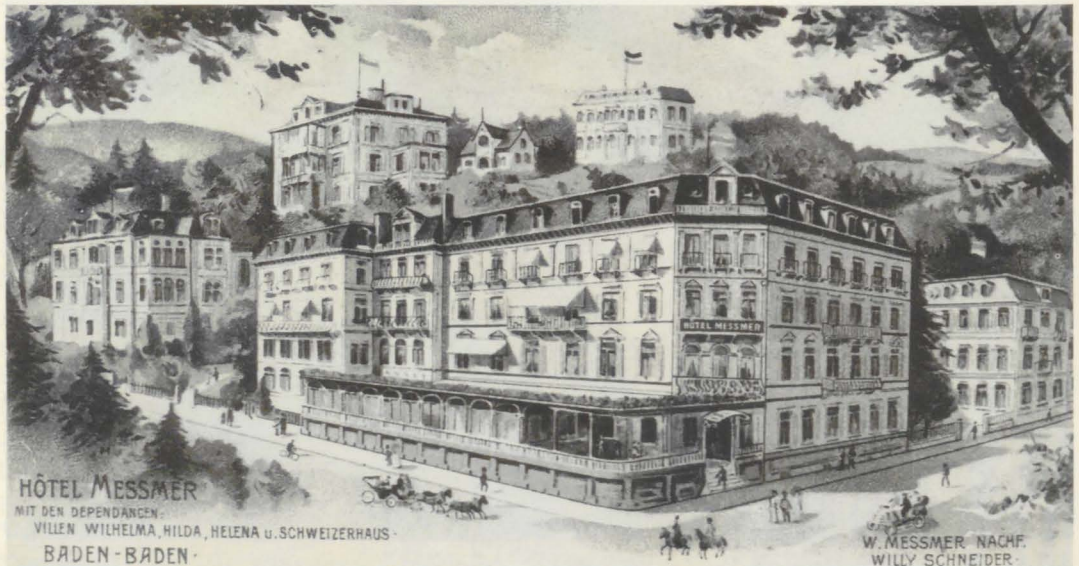


Abb. 10 Reinhold Schneiders Geburtshaus



erschien im Inselverlag seine Schrift „Las Casas vor Karl V., Szenen aus der Konquistadorzeit.“ Da wurde die brutale Verfolgung und Ausrottung der geknechteten Indios in Südamerika vor Augen geführt. Viele im Lande vernahmen und verstanden diesen Mahnruf gegen die Menschen verachtende Nazidiktatur. Während des Krieges veröffentlichte Reinhold Schneider zahllose kleine Schriften, mit denen er abseits der herrschenden Phraseologie Trost und Gottvertrauen geben wollte. Er hat um diese Zeit Kontakt gefunden zu den Frauen und Männern des Widerstands gegen Hitler, sowohl im „Kreisauer Kreis“ wie im „Freiburger Konzil“. Verfolgung durch die Gestapo setzte ein und nur die französische Besetzung Freiburgs dürfte seine Verhaftung verhindert haben. Nach dem Kriege forderte Reinhold Schneider Einkehr und innere Wandlung<sup>50</sup>, machte einige Jahre später offen Front gegen Pläne zur Wiederbewaffnung der Bundesrepublik. Schneider, der damals zu den meistgelesenen deutschen Autoren zählte, hat bis zu seinem Tode nahezu zweihundert Schriften herausgebracht.<sup>51</sup> Im Jahre 1957 musste der Dichter den Abriss seines Elternhauses, des historischen Hotels Messmer, miterleben. Da sah er, wie das Kaiserfenster, „das früher stets mit Ehrfurcht betrachtet wurde und für ein Weibchen der eigentliche Ruhm des Städtchens war“, herausgebrochen wurde und wie der berühmte Kaiserbalkon staubverhüllt herunterstürzte. Von dort oben hatte Kaiser Wilhelm I. am 14. Juli 1861 jene jubelnde Menge begrüßt, die ihm nach dem missglückten Attentat des Studenten Oskar Becker einen Fakkelzug darbrachte. Reinhold Schneider klagte in seinem wehmütigen Abschiedsbuch: „Geben wir es ruhig zu: das Vermächtnis war in schlechten Händen; es hätte würdiger enden können.“<sup>52</sup> Ja, es sollte uns nachdenklich machen, wie viele geschichtsträchtige Bauten nach dem letzten Kriege hier in Baden-Baden Opfer der stillen Zerstörung geworden sind.

Zum Abschluss grüßen wir einen fröhlichen Dichterjuristen. Achim Reschke (1898–1991) war kurz nach Kriegsende aus seiner Geburtsstadt Berlin nach Baden-Baden gekommen, wo ihm das Amt eines Richters am Landgericht übertragen wurde. Gern schrieb er Gelegenheitsgedichte, auch ein gereimtes Verkehrs-

lexikon zum Schmunzeln, ausgestattet mit zahlreichen Karikaturen, hat er vorgelegt.<sup>53</sup> Seine lyrische Sternstunde aber schlug im Jahre 1955, als es ihm gelang, ein komplettes Berufungsurteil in Versform abzufassen. Da rauschte es gewaltig im juristischen Blätterwald, auch das übergeordnete Oberlandesgericht in Karlsruhe musste sich mit dem unerwarteten Rechtsproblem befassen.<sup>54</sup> Hier der Tatbestand:

*Es hat die Privatklägerin sich beklagt, die Angeklagte,  
die habe gesagt, am 22. März laut und barsch,  
nach heftigem Streit: „Leck mich am Arsch!“  
Hierdurch sei sie nun aufs Tiefste beleidigt.  
Drauf hat sich die Angeklagte verteidigt:  
„Solch ein Wort nahm ich noch niemals auf  
in mein Hirn,“  
ich fluchte nur: „Himmel, Arsch und Zwirn!“*

Über Seiten geht es dergestalt in Reimen weiter, denn die Klägerin hat ihrerseits beleidigende Ausdrücke verwendet. Am Schluss begründet die Kammer ihre Entscheidung, beide Beleidiger für straffrei zu erklären, denn:

*Das Wort des Götz von Berlichingen  
ist keines von den feinen Dingen.  
Wenn man dies wechselseitig sagt,  
am besten niemand sich beklagt!  
Wer stets vom Recht das Rechte dächte  
und sich nicht rächte, dächte rechte.*

Mit dieser Nutzenanwendung sei die Vorstellungsreihe der Dichterinnen und Dichter beendet. Sie konnte nur einen Ausschnitt bieten aus dem einst so strahlenden kulturellen Spektrum. Blass ist heute das Bild des Weltbades geworden, garniert mit lauter Fragezeichen: Kulturstadt? Kurstadt? Nur Stadt? In dieser Lage haben die Verantwortlichen beschlossen, neu anzuknüpfen an die große Vergangenheit. Man plant den Bau eines Festspielhauses. Ein Wagnis, das viele Bürger hoffnungsvoll mittragen. Doch bei dem Großprojekt hinter dem Alten Bahnhof darf's nicht bewenden. Flankierende Hilfen sind unerlässlich. So muss endlich



die Verkehrsberuhigung der Innenstadt durchgesetzt werden, denn die Festgäste wollen ungestört flanieren. Gleichmaßen muss das überkommene Stadtbild bewahrt und als Gesamtheit geschützt werden, denn die Besucher suchen das Flair der einstigen Sommerhauptstadt und keine Modernismen – was zeitgemäßen Komfort hinter den Fassaden keineswegs ausschließt. Und über wirtschaftlichem Kalkül dürfen die geistigen Inhalte nicht vergessen werden: aktuellen Stellenwert müssen sie in Gestalt und Werk wieder erlangen, all die Literaten von Baden-Baden.

---

#### Anmerkungen

- 1 Briefe vom 20. 7. und 7. 8. 1812 in: Wilhelm Zentner (Hrsg.), Johann Peter Hebel: Briefe, 1976, S. 203, 205.
- 2 Ludwig Vögely, Goethe und Johann Peter Hebel, Karlsruhe 1965.
- 3 Thomas Mann, Lotte in Weimar, 1975, S. 241.
- 4 Reiner Haehling von Lanzenauer, Aequae, hrsg. v. Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, 1993, S. 56; vgl. a. BadH 1994, S. 294.
- 5 Rudolf Haas, Stephanie Napoleon, 1976, S. 114.
- 6 Zitiert nach Heinrich Berl, Franzosenzeit in Baden-Baden, 1949, S. 92; vgl. a. Klaus Fischer, Baden-Baden erzählt, 1985, S. 79.
- 7 Max von Schenkendorf, „An die Freunde in Baden-Baden“, Gedichte, hrsg. v. E. Groß, 1912, S. 182.
- 8 Uhlands Gedichte und Dramen in zwei Bänden, Cotta/Stuttgart o. J., Bd. 1, S. 204.
- 9 Josef Eberle/Philipp Harden-Rauch, Uhland. Bilder aus seinem Leben, 1956, S. 12.
- 10 Karl Pörnbacher (Hrsg.), Das Leben des Justinus Kerner, erzählt von seiner Tochter Marie, 1967, S. 372; Ludwig Vögely, Kraichgauer Gestalten, 1994, S. 136.
- 11 In einem Brief vom 12. 9. 1842 beklagt sich Spindler bei Kerner, dass dieser ihn während seines letzten Kuraufenthalts nicht besucht habe, vgl. Theobald Kerner (Hrsg.), Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, 2. Band, 1897, S. 234.
- 12 Justinus Kerners Gesamtwerke, Weinsberg 1909, 3. Band, S. 214.
- 13 Roger Paulin, Ludwig Tieck, 1988, S. 263.
- 14 Rolf Gustav Haebler, Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, Bd. II, 1969, S. 75; Lenau Werke, Berlin und Weimar, 3. Aufl. 1981, S. XXXVI und 241; Nicolaus Lenau's sämtliche Werke, hrsg. v. Emil Barthel, 2. Aufl. o. J., Einleitung S. CLXIX.
- 15 Aloys Schreiber, Gedichte und Erzählungen, Heidelberg 1812, S. 18; vgl. a. Friedrich von Weech, Badische Biographien, 2. Theil, 1875, S. 279; Erika Schappeler-Honnef, Bühler Blaue Hefte Nr. 10, 1961, S. 11.
- 16 GLA (Generallandesarchiv Karlsruhe) 233/15213 und 236/4342.
- 17 Klaus Fischer (Anm. 6), S. 30; ders., Aequae 1993, S. 83.
- 18 Zitiert nach der Übersetzung bei Heinrich Berl, Baden-Baden im Zeitalter der Romantik, 1936, S. 94.
- 19 Xavier Marmier, Souvenirs des voyages et traditions populaires, Paris 1841, S. 167; zur Person Marmiers: Reiner Haehling von Lanzenauer, Aequae 1986, S. 15.
- 20 Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe, Verlag Hesse/Leipzig o. J., S. 308; Robert Minder, Die Entdeckung deutscher Mentalität, 1992, S. 171.
- 21 Gérard de Nerval, Lorely, Paris 1958, S. 42; vgl. a. daselbst auf S. 51 und 56 die Beschreibungen des Baden-Badener Lebens.
- 22 Alexandre Dumas, Les bords du Rhin, Paris 1991, S. 459.
- 23 Heinrich Berl (Anm. 6), S. 41.
- 24 Heinrich Berl (Anm. 18), S. 96 mit Hinweis auf das Bäderblatt vom 10. 9. 1865; zum örtlichen Eisenbahnwesen jener Zeit vgl. Walter Carganico, Aequae 1995, S. 71.
- 25 Briefe v. 10. 9. 1864 und 23. 8. 1866 an ihre Tochter Marie, abgedr. in: La Mara (Hrsg., eigtl. Name Marie Lipsius), Marie von Mouchanoff-Kalergis geb. Gräfin Nesselrode in Briefen an ihre Tochter, 1907, S. 140, 182.
- 26 Julius Kraetz und Karl Jörger, Pauline Viardot/Iwan Turgenjew, Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, Heft 13, S. 7, 19.
- 27 Klaus Fischer, Auf Iwan Turgenjews Spuren in der Kurstadt, Spuren 9, Marbach 1990, S. 2; Margot Fuß, Baden-Baden, Kaiser und Könige. Rund um den Gausplatz. Rund um den Bertholdplatz. Baden-Baden 1994, S. 187; Galina Time in: Ivan Sergeevic Turgenjev, Ausstellungskatalog Baden-Baden 1993, S. 11.
- 28 Renate Efferen, Aequae 1994, S. 81.
- 29 Wolfgang A. Peters, Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 39 vom 15. 2. 1973; vgl. a. Spiegel Nr. 13 v. 28. 3. 1988, S. 75.
- 30 Klaus Fischer, Russen in Baden-Baden, o. J., S. 17.
- 31 Klaus Fischer (Anm. 6), S. 111, 114.
- 32 Anna Grigorjewna Dostojewskaja, Tagebücher. Die Reise in den Westen, 1985, S. 264.



- 33 Geir Kjetsaa, Dostojewskij, Sträfling – Spieler – Dichterst, 1986, S. 269.
- 34 Der Spieler. Aus den Aufzeichnungen eines jungen Menschen, Rowohlt Jahrhundert Bd. 63, 1989, S. 158.
- 35 Mark Twain, Gesammelte Werke, Band III, 2. Aufl., München/Wien 1985, S. 758; vgl. dazu Thomas Ayck, Mark Twain, Rowohlt Monographien, 1974, S. 36.
- 36 Johannes Proelss, Scheffel's Leben und Dichten, Berlin 1887, S. 157.
- 37 Scheffels Briefe an Karl Schwanitz 1845–1886, Leipzig 1906, S. 203.
- 38 Eine Studienfreundschaft. Scheffels Briefe an Friedrich Eggers 1844–49, Karlsruhe 1936, S. 56; Scheffels Briefe an Karl Schwanitz 1845–1886 (Anm. 37), S. 211, 215; s. a. die Zeichnung in Scheffel-Jahrbuch 1925, S. 11.
- 39 Josef Victor von Scheffels sämtliche Werke, hrsg. v. Johannes Franke, Leipzig o. J. (1917), S. 117.
- 40 Reiner Haehling von Lanzenauer, Dichterjurist Scheffel, Karlsruhe 1988, S. 59.
- 41 Christian Schmezer, Die Vergangenheit und Gegenwart des Erdballs und seiner organischen Lebensformen, Heidelberg 1869.
- 42 Hans Martin Siehl, Aquae, hrsg. v. Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, 1992, S. 19.
- 43 Conrad Ferdinand Meyer, Werke in zwei Bänden, Ulm/Donau o. J., Bd. 1, S. 430; Reinhard Hoppe, 750 Jahre Ziegelhausen, Heidelberg 1970, S. 62.
- 44 Franz Mallebrein, Gedichte aus Baden-Baden und Umgebung, hrsg. v. Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, 1989.
- 45 Hans-Jürgen Wipfelder, Neue Juristische Wochenschrift 1984, S. 2079 und Deutsche Richterzeitung 1991, S. 41.
- 46 Schreiben aus Zürich vom 18. 12. 1957 in: Werner Bergengruen/Reinhold Schneider, Briefwechsel, 1966, S. 141.
- 47 Zur Biographie: Ernst Möwe, Otto Flake, Leipzig 1931; Otto Flake, Es wird Abend, Gütersloh 1960; Michael Farin (Hrsg.), Otto Flake, Annäherung an einen Eigensinnigen, Baden-Baden 1985.
- 48 Otto Flake, Hortense oder die Rückkehr nach Baden-Baden, 1. Aufl., 1933, S. 214; vgl. zu dem Roman Gert Ueding in: Orte, Nr. 61, 1987, S. 23.
- 49 Die Leiden des Camoes oder Untergang und Vollendung der portugiesischen Macht, Hellerau 1930; Bibliographie in: Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz, Jahrbuch 1958, S. 49 und Wilpert/Gühning, Erstausgaben deutscher Dichtung, 1967, S. 1142.
- 50 Reinhold Schneider, Der Mensch vor dem Gericht der Geschichte, Augsburg 1946.
- 51 Zur Biographie: Reinhold Schneider, Verhüllter Tag 1954; Franz Anselm Schmitt u. a., Reinhold Schneider. Leben und Werk in Dokumenten, 1973; Reiner Haehling von Lanzenauer, Reinhold Schneider aus Baden-Baden, 1991; Cordula Koepcke, Reinhold Schneider. Eine Biographie, 1993.
- 52 Reinhold Schneider, Der Balkon, 1957, S. 85.
- 53 Achim Reschke, Liebe Leute seid belehrt daß ihr nicht verkehrt verkehrt, Kempten 1957.
- 54 OLG Karlsruhe, Neue Juristische Wochenschrift 1990, S. 2009.

Anschrift des Autors:  
 Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer  
 Hirschstraße 3  
 76530 Baden-Baden



# Protestantismus und Politik

in Baden zwischen 1819 und 1933



Protestantismus und Politik: zum politischen Handeln evangelischer Männer und Frauen zwischen 1819 und 1933; eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Landeskirche in Baden/Landeskirchliche Bibliothek, dem Generallandesarchiv Karlsruhe und dem Stadtarchiv Karlsruhe/hrsg. von der Badischen Landesbibliothek; Konzeption und Redaktion: Gerhard Schwinge.

Karlsruhe: Badische Landesbibliothek 1996. 288 S.: Ill.; 24 cm

ISBN 3-88705-042-8: DM 29,- (Für Mitglieder der Fördervereine der beteiligten

Institutionen: DM 25,-)



Dr. Lothar Brandstetter

## BADEN-BADEN, die Stadt im Grünen

Wenn von Baden-Baden gesprochen wird, wer denkt da nicht sogleich an die Thermen, an die heilenden Quellen, die seit der Römerzeit die Geschichte dieses Ortes mitgeprägt haben. Dann wird mit Sicherheit auch die Spielbank angesprochen, die – ohne zu übertreiben – wohl als die schönste und prunkvollste der Welt genannt werden darf. Doch noch ein weiterer, ja sehr wichtiger Faktor hat zur Bedeutung der Stadt beigetragen, das ist die Landschaft in und um Baden-Baden, geprägt durch Grünflächen, Bäume, Parkanlagen und Wälder. Was wäre die Stadt ohne dieses Grün

in und außerhalb der Stadt? Sie wäre wohl kaum im 19. Jahrhundert zur „Sommerhauptstadt Europas“ auserkoren worden!

„Die Lage der Stadt ist herrlich“, eine Aussage von Nikolej V. Gogol, der 1836 im Juni erstmals die Stadt besuchte. Max von Schenkendorf, der Lyriker und Freiheitsdichter, hatte gar 1813 ein dreizehnstrophiges Gedicht „An das Tal von Baden“ verfaßt, das die Schönheit dieses Tales preist.

Gérard de Neval, der bedeutende französische Romantiker, steigerte sich in einem Reisebericht aus dem Jahre 1838 sogar in die Be-



*Blick von der Terrasse des Neuen Schlosses zur Stadt*



hauptung „Die Schweiz muß man gesehen haben, aber leben muß man in Baden“. Iwan Turgenjew schrieb an Gustav Flaubert: „Kommen Sie doch nach Baden, da sind die herrlichsten Bäume, die ich je gesehen habe und hoch oben auf den Bergen. Das tut dem Auge und der Seele wohl.“ Theodor Storm, der für acht Tage 1865 die Stadt besuchte, nennt in einem Brief an seine Tochter Badens Umgebung eine „paradiesische Gegend“.

Es gibt noch viele derartiger Zeugnisse über die einmalige Schönheit der Landschaft der „capital de l'été“ Baden – ausgesprochen sowohl von Künstlern als auch von politischen Größen der damaligen Zeit. Doch auch in unserer Zeit hat Baden-Baden seinen – nennen wir es einmal – grünen Reiz nicht verloren. Die Landschaft bleibt zeitlos, schön und attraktiv, – und es gilt sie zu erhalten!

Betrachten wir uns nun einmal die grüne Landschaft näher. Man kann sie in drei große Bereiche gliedern.

## LICHTENTALER-ALLEE

Ein grünes Band, mal breiter, mal schmaler, zieht sich aus der Stadtmitte in östlicher Richtung, dem Lauf der Oos entlang.

Einst wurde diese Allee der großen, mächtigen Eiche wegen „Große Eichenallee“ genannt. Mit diesem Namen war aber nur das Teilstück zwischen Kurhaus und Kettenbrücke (Hirtenhäusel, eingangs Gunzenbachtal) bedacht worden. Einer Legende nach soll diese „Große Eichenallee“ unter Einbeziehung vorhandener Eichen um 1665 vom Kammerherrn Moritz von Lassolaye aus Savoyen angelegt worden sein. Er war es übrigens, der den drei Monate alten Erbprinzen Ludwig – später als Markgraf ging er in die Geschichte als Türkenlois ein – insgeheim von Paris nach Baden brachte. Klüber hält diese Begründung der Eichenallee für eine „Sage“.

Es gelang anfangs des 19. Jahrhunderts dem Badeanstaltenfond längs dieser Allee die



Am Rand der „Großen Eichenallee“ um 1815. Bis zur Oos ist noch Wiese. Im Hintergrund erkennt man die Altstadt mit dem Beurner Tor. Karl Urban Keller (1772–1844) – Stadtmuseum Baden-Baden





*Blick auf die Altstadt um 1825. Das damalig landwirtschaftlich genutzte Gelände ist heute bebaut. Carl Kuntz (1770–1830)*

landwirtschaftlich genutzten Flächen bis zur Oos hin aufzukaufen. So war es um 1839 möglich – Anfänge lagen schon einige Jahre zurück – mit der Anlage eines „Englischen Gartens“ zu beginnen. Neben einheimischen Bäumen kamen nach und nach auch ausländische Baumarten zur Anpflanzung. Maßgeblich beteiligt an der Verwirklichung der Anlage war der Gartendirektor und Geheimrat J. Michael Zeyher, der Gestalter des Mannheimer Schloßparkes. Auch schuf er die Parkanlagen in Schwetzingen und Karlsruhe in ihrer klaren Schönheit.

Zwischen 1865 und 1870 dürften die ersten Mammutbäume (*Sequoiadendron giganteum*), die erst 1833 durch eine Expedition in einem Refugium in Kalifornien entdeckt worden waren, hier und am Michaelsberg (Stourza-Kapelle) angebaut worden sein. Die Wey-

mouthskiefer, der Tulpenbaum und andere „Exoten“ vervollständigen die Parkanlage. Es war eine Zeit, in der man nicht nur in den Parkanlagen sondern auch auf Anregung des „Vereins Deutscher Forstlicher Versuchsanstalten“, der übrigens 1880 in Baden-(Baden) den Entschluß dazu faßte, ausländische Baumarten in den Wäldern anzupflanzen begann.

Ab 1962 erfolgte binnen kurzer Zeit durch das städtische Gartenamt die Umwandlung der Eichenallee zwischen Kurhaus und Beginn Fremersbergstraße (Kleingolfplatz) in eine Tulpenbaumallee. Zahlreiche alte Eichen waren inzwischen abgestorben oder begannen abzustorben, wurden morsch im Astwerk und dadurch zu einer Gefahr für die Fußgänger. Einige durch Ausfälle entstandenen Lücken ergänzte man früher unter anderem mit Roteichen. Doch der damalige Gartenamtsleiter Wal-



ter Rieger wünschte – was richtig war – eine einheitliche geschlossene Allee. Er sah dafür den schneller wüchsigen Tulpenbaum vor, der das eher düstere, wuchtige Aussehen einer Eichenallee freundlicher und heller gestalten sollte. Seine Entscheidung fand bei manchem Liebhaber der Allee allerdings keinen Beifall. Dieser Wechsel in der Baumart wurde als Stilbruch empfunden. Doch wer erinnert sich heute noch an die damaligen Querelen? Aus der alten „ausgetauschten“ Allee ist eine neue beeindruckende Allee geworden, deren gelbe Kronen im Herbst der Allee eine freundliche und lichte Note geben.

Ab den Tennisplätzen bis zur bereits erwähnten Kettenbrücke hat man noch einen gewissen Eindruck von der alten Eichenallee. Wenn auch inzwischen mit der Ergänzung durch junge Eichen begonnen wurde, so bestimmen doch noch die alten, knorrigten Eichen den Charakter dieses Teiles der Allee. Doch

danach – weiter östlich – erleben wir ein ganz anderes Bild von der Lichtentaler Allee.

Dieses Teilstück bis zum Kloster Lichtenthal dürfte gegen Ende des 18. Jahrhunderts entstanden sein. Das Gelände gehörte einst dem Kloster, dessen Äbtissin sich noch 1775 gegen die Weiterführung der Allee bis vor den Toren des Klosters gewehrt haben soll. Weiden und Pappeln wurden zunächst angepflanzt. Der Anbau von Pappeln war in jener Zeit zu einer Modeerscheinung geworden. Eine markgräfliche Verordnung vom 17. Januar 1794 regte dazu an. Man sprach von den „italiänischen Pappeln“. Diese Anpflanzungen wurden um 1835 entfernt und durch den aus Nordamerika eingeführten Silberhorn (*Acer dasycarpum*) ersetzt. Die letzten dieser Bäume sind vor einigen Jahren wegen Bruchgefahr gefällt worden. In den Jahren 1924–26, nachdem der größte Teil der Silberhorn-Bäume bereits entfernt worden war, begannen nun Silberlinden



*Von einer Anhöhe im Osten der Stadt (Seelach) geht der Blick zur Stadt, die durch die Vielgestaltigkeit des Geländes nur teilweise sichtbar wird. Im Hintergrund verengen der Friesenberg und der Battert das Tal, so daß nur ein begrenzter Blick zu den Vogesen verbleibt.*

(*Tilia tomentosa*) und teilweise auch Krimlinden (*Tilia euclora*) die Allee, eine Lindenallee, zu bilden. Es wurde eine sehenswerte Allee, die zur Zeit der Lindenblüte die Allee und Umgebung in einen honigsüßen Duft einhüllt. Man kann sie auch mit einem großartigen, langen Kreuzgang vergleichen, durch dessen Bogenöffnungen der Blick in die bläulich-schwarzen Waldungen des Nordschwarzwaldes schweift.

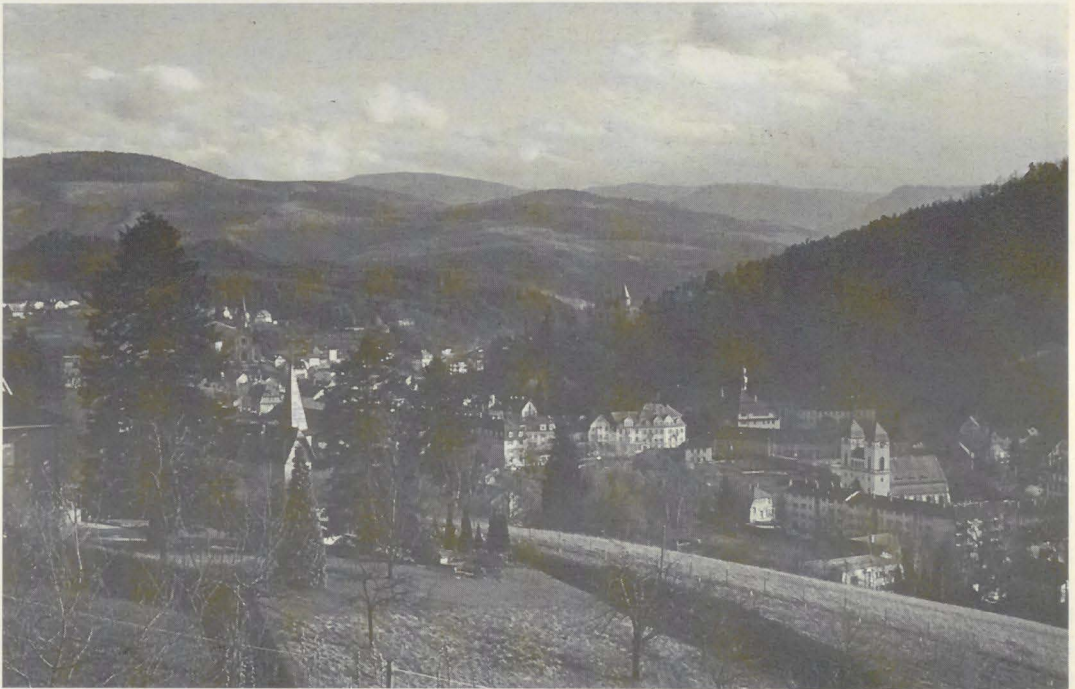
Abschließend muß noch die Kaiser-Allee erwähnt werden. Vom „Badischen Hof“, beim Nepomuk auf der Brücke, führt sie längs der Oos an der Trinkhalle vorbei zum Kurgarten. Zu Beginn werden die Besucher auch von Tulpenbäumen begrüßt, doch sind sie wesentlich älter, wohl so um die hundert Jahre. Es folgen dann wesentlich jüngere Linden und Trompetenbäume.

## GRÜNE HÜGEL – GRÜNE TÄLER

Wer auf einer der Anhöhen oberhalb des Oostales steht und in das Tal hinunterblickt,

dem fällt auf, daß von der lang im Tal hingezogenen Stadt nur Teilbereiche zu sehen sind. Immer wieder schieben sich Anhöhen vor, teils bebaut, teils noch pure Natur, – also grüne Flächen. Der Kern der Stadt jedoch, das „Häusermeer“ der Altstadt, ist klein und wird durch das verschiedene Grün einzelner Bäume und kleinerer Parkanlagen aufgelockert. Leider wird die typische Wohn-Parklandschaft um die Kernstadt herum immer mehr durch Bauten verdichtet und damit das Grün im Stadtbereich nach und nach dezimiert.

In einigen Seitentälern und an Hängen verliert sich schließlich die Bebauung und geht in die grünen Zonen, die mal schmal, mal sehr breit sind, besonders im östlichen Teil des Oostales, über. Fast vollständig ist dieser Bereich, gebildet von Streuobstwiesen, Reben, Kleingärten, Weideflächen, auch Brachland und anderen Grünnutzungen, zusammen mit dem Wald schon 1953 zum Landschaftsschutzgebiet erklärt worden. So konnte erreicht werden, daß dieser für Baden-Baden so wichtige



*Vom Eckberg Blick auf Berge des Nordschwarzwaldes mit den Wäldern der Stadt. Im Vordergrund des Zisterzienserklosters Lichtenthal und die Kirche der Luthergemeinde Lichtenthal*



Faktor „Grüne Landschaft“ intakt bleibt und das von Kurgästen und Einheimischen so sehr geschätzte Panorama nicht nach und nach durch Bauten oder andere Eingriffe nachteilig beeinflusst wird. Nach der Landschaftsschutzverordnung dürfen keine Veränderungen vorgenommen werden, die geeignet sind die Natur zu schädigen, den Naturgenuß zu beeinträchtigen oder das Landschaftsbild zu verunstalten.

Diese Sorge hatte man zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts nicht. Das geht aus einem Eintrag im Tagebuch des Professors, Geheimen Hofraths und Arzt namens Jung-Stilling hervor. Der Gast aus Karlsruhe gibt 1805 darin seinen Eindruck von der Landschaft von einem der zahlreichen Hügeln, den Ausläufern des Merkurs, wieder: „Den Horizont begränzt das zackige Gebirge des Schwarzwaldes an dessen Fuß auf beiden Seiten des Tales fruchtbare, von unten bis oben mit Äckern, Weinbergen und Gärten besäte Hügel das Auge ergötzen . . . . . wenn im hohen Sommer die Sonne über den Vogesen untergeht und das Badener Tal bis ans Hochgebirge im Hintergrund beleuchtet, so ist das ein Anblick, der zu den größten Naturschönheiten gehört; er muß gesehen werden, beschreiben kann man ihn nicht.“

Dieses Erlebnis kann man noch heute haben, auch wenn einige Anhöhen, so der Annaberg oder die Friederichshöhe bebaut worden sind. Es ist daher zu begrüßen, daß die noch bestehende grüne Landschaft zwischen Stadt und Wald geschützt wurde, so daß nicht nur die heutige Generation sondern auch spätere Generationen diesen einmaligen Anblick der zauberhaften Landschaft genießen dürfen.

## DER WALD UM BADEN-BADEN

Von dem eben geschilderten Bereich, z. B. von den dem Merkur oder dem Kleinen Staufenberg vorgelagerten Hügeln, erblicken wir in südlicher Richtung ein großes zusammenhängendes Waldgebiet. Berge hinter Berge, Berg neben Berg, alle mit Wald bedeckt, erfreuen den Betrachter. Im Hintergrund nimmt man die langen Bergrücken des großen Buntsandsteinsgebietes mit der höchsten Erhebung, der Badener Höhe (1002 m) wahr, – der südlichste

sich erhebende Berg, der noch zum städtischen Waldbesitz gehört.

61% der Fläche des Stadtkreises Baden-Baden – 14050 ha – sind mit Wald bedeckt. Von diesen 61% besitzt die Stadt Baden-Baden 7604 ha, der Staat 866 ha an Wald; der Rest von 160 ha verteilt sich auf eine große Anzahl von Privatpersonen.

a) Entstehung des städtischen Waldbesitzes

Blicken wir zunächst in die jüngste Vergangenheit zurück! Eine nicht unbeträchtliche Fläche an Wald erhielt die Stadt zwischen 1972 und 1975 durch die Eingemeindung von Ebersteinburg, den ehemaligen Reblandgemeinden Steinbach, Neuweier und Varnhalt, von Haueneberstein und Sandweier. Der zuvor 5735 ha große Stadtwald nahm also beträchtlich zu und erstreckt sich nunmehr vom Rhein (115 m ü. NN.) bis in den Nordschwarzwald, also bis zur schon erwähnten Badener Höhe.

Die Reblandwaldungen gehörten einst der großen Markgenossenschaft Steinbach an, in der sich auch die Urfparrei (Mutterparrei) für diesen Raum befand. Schon im 11. Jahrhundert löste sich Iffezheim aus diesem Verband, aus der sich wiederum 1517 die Gemeinde Sandweier abspaltete und so eine eigene Gemarkung mit Waldanteil erhielt. Aus mehreren Teilungen Ende des 18., anfangs des 19. Jahrhunderts empfangen die inzwischen selbständig gewordenen Gemeinden, wie z. B. Sinzheim, Neuweier, Steinbach, Varnhalt, Vimbuch, Weitenung von jeder Waldregion einen Anteil.

Ob einst Haueneberstein zu einer Markgenossenschaft gehörte, konnte nicht nachgewiesen werden. 1681/82 stellte die Gemeinde ein „Ansuchen, um sie bei dem Besitz ihrer gemeinen Waldtungen zu laßen.“

Wie aber sahen die Eigentumsverhältnisse im Oostal – im „Kernstadtbereich“ – aus?

Den ersten Hinweis gibt eine Urkunde aus dem Jahr 1256. Danach gewährt Markgraf Rudolf I dem Kloster Lichtenthal und all seinen Angehörigen „gleiche genossenschaftliche Allmendberechtigungen in Wäldern und Waiden und anderen gemeinen Nutzungen wie den Bürgern und übrigen Parochianen von Baden.“

Bedingt durch Kriege und politische Wirren im 16. und 17. Jahrhundert – so der verhee-





*Etwa 180jähriger Eichen-Buchenwald im „vorderen Wald“*



rende Brand der Stadt Baden im Jahr 1689 – gingen zahlreiche Urkunden verloren, wodurch auch die Aussagen über die Besitzverhältnisse am Wald aus jenen Jahrhunderten – und zuvor – äußerst bescheiden sind. Erst ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und dann zunehmend mehr erfährt man etwas Näheres darüber. Doch die Aussagen scheinen sich zu widersprechen. Gab es eine Markgenossenschaft, eine kleine, im Oostal?

In den vorhandenen Urkunden jener Zeit ist unter anderem zu lesen „von der Statt Baden als Haupt der Mark“, von „der Statt Baden ihrer weldern“, an denen die Untertanen des Klosters „Waldt- und Holtznießung“ haben und schließlich noch klipp und klar von „der Statt ohnzweifenlich eigenen Wäldtern“.

Die Ablösung der Rechte – „Waldt- und Holtznießung“ –, ausgelöst vom Kloster Lichtenthal um 1800, für die Gemeinden Beuern (Lichtental), Oos und Balg führte zu langwierigen Prozessen, die schließlich 1840 ihr Ende fanden. Die genannten Gemeinden erhielten für die Ablösung der Nutzungsrechte Wald, – doch durch die Eingemeindung derselben (Lichtental 1908, Oos 1928, Balg 1939) kehrte genau dieser noch nicht allzu lange abgetretene Wald wieder zur Stadt zurück!

Die „Hinterlocherungsberichte“ – Niederschriften über Grenzkontrollen – ab 1450 zeigten, daß die Außengrenzen bis heute auf den Wasserscheiden zum Murg- und Steinbachtal lagen. Der markgräfliche Waldbesitz um die Burg Hohenbaden am Battert – heute Staatswald – war sicher schon weit vor 1450 – im 12. Jahrhundert? – aus dem großen Waldgebiet um das Oostal abgesondert worden.

#### b) Das Antlitz des Waldes

Bis Ende des 18. Jahrhunderts wurde das große städtische Waldgebiet grob in den „vorderen“ und „hinteren“ Wald gegliedert. Ersterer war stadtnah, gut erreichbar und dadurch das Holz gut zu nutzen. Vieh- und Schweineweide konnten dank des Mischwaldes betrieben werden. Buche, Eiche, Hainbuche, ortsweise auch die Tanne bildeten die Bestände. Kiefer und Lärche, die heute in der Vorbergregion nicht unwesentlich beteiligt sind und das Landschaftsbild mitprägen, kamen erst im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und verstärkt später hinzu.

Im „hinteren“ Wald, da abgelegen und kaum durch Wege erschlossen, war die Holznutzung schwierig. So blieb der Charakter des Waldes des Nordschwarzwaldes lange erhalten. Tannen und Buchen bestimmten das Waldbild; Eschen, Ulmen und Bergahorne gesellten sich an feuchteren Standorten hinzu. Die Fichte fand sich erst in höheren Lagen ein. Die Hochlagen über 900 m waren fast waldlos und teils anmoorig. Erst durch intensive Aufforstung im vergangenen 19. Jahrhundert entstand auch hier Wald.

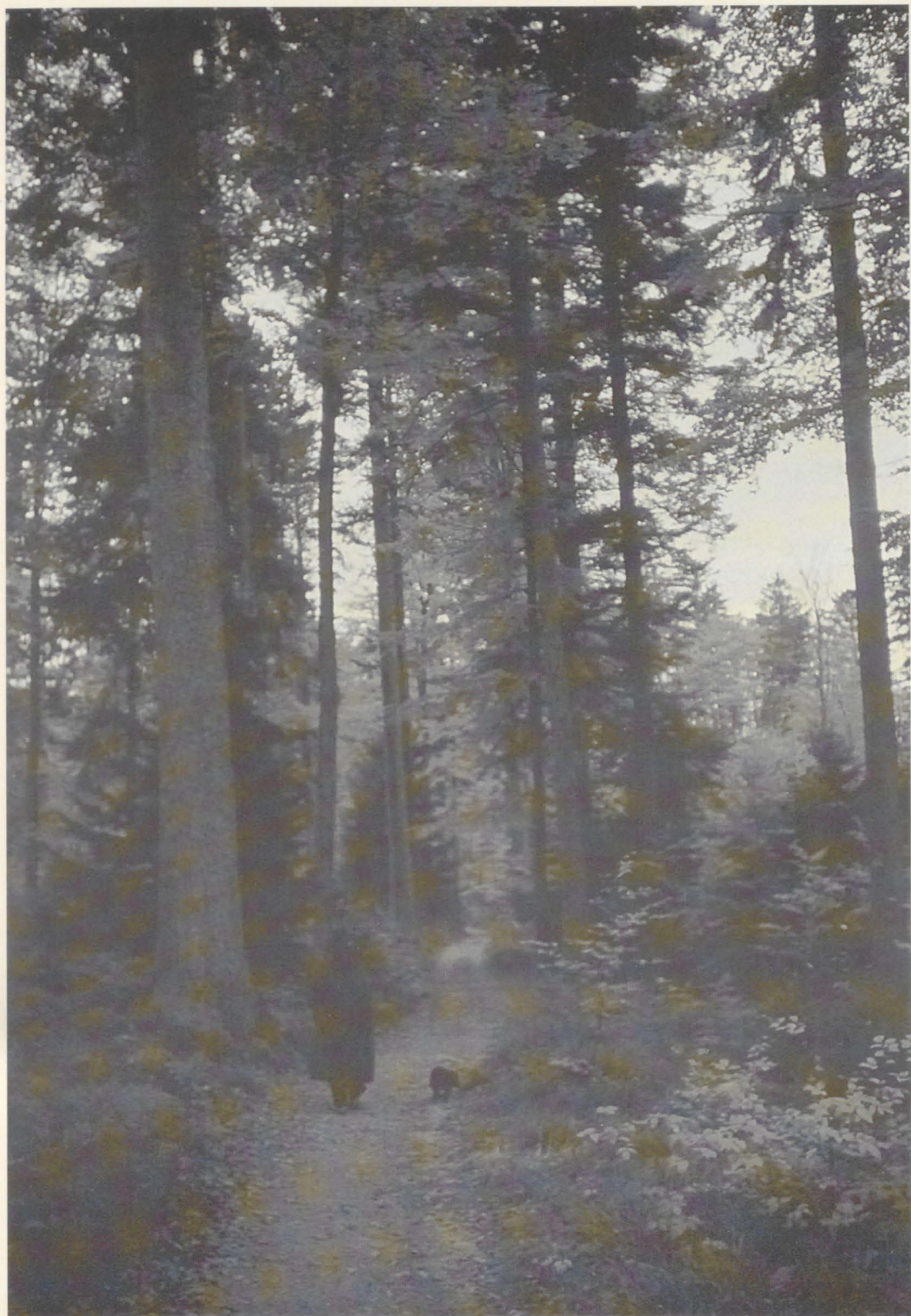
#### c) Von der Nutzung des Holzes.

Während aus den stadtnahen Waldungen die Nutzung des Holzes, sei es als Bau- oder Brennholz, kaum Schwierigkeiten bereitete, sah es im „hinteren“ Wald ganz anders aus. Aus diesem entlegenen Waldgebiet wurde das meiste Holz mit Hilfe des Wassers der Oos und besonders des Grobbaches (fließt durch Geroldsau und mündet in Lichtental am Brahmplatz in die Oos) zu Tal gebracht. Das Gewerbe der Flößerei blühte ganz besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Da wurde in den abgelegenen Waldungen, längs der Bäche, durch Floßgesellschaften kräftig Holz eingeschlagen – zum Teil waldverwüstend. Das Brennholz gelangte zum örtlichen Holzhof oder nach Rastatt in die Residenz; das Langholz wurde in Flößen zusammengebunden und war für Holland bestimmt. Die Mindestlänge dieser Stämme betrug 13 m!

1805 erwähnte der schon zitierte Geheime Hofrat aus Karlsruhe in seinem Tagebuch: „Das Tal wird von dem Flößchen Ohß durchströmt, das sich besonders durch Holzflößerei wichtig macht.“ Noch im Spätjahr 1818 wurden 12 772 Ster Brennholz zu Tal gefloßt. 3347 Stamm Bauholz kamen außerdem hinzu. Um 1835 war dieser Transportbetrieb beendet. Wer heute den Grobbach und die Oos erlebt, vermag es kaum zu glauben, daß die Bäche für den Holztransport einmal eine so große Rolle gespielt haben.

In diesen abgelegenen Waldungen war auch das Gewerbe der Köhlerei verbreitet. Ein Transport des schwächeren Holzes und von jenem Holz, das zu entfernt von den Bächen stand, war unmöglich. Das Holz jedoch zu Holzkohle veredelt, ließ sich ohne große Mühe und gewinnbringend transportieren.





*Im 130–150 jährigen Tannen-Buchen-Wald*



#### d) Planmäßige Forstwirtschaft

Schließlich erkannte man ab etwa 1830, daß eine geordnete, nachhaltige Bewirtschaftung des Waldes nur möglich sei durch eine gute Erschließung des Waldes mit einem guten Wegenetz.

Durch Erlaß des großherzoglichen Finanzministeriums erhielt die Stadt im Jahre 1829 eine eigene Forstverwaltung, die „Städtische Bezirksforstei“ mit einem staatlich ausgebildeten Bezirksförster. Dadurch und durch das Badische Forstgesetz von 1833 wurde eine geordnete und planmäßige Forstwirtschaft möglich. Bis 1829 verwaltete die städtische Waldmeisterei unter Aufsicht der markgräflichen bzw. großherzoglichen Forstbehörde mehr oder weniger richtig den Wald, wobei es sehr oft zu heftigen Auseinandersetzungen mit der übergeordneten Behörde kam. Das war eigentlich auch nicht verwunderlich, da der Waldmeister irgendeine bedeutende Person aus der Bürgerschaft war, der glaubte „Ahnung“ von einer Waldbewirtschaftung zu haben.

Unter dem Bezirksförster Florentin Diß begann von 1834 bis 1862 eine erstaunliche Aufbauarbeit im städtischen Wald. Vorhandene Blößen wurden bepflanzt, devastierte Waldungen verjüngt. Schutz vor Wildverbiß war nicht notwendig; der Wildbestand war zu jener Zeit sehr gering. Diese zukunftsorientierte Arbeit von Diß führte zu einem sehr vorratsreichen Wald, von dem die Stadt Baden-Baden durch die Möglichkeit erhöhter Holznutzungen ganz beträchtliche Einnahmen aus dem Wald erzielen konnte.

Verlassen wir nun die äußerst interessante Geschichte dieses Waldes, von der hier nur stark gekürzte Einblicke gegeben werden konnten. Kehren wir in die Gegenwart zurück!

e) Der Wald – ein wichtiges und unentbehrliches Kurmittel

Der Wald ist heutzutage nicht nur Erzeuger des dringend benötigten Rohstoffes Holz, nein, er wurde auch zum Zufluchtsort des erholungssuchenden Menschen. Wohl wurde schon z. B. 1814 durch die Großherzogin Stephanie angeregt, im Grobbachtal zum Geroldsauer Wasserfall, „das höchst romantische Thal dem Zutritt der Badegäste zu öffnen.“ Längs des Weges sollten Sitzbänke erstellt werden

und die Bäume beiderseits des Weges erhalten bleiben.

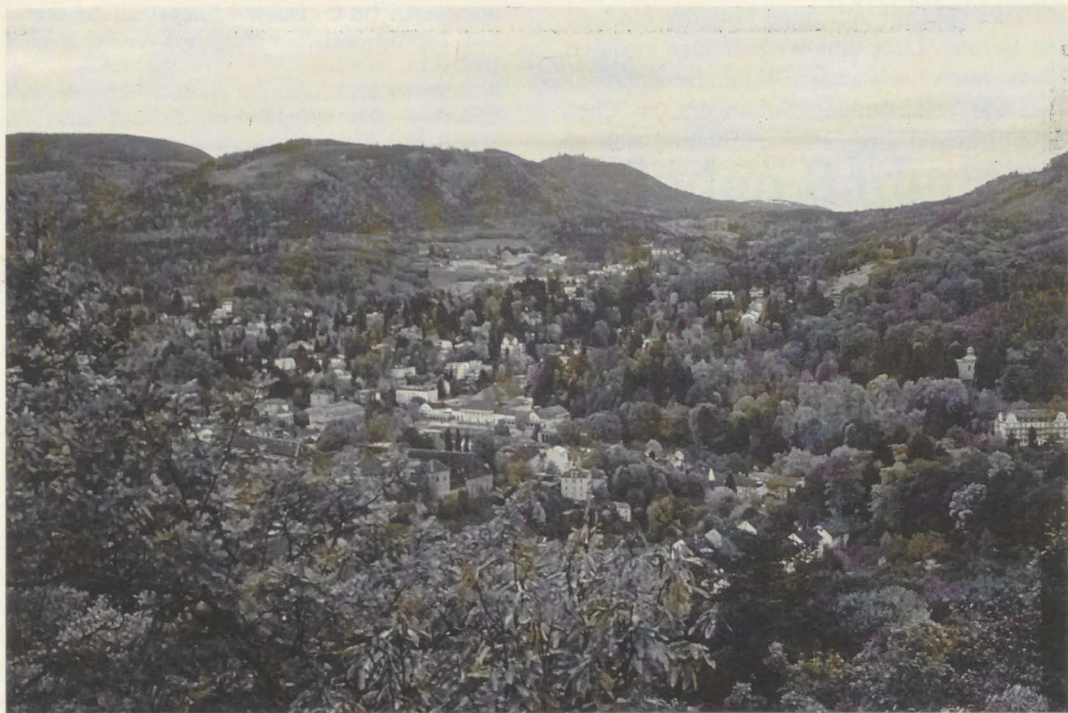
Dies waren – auch in den Jahrzehnten danach – immer nur Einzelmaßnahmen und nur für einen illustren Personenkreis bestimmt. Die Öffnung des Waldes – bedingt durch einen zunehmenden Besucherandrang – begann schlagartig um 1960. Alle möglichen Einrichtungen wurden ab dieser Zeit geschaffen, um den Erholungssuchenden den Aufenthalt im Wald angenehm zu gestalten; das Angebot ging und geht von den Papierkörben und Sitzbänken über die Ausweisung von Rundwanderwegen, Grillhütten bis hin zu den Waldparkplätzen und anderem mehr. Das alles führte natürlich zu einer beträchtlichen finanziellen Mehrbelastung des städtischen Forsthaushaltes.

Der Wald wurde so ein „wichtiges und unentbehrliches Kurmittel.“ Man muß sich dabei auch bewußt werden, daß „es im Stadtgebiet von Baden-Baden kaum einen Punkt gibt, von dem man mehr als 10 Minuten benötigt, um zu Fuß zum nächstgelegenen Wald zu gelangen.“ So ist es auch verständlich, daß 1978 bei jeweils einer dreistündigen Zählung an einem Sonntagnachmittag im Frühjahr, Sommer und Herbst an repräsentativen Waldeingängen – also nicht an allen! – bis zu 3650 Besucher gezählt wurden.

Neben der eben erwähnten Erholungsfunktion des Waldes muß hier noch der Wasserlieferant Wald hervorgehoben werden. Schließlich kommen aus dem Höhengebiet zwischen Plättig und Rote Lache, aus der Übergangszone von Buntsandstein zum Granit, beträchtliche Mengen bestes Quellwasser in die städtische Wasserleitungen. Die Schüttung liegt „immerhin bei beachtlichen 2,1 Millionen cbm/Jahr als Minimum und bis zu 4,1 Millionen cbm/Jahr als Maximum in einem Naßjahr.“ Bis zu 50% des Wasserbedarfes kommen aus dem städtischen Wald.

Wenn im Hochsommer träge und zäh die Schwüle im Baden-Badener Becken liegt, wie wohltuend ist es dann, wenn bei hereinbrechender Dämmerung kühle Lüfte aus den Waldungen durch die grünen und un bebauten in die Stadt hineinziehenden Täler hineinwehen und dadurch das Klima erträglicher gestalten. Hier zeigt es sich ebenfalls, wie wichtig solche





*Die Stadt im Grünen. Blick von der Sophien-Ruhe (unterhalb Altes Schloß) zur Stadtmitte mit Kurhaus.*

Grünzüge – nicht nur in landschaftlicher Hinsicht – sind.

f) Schöner Wald in treuer Hand

Viele Jahrhunderte ist der Wald mit den Bewohnern des Oostales, des Reblandes, von Sandweier, Haueneberstein und von Ebersteinburg verbunden. Viele Generationen haben ihn geschätzt, haben von ihm gelebt, haben ihn gepflegt und ihn auch gegen Ansprüche anderer verteidigt. Es war ganz einfach ihr Wald!

Die heutige Generation hat ihn übernommen und erkennt, welche vielseitige Bedeutung diese Lebensgemeinschaft Wald für das Leben, für ein gesundes Leben des Menschen hat. Diese Erkenntnis muß dazu führen, es ist geradezu eine Verpflichtung, daß spätere Generationen ebenso diesen vielseitigen Nutzen erleben können, so daß auch sie mit Gottfried Keller sprechen können:

Schöner Wald in treuer Hand  
labt das Aug' und schirmt das Land.

## BLÜHENDER GARTEN – LIEBLICHE BERGE

Wir haben nun – kurz skizziert – die grüne Landschaft in und um Baden-Baden durchstreift. Sie und die heilenden Thermen, das sind die Angebote der Natur für den erholungssuchenden und gestreßten Menschen. Zur Erholung gehört aber auch das Vergnügen, wie z. B. das Spiel am Roulette im Casino. Neben weiteren kulturellen Einrichtungen und Angeboten, wie z. B. das künftige Festspielhaus, sind die drei genannten Komponenten – Landschaft – Thermen – Vergnügen – die eigentlichen Trägersäulen der Kurstadt an der Oos.

Treffend bringt dies auch ein Gedicht von Richard Pohl, ab 1862 Redakteur des „Badeblattes“, zum Ausdruck. Er war nicht nur Dichter und Komponist sondern der große Förderer des Musiklebens und machte die Stadt Baden(-Baden) als eine Stadt der Musik inter-



national bekannt. Auf seine Initiative hin weilten Berlioz, Liszt und Wagner hier in dieser Stadt. Auch noch andere namhafte Komponisten wie z. B. Brahms, Schumann, an Clara Schumann sei auch erinnert, hielten sich zu jener Zeit im Oostal auf.

Berl bezeichnete Richard Pohl, den für die Stadt so verdienstvollen Mann, der 1896 starb, als „Herold der Zukunftsmusik“.

Mit seiner Lobpreisung auf Baden, dem Gedicht „Baden“, sollen die Ausführungen beendet werden.

*Blühender Garten,  
Wonnige Luft,  
Liebliche Berge,  
Würziger Duft.*

*Heilende Quellen,  
Frieden im Tal,  
Glänzende Feste  
im fürstlichen Saal.*

*Das ist der Zauber,  
Der Dich umschließt.  
Baden, Du einzige,  
Sei mir begrüßt.*

---

#### Literatur

Berl Heinrich „Baden-Baden im Zeitalter der Romantik“ – Wilhelm Fehrholz, Baden-Baden

Brandstetter Lothar „Forstgeschichtliche Untersuchungen über den Stadtwald von Baden-Baden“ – Dissertation 1962

Brandstetter Dr. L. „Langholzflößerei auf der Oos“ – Bad. Tagblatt „Zwischen Murg und Kinzig“ Mai–Juli 1977

Brandstetter Dr. L. „Aus der Waldgeschichte des Reblandes“ – „Das Baden-Badener Rebland unter der Yburg“, Hist. Verein für Mittelbaden – Yburg

Brandstetter Dr. L. „Aus der Geschichte des Hauenebersteiner Waldes“ – Heimatverein Haueneberstein 1988

Brandstetter Dr. L. „Aus der Vergangenheit des Sandweierer Waldes“ – Heimatverein Sandweier e. V. 1991

Brandstetter Dr. L. „Bezirksförster Diß“ – „Aequae 90“, Hist. Verein Mittelbaden – Arbeitskreis für Stadtgeschichte e. V.

Brandstetter Dr. L. „Wege und Hütten im Wald für Adel und Badegäste anfangs des 19. Jahrhunderts“ „Aequae 93“, Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden e. V.

Brandstetter Dr. L. „Von den Waldmeistern der Stadt Baden“ „Aequae 94“, Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden e. V.

Brandstetter Dr. L. „Anbau mit ausländischen Baumarten im Stadtwald – Erfolg oder Mißerfolg? – „Aequae 95“, Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden e. V. Forstdirektion Karlsruhe „Forstlicher Rahmenplan“ – Karlsruhe 1979, Ministerium für Ernährung und Umwelt, Stuttgart

Fuß Margot „Die Baumstraße nach Lichtental“ - Bad. Tagblatt 6. Juli 1962

Fuß Margot „Die wunderschönen Alleen“ – Bad. Tagblatt 21. April 1962

Fuß Margot „Von Kolonaden und Promenaden“ – Bad. Tagblatt 21. August 1963

Klüber J. L. „Beschreibung von Baden bei Rastatt und seiner Umgebung“ – 1. Teil Tübingen, Cottasche Buchhandlung 1810

Maedge F. „Die Lichtentaler Allee und ihre Pflanzenschätze“ – Morgenzeitung Baden-Baden 1928

Städtisches Forstamt „Baden-Badener Waldbüchlein“ – Städtisches Forstamt Baden-Baden 1981

Anschrift des Autors:  
Dr. Lothar Brandstetter  
Maximilianstr. 5  
76534 Baden-Baden



# Neuere Literatur zur Baden-Badener Stadtgeschichte

## Eine kritische Bilanz

### A GESAMTDARSTELLUNGEN

Bis heute mangelt es an einer befriedigenden Chronik der Geschichte Baden-Badens, wobei natürlich zugestanden werden muss, daß dies angesichts des über 2000jährigen Zeitraumes mit seinem großen Themenangebot wie der zahlreichen Facetten ein mehr als schwieriges und zeitaufwendiges Unterfangen bedeuten würde. Gesamtdarstellungen von Loeser (1891, Rössler (1936/40), Berl (1937/51), der Kunstdenkmälerband (1942), die „aktuelle“ Geschichte der Stadt von Haebler (1957 und 1969), die von Fischer 1994 oberflächlich, journalistisch fortgesetzt wurde, das Heft Fundamentum (1988) und nicht zuletzt die Forschungen von Fuss (1967–95) wurden in letzter Zeit mit drei bemerkenswerten Veröffentlichungen auf dem Buchmarkt fortgesetzt.

A1 Unter der Redaktion von Wolf Deiserroth erschien 1993 (Hrsg. Landesdenkmalamt und Landesvermessungsamt Baden-Württemberg) der Ortskernatlas der Stadt Baden-Baden mit den Ortsteilen Steinbach und Lichtental. Auf gut 60 Seiten findet sich ein gut lesbarer, übersichtlicher historischer Abriß der Stadtgeschichte, der im zweiten Teil eine ausführliche Aufschlüsselung des Stadterscheinungsbildes unter Berücksichtigung der Zäsur durch die Stadtzerstörung von 1689 erfährt. Dies alles unter dem für die „Stadtlandschaft Baden-Baden“ existenznotwendigen Aspekt des Denkmalschutzes. Warum die im Vorwort vom Präsidenten des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg angefragte Gesamtanlagenschutzsatzung nicht realisiert wurde erscheint um so unverständlicher, als auf Karte IV ein konkre-

ter Vorschlag gemacht wurde, dem eine dem § 19 Denkmalschutzgesetz entsprechenden Schutzsatzung zu Grunde liegen müsste. Eine Karte die die zahlreichen, unnötigen und zum Teil schmerzlichen Veränderungen der Nachkriegszeit dokumentiert, fehlt. So sind allein auf Seite 62 zwanzig Abrisse der Nachkriegszeit angeführt, vor allem im Bäderviertel, aber auch im Kurhausbezirk entlang der Oos. Ebenso ist das nicht vorhandene Register zu beklagen, was aber durch die vorbildliche Gliederung nicht so sehr ins Gewicht fällt.

A2 Der unter der Redaktion von Prof. Eugen Reinhard und Dr. Kurt Andermann in der Reihe „Kreisbeschreibung des Landes Baden-Württemberg“ von der Landesarchivdirektion und Stadt Baden-Baden 1995 herausgebrachte Band „Der Stadtkreis Baden-Baden“ bietet eine aktuelle Landschafts-, Wirtschafts- und Geschichtsdarstellung von den Anfängen bis Heute. Besonders überzeugend die in sich geschlossenen Kapitel über die natürlichen Grundlagen, die Geschichte der Stadt und, besonders hervorzuheben, der Stadtteile.

Der vierte Teil widmet sich ganz der Gegenwart mit ihren vielfältigen Aspekten. Der Inhalt wird durch ein gewöhnungsbedürftiges (Oberbegriffe) und nicht vollständiges Register erschlossen. Daß das Dritte Reich keine 20 Seiten umfaßt, weist auf die Eingangs gemacht Notwendigkeit einer Stadtchronik hin. Zusammen mit dem Ortskernatlas und einigen unten beschriebenen Veröffentlichungen besitzen wir jedoch mit diesen zwei Werken eine aktuelle Gesamtdarstellung. Der 550 Seiten umfassende Band wurde übrigens 1989 nach einem



Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg

# DER STADTKREIS BADEN-BADEN



Bearbeitet von der Außenstelle Karlsruhe  
der Abt. Landesforschung und Landesbeschreibung  
in der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg

Herausgegeben von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg  
in Verbindung mit der Stadt Baden-Baden



Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen

1995



Vortrag von Prof. Reinhard bei der Badischen Heimat Baden-Baden angeregt.

A3 Ein aufwendig gemachter „Kunst-Reise-führer“ (Du-Mont-Verlag) erschien erst kürzlich: „Baden-Baden, Die romantische Bäderstadt im Tal der Oos“ von Dr. Helmuth Bischoff mit den Co-Autoren Margit Brehm (Staatliche Kunsthalle) und Karl Heinz Hanisch (Lichten-taler Allee).

In drei große Teile gliedert sich der Führer: Stadt und Geschichte, Stadtrundgänge und Ausflüge sowie praktische Reiseinformationen, wobei die jeweiligen Untertitel bereits Einiges verraten: „Die Kunst der Kulisse – Geschichte hinter der Fassade“, „Die Kunst der kleinen Paradiese“, „Die Kunst, dem Künstler zu gefallen“ oder „Die Kunst des großen Einmaleins“, zum Beispiel.

Immer wieder verweist Bischoff auf die alte, zerstörte Bausubstanz unter dem Motto: „Was der Krieg nicht schaffte“ . . .

Interessant sind seine Verweise auf die Zeit des Dritten Reiches, wie überhaupt das ganze Buch sehr sorgfältig und mit viel Liebe für die „ehemalige“ (?) Kur- und Bäderstadt gestaltet wurde. Sind die A-Z Informationen etwas dürftig ausgefallen, gleichen die hervorragenden gemachten Bilder dieses Minus wieder aus.

## B LOKALGESCHICHTLICHE FORSCHUNGEN

B1 Unter dem Aspekt der Stadtgeschichtsforschung sind von dem auf diesem Gebiet tätigen „Arbeitskreis für Stadtgeschichte e. V.“ vorerst das jährlich erscheinende Heft AQUAE sowie der 1994 herausgebrachte Stadtführer Baden-Baden zu nennen. Während der 3 Wege vorschlagende gut aufgemachte Führer von einem Autorenteam mit abschließender Schlußredaktion in flotter Schreibweise verfaßt wurde, finden sich im Aquae wie auch in den zu speziellen Themen verfaßten Sonderveröffentlichungen Sachartikel, wobei die letzten 150 Jahre den Schwerpunkt bilden.

Leider nicht immer fehlerfrei sind diese Forschungsarbeiten jedoch unerlässlich Mosaiksteine für eine umfassende Stadtchronik.

Den „Machern“ und ehrenamtlichen Autoren sei an dieser Stelle Dank gesagt.

B2 Zwei verdienstvolle Persönlichkeiten der Lokalhistoriker seien hier hervorgehoben: Der langjährige Vorsitzende der örtlichen Badischen Heimat, Dr. Lothar Brandstetter, in diesem Heft mit einem eigenen Beitrag vertreten, und Dr. Reiner Haehling von Lanzenuer mit seinen zahlreichen stadtgeschichtlichen Forschungen, die beide im Anhang dokumentiert werden.

Dr. Haehling's Arbeiten sind meist literarischer, juristischer und in letzter Zeit autobiographischer Natur. Letzteren Aspekt belegen



die 1993 im Göller-Verlag Baden-Baden erschiene Erzählung „Die vergessene Kanone“ sowie die aktuell vom Badenia-Verlag Karlsruhe präsentierten Erinnerungen aus dem 20. Jahrhundert: „Düstere Nacht, hellichter Tag“.

In diesen Aufzeichnungen berichtet er (Jahrgang 1928) über Ereignisse in der deutschen Südwestecke vom Ende der Weimarer Republik bis zur heutigen Zeit, ja im letzten Kapitel kann sich der Leser gar in einer Zukunftsprognose versuchen.

Mein Tip für ein gelungenes „Anti-Kriegs-Buch“ nicht nur für Heranwachsende sind seine Erinnerungen eines Flakhelfers: eine einfach, kurz und bündig erzählte persönliche Geschichte, die selbst einen Pazifisten nochmals nachhaltig von der Sinnlosigkeit eines Krieges überzeugt! Solche Zeitschilderungen müßten schon längst zur Grundlage der Jugendarbeit gehören: kein pädagogischer Zeigefinger, sondern eine auch sprachlich überzeu-



Erinnerungen aus dem 20. Jahrhundert



# Düstere Nacht, hellichter Tag

Reiner Haehling von Lanzenauer

Badenia Verlag



gende Schilderung eines Individuums inmitten eines schwierigen Zeitabschnittes . . . Zum Thema erschien auch 1995 ein Beitrag in dieser Zeitschrift.

Für die Freunde Reinhold Schneider's bietet die vom Arbeitskreis für Stadtgeschichte 1993 in 2. Auflage herausgegebene Schrift: „Reinhold Schneider aus Baden-Baden“ eine kurze, prägnante Schilderung dieses außergewöhnlichen Menschen. Zugleich kommt sein „Städtlein“ nicht zu kurz. Möge dieses liebevoll geschriebene Büchlein, ideales Geschenk für Alle und alle Gelegenheiten, den Namen dieses großen badischen Humanisten und Sohnes unserer Stadt der drohenden Vergessenheit entreissen. Eine Schule o. ä. hätte schon lange seine Namensnennung „verdient“.

Im vergangenen Jahr erschien als Band 5 der Neuen Folge der „Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden“ die vom Arbeitskreis publizierte Schrift: „Das Baden-Badener Attentat“ vom gleichen, nun im Unruhestand befindlichen Autor. Er erinnert darin an das Attentat in der Lichtentaler Allee 1861 auf den König von Preußen, späteren Kaiser Wilhelm I., der noch heute im Badischen als „Kartätschenprinz“ bezeichnet wird.

Die Personen, juristischen Aspekte und machtpolitischen Konstellationen dieser Zeit werden ebenso beleuchtet wie der hypothetisch angenommene weitere Gang der Geschichte für den Fall, dass die Kugeln tödlich getroffen hätten. Daß die auf dem Cover abgebildete Schußwaffe mit dem damaligen Revolver wenig gemein hat, sei am Rande vermerkt.

B3 Unbedingte Chronistenpflicht ist der Hinweis auf Ursula Perkow's Werk über die englischamerikanische Gemeinde in Baden-Baden mit dem leider englischsprachigen Titel: „Residents and Visitors“. Hier hat der Arbeitskreis unter der Leitung seines Vorsitzenden Hannes Leis 1990 ein 371 Seiten umfassendes Buch herausgebracht, das vorbildlich für eine historische Veröffentlichung steht. Bleibt zu hoffen, daß die Forschungen von Renate Efferen (siehe auch ihren Bericht in diesem Heft) über die Russen in Baden-Baden zu einer ebenso reichhaltigen „Fundgrube“ für den Lokalhistoriker reifen.

B4 All diese Veröffentlichungen bereiten eine Fülle von Arbeit, die auf technisch-graphi-

chem Sektor vom Arbeitskreismitglied Joachim Engert geleistet wird. Umso verdienstvoller ist daher sein Engagement auf einem anderen Gebiet: Die Herausgabe von 40 Lithographie-Reproduktionen mit zum Teil originellen Details der interessantesten Ansichten der Stadt und ihrer von den Romantikern jener Zeit geschätzten Umgebung im Originalformat. Da das vollständige Album „Souvenirs des Eaux de Bade“ von Jean Jacottet nur noch in wenigen Exemplaren der Öffentlichkeit zugänglich war, ist dieser sehr gelungene Nachdruck dieses einzigartigen kulturhistorischen Dokuments sehr zu begrüßen.



B5 Die Ortsgruppe der Badischen Heimat in Baden-Baden startete 1986 eine Schriftenreihe von den römischen Anfängen (Dr. Schallmayer – Aquae, vergriffen) zur Stadtgeschichte im frühen Mittelalter (Dr. Schwarzmaier – Baden-Baden – im frühen Mittelalter, die älteste schriftliche Überlieferung aus den Klöstern Weissenburg und Selz). Mangels finanzieller Unterstützung konnte die Reihe mit Dr. Karl Schmid (Baden-Baden und die Anfänge der Markgrafschaft, vgl. ZGO 1992) nicht fortgesetzt werden, so daß der historisch Interessierte in den verschiedensten Publikationen suchen muß. Vielleicht hätte es sich dann auch bei den Autoren endlich herumgesprochen, daß Hermann II. erstmals 1101 „marchio“ genannt wurde.

So bleiben die Vorträge bei der Badischen Heimat über historische Themen, Fahrten und



HANSMARTIN SCHWARZMAIER



## **Baden-Baden im frühen Mittelalter**

**Die älteste schriftliche Überlieferung  
aus den Klöstern Weissenburg und Selz**



Exkursionen, aber auch Projekte wie Dialekt, Kriegsende wie das Fachwissen einzelner Mitglieder ein Fundus zur Stadtgeschichte.

B6 Um die Erforschung und Vermittlung von Stadtgeschichte hat sich Margot Fuss, die ehemalige Leiterin der Stadtgeschichtlichen Sammlungen mit ihren Mitarbeitern und ehrenamtlichen Helfern (hier sei einmal besonders Frl. Emilie Ruf erwähnt) verdient gemacht. Ihre oftmals sozialgeschichtlich orientierten Forschungsergebnisse lagen in verschiedenster Form und daher oft mühsam auffindbar vor. Daher war es sehr zu begrüßen, daß im November 1994 ein Band „Baden-Baden“ mit aktualisierten und korrigierten Aufsätzen erschien. Zu bedauern sind das wegen Zeitmangel fehlende Register sowie die spärlichen Quellen- und Literaturangaben im Textteil. Das Vermächtnis der im letzten Jahr verstorbenen Heimatforscherin, man denke nur an ihre hervorragende 1987 erschienene Chronik der Stephaniestraße, ist auf jeden Fall Maßstab und Verpflichtung weiterer Arbeiten.

Seit Mitte der 70iger Jahre veröffentlicht Stadtarchivar Robby Erhard in den Lokalteilen

der hiesigen Zeitungen (zuerst Badisches Tagblatt, ab 1980 Badisch Neueste Nachrichten) in loser Folge geschichtliche Essays in allgemeinverständlicher Art über Jubiläen, Baulichkeiten, Zeitereignisse und Personen.

B7 Auch die Stadtverwaltung mit ihren Ämtern brachte einige stadtgeschichtlich interessante Veröffentlichungen heraus. In erster Linie sind die Ausstellungen des Kulturamtes von Frau Reimann zu erwähnen zu denen Kataloge erschienen: 1993 Turgenjew, 1994, Tschschow und Clara und Robert Schumann sowie 1995 Dostojewski, ergänzt durch 3 Veröffentlichungen der Baldreitedition. 1992 erschien eine Festschrift zur Wiedereröffnung des Theaters am Goetheplatz mit interessanten Aufsätzen. Zu den Ausstellungen im Stadtmuseum konnten aus finanziellen Gründen keine Kataloge herausgebracht werden.

B8 1992 ermöglichte die finanzielle Unterstützung der Stadt Baden-Baden eine erwähnenswerte Dokumentation von Angelika Schindler: „Der verbrannte Traum. Jüdische Bürger und Gäste in Baden-Baden“ im Elster Verlag. Von den Anfängen der jüdischen Ge-



1945 - 1995

50 Jahre nach Kriegsende veröffentlichte das Badische Tagblatt in einer Sonderreihe Erzählungen von Lesern, die sich an die letzten Kriegstage im April 1945 in Mittelbaden zurückerinnern.

**Wolfgang Messner und Volker Neuwald** fassen die Erfahrungsberichte, Tagebucheinträge, Dokumente und Gedichte von über 80 Zeitzeugen zusammen.

Das Ergebnis ist ein Werk lebendig gewordener Vergangenheit. Ein Geschichtsbuch der anderen Art.

**24,80 DM**

inkl. MwSt.



meinde bis zur Deportation erfährt der Leser eine Fülle von unveröffentlichtem Archivmaterial, fundiert und lebensnah geschildert.

B9 Das Kriegsende 1945 war Gegenstand von Aufsätzen, Büchern, Vorträgen und der Aufstellung eines Gedenksteins durch die Stadt. Ein mit zahlreichen Quellen belegter Aufsatz von Dr. Haehling von Lanzenauer schildert im AQUAE 1994 minutiös die Ereignisse. Das Badische Tagblatt brachte Zeitzeugenberichte und veranstaltete einen Schülerwettbewerb. Das daraus resultierende Buch von Wolfgang Messner und Volker Neuwald „50 Jahre Kriegsende“ erhielt den Konrad-Adenauer-Sonderpreis für Lokaljournalisten. Bereits im Vorfeld hatte die Ortsgruppe der Badischen Heimat Zeitzeugen befragt, um deren persönliche Erinnerungen zu dokumentieren.

Besonders eindrucksvoll ist dies Fanny Ruf für die „Schau“plätze Baden-Baden und Rastatt mit ihrem „Kriegstagebuch einer 24jährigen“ gelungen (Hebel-Verlag Rastatt 1995). Den Grund für die Herausgabe des Büchleins sieht die Autorin ausschließlich in der Pflicht, den nach dem Zweiten Weltkrieg Geborenen nahezubringen, was es bedeutet, einen Krieg in der eigenen Heimat zu erleben. Zu bewundern ist der Mut von Frau Ruf, eigene persönliche Dinge preiszugeben. Da die Eintragungen meist gleich erfolgten, ergibt das Tagebuch einen fesselnden Einblick in die damalige Zeitabläufe.

## PERIODIKA, FEST- UND ZEITSCHRIFTEN

C1 In den historischen Zeitschriften und Schriftenreihen findet sich immer wieder unsere für das Land Baden namensgebende Stadt. Vor allem „Die Ortenau“, Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden, ist hier zu nennen. In der „Badischen Heimat“ schneidet unsere auch für das gesamte badische Land interessante Stadtgeschichte gegenüber anderen Städten „schlecht“ ab. Hier wie in der ZGO scheint vergessen, daß Baden-Baden seit Ende des 14. Jahrhunderts badische Residenzstadt war, wie Rüdiger Stenzel in seinem für die Stadtgeschichte grundlegenden Aufsatz im 12. Band (1994) der von Kurt Ander-

mann und Jürgen Treffeisen herausgegebenen „Oberrheinischen Studien“, einer unverzichtbaren Periodika, anführt. Eine ganze Fülle Baden-Badener Geschichte(n) findet sich in einer Unzahl von Zeitschriften, Zeitungen und sonstigen Veröffentlichungen, die hier nicht vollständig aufgeführt werden können.

C2 Eine weitere Quelle für die stadtgeschichtlich Interessierten findet sich in den zahlreichen Festschriften der Schulen, Vereine und Institutionen. Stellvertretend seien hier ausgeführt: 175 Jahre Klosterschule Lichtenthal (1815–1990), je 100 Jahre Markgraf-Ludwig-Gymnasium (1892–1992) und Pädagogium (1887–1987), 10 Jahre Clara-Schumann-Musikschule (1982–1992) aber auch Richard-Wagner-Gymnasium, Robert-Schumann-Schule mit Gewerbeschule oder die Festschrift der Stulz-Schriewerschen Waisenanstalt von 1989.

Vereine, Partei, Hotels, kurörtliche Einrichtungen wie Therme, Trinkhalle oder Spielbank, sowie Freizeitführer ergänzen mosaikartig die Geschichte der kreisfreien Stadt. Dies alles sammelt und erschließt das Stadtarchiv, womit der Geschichtsforschung insgesamt reichhaltiges Material zur Verfügung steht.

C3 Ein mehr als dunkles Kapitel badischer Geschichte stellt die von Sotheby's im Auftrag „derer von Baden“ durchgeführten Auktion im Neuen Schloß dar. In den zahlreichen Veröffentlichungen wurde die badische Geschichte, das Land wie die Stadt – dem Zeitgeist entsprechend – mit Geld gleichgesetzt. Diese unkritische Hofberichtserstattung über den Ausverkauf bzw. Schlußverkauf unseres Landes, das wohl nur noch in einzelnen Museen oder Magazinen existieren soll, setzt eine von Piesker 1996 herausgegebene Sammlung von Presseartikeln angereichert mit einem psychologischen Essay übers Feilschen fort. Die viel zu teure Broschüre, die im Anhang das „Wichtigste“, die Erlöse veröffentlicht, ist genauso unnötig wie die gesamte Aktion. Titel: „Wer bietet mehr?“!

Festzuhalten bleibt, daß sich der Landesverband Badische Heimat nicht an die Spitze der Bewegung zur Erhaltung von Schloß und Parkanlagen mitsamt dem reichhaltigen Inventar gesetzt hat. Kritik wurde in unserer Zeitschrift – zu Recht und leider viel zu spät – nur am Verhalten der ehemaligen SPD-Minister



Spöri und Unger geäußert, die „badische Karte“ wurde jedoch nie gespielt. Bleibt zu hoffen, daß „Originalmöbel“ wie nach der Auktion in den Zeitungen veröffentlicht, noch im Schloß verblieben sind, der Denkmalschutz nicht untergebuttert wird und endlich eine gründliche bauhistorische Bestandsaufnahme erfolgt: Vielleicht ist das Neue Schloß das Alte?

## „Wer bietet mehr?“



Die Jahrhundertversteigerung  
in Baden-Baden 1995

## D STADTTEILE

Baden-Baden, erst seit 1931 offiziell mit diesem Doppelnamen ausgestattet, hat im Laufe dieses Jahrhunderts etliche angrenzende Orte eingemeindet. Die Erforschung dieser für die Stadtgeschichte interessanten Aspekte hat in letzter Zeit weitere Ergänzung gefunden. Steht eine Ortsgeschichte des zuerst eingemeindeten Beuern/Lichtental trotz des Jubiläums im letzten Jahr immer noch aus, hat zuletzt Haueneberstein (Hochstuhl/Senft) 1994 eine umfassende Chronik erhalten. Das Rebland und Sandweier besitzen wie Ebersteinburg schon Chroniken. Die Stadtteile zeichnen sich alle durch eine rege Vereinstätigkeit, auch auf ge-

schichtlichem Gebiet, aus. Dies führte zu Heimatmuseen in Steinbach für das gesamte Rebland, Sandweier, Haueneberstein und jüngst – wenn auch nur im Amtszimmer des Ortsverwalters zu dessen Dienstzeiten zu besichtigen – in Ebersteinburg.

## E DAS RÖMISCHE BADEN-BADEN

Hinter der Frage der Datierung der ersten römischen Funde im Stadtgebiet blieb die Vorgeschichte wie die Alemannenzeit dieser Region zurück. Der vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg bearbeitete Führer zu den archäologischen Denkmälern mit dem Titel „Karlsruhe (!, D. B.) und der Oberrheingraben“ (Theiss 1988) wirft viele Fragen auf, gerade aus Baden-Badener Sicht, die einer Beantwortung bedürfen. Festzuhalten ist, daß diese Stadt einzigartige Dokumente aus der Römerzeit nachweisen kann. Daß es mit deren Präsentation, neudeutsch „Marketing“, leider nicht weit her ist, „beklagt“ Dr. Schallmayer zuletzt im Heft „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“. Warum es unter seiner Zuständigkeit beim Landesdenkmalamt möglich war, die intensiven Rettig-Ausgrabungen wieder unter der Erde verschwinden zu lassen, bleibt offen.

Ausgrabungsleiter Peter M. Knierriem hat zum Teil zusammen mit der an der Rettigforschung beteiligten Elke Löhning u. a. im AQUAE und der ORTENAU (besonder Jahresband 1995) Auswertungsergebnisse veröffentlicht. Ebenso ist auf zahlreiche Arbeiten von Dr. Egon Schallmayer zu verwiesen, wobei der Eingangs erwähnte Beitrag in der Stadtkreisbeschreibung besonders genannt werden soll. Selbstverständlich findet sich in den einschlägigen Fachpublikationen wie „Archäologische Nachrichten“ und der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ Weiteres.

Gerhard Hofmann erarbeitet seit längerer Zeit Funde und Fundstätten der Vor- und Frühgeschichte der Region, die regelmäßig im „Heimatbuch des Landkreises Rastatt“ veröffentlicht werden.

## F KLOSTER LICHTENTHAL

Für den Autor war das „Highlight“ in jüngster Zeit nicht das Verscherbeln von zum Teil



fragwürdigem „Fürstennippes“ im Neuen Schloß 1995, sondern das 750jährige Jubiläum der Cistercienserinnen-Abtei Lichtenthal im selben Jahr. Die „Faszination eines Klosters“, wie der Titel der Ausstellung des Badischen Landesmuseums und des hervorragenden, wissenschaftlich akribischen, vom Leiter Harald Siebenmorgen in Zusammenarbeit mit der Abtei herausgegebenen Katalogs bescherte uns weitere Veröffentlichungen.

An erster Stelle seien in dieser Zeitschrift die Arbeiten von Sr. Maria Pia Schindele genannt, der Heimatpreisträgerin der Stadt Baden-Baden von 1995. Aus der Vielzahl von Veröffentlichungen, die bis zu bemerkenswerten pädagogischen Arbeiten reichen, seien hier vor allem kurz die gründlich recherchierten Arbeiten über die Klostersgeschichte im Freiburger-Diözesan-Archiv von 1984 und 1985 genannt. Im oben erwähnten Ausstellungskatalog finden sich zwei Aufsätze über das Kloster Lichtenthal vom 16. bis 20. Jahrhundert und über Frauen aus Adel und Bürgertum. Im letzten Heft unserer Zeitschrift 1995 veröffentlichte sie eine Arbeit über die Äbtissin Margaretha Stülzer (1597–1625), über die sie auch

einen öffentlichen Vortrag für unsere Ortsgruppe im Kloster hielt. Hier wird vor allem die Stärke ihrer Forschung bewußt: Das leider so oft vermißte, weil beschwerliche Quellenstudium.

1995 gab die Cistercienserinnen Abtei Lichtenthal (76502 Baden-Baden) ein hervorragend gestaltetes Buch zum 750jährigen Jubiläum heraus. Dieser Festschrift ist es gelungen, Geschichte und Klosterleben nahezubringen. Den vielfältigen Verflechtungen in der Geschichte und vor allem auch Kultur in unserer Landesgeschichte wurden verschiedene Autoren gerecht. Wer dieses gelungene Werk erwirbt, macht sich selber die größte Freude.

Das hiesige „Badische Tagblatt“ brachte zum Jubiläum eine Dokumentation von Henning Zorn und Wolfgang Breyer (Fotos) heraus, die einen knappen Überblick der Geschichte und des Alltags des heute ältesten Klosters in Baden gibt.

Im Eichhorn-Verlag Schwäbisch Gmünd erschien ebenfalls 1995 das „Spazier- und Erzählbüchlein für junge Leute“ von Gymnasialprofessorin Maria Würfel: „Wir besuchen das Kloster Lichtenthal“. Hier werden „Junioren“ in



Das Schicksal des Klosters Lichtenthal in Baden-Baden war immer eng verknüpft mit der badischen Geschichte. So diente Lichtenthal den Markgrafen von Baden als Hauskloster und Begräbnisstätte. Im Laufe der Jahrhunderte wechselten Zeiten der Blüte mit Zeiten der Not, in denen nicht selten die Existenz der Abtei auf dem Spiel stand...

**Henning Zorn und Wolfgang Breyer** (Fotos) geben in dieser Dokumentation einen Überblick über Geschichte und Alltag des heute ältesten erhaltenen Klosters in Baden.

**14,80 DM**

inkl. MwSt.



vorbildlicher Weise mit Geschichte vertraut gemacht. Bleibt zu hoffen, daß viele Jugendliche erfahren, daß in unserer oberflächlichen und einseitig materiell orientierten Gesellschaft das Erkennen und Bewahren von Kulturgeschichte auch einen Sinn macht.

Das preiswerte, 32 Seiten umfassende Heft ist jedoch mitnichten „nur“ für Her-

anwachsende geeignet: Dem Verfasser dieses etwas mitunter eigenwilligen Literaturberichts ging bei der Lektüre mit der obligatorischen praktischen Begehung auch noch manches „Licht“ im Kloster Lichtenthal auf. Erfreulich ist auch das Sponsering solch eines Unterfangens seitens der Stadt Baden-Baden und ihrer Stadtparkasse.

## Bibliographie

### **Dr. L. Brandstetter, Baden-Baden**

*Veröffentlichungen ab 1952, die mehr als eine Schreibmaschinenseite betragen*

Neue Aussichtspunkte im Stadtwald

*BT 15.III.052*

Erholungsgebiet und Forstwirtschaft

*BT I.X 53*

Die fünfmillionste Pflanze

*BT 1955?*

Wald und Landschaft um Baden-Baden

*Festschrift Bergwacht Schwarzwald-Baden-Baden 1955*

Flößerei auf der Oos

*BT „Zwischen Murg und Kinzig“ Dez. 1955*

Holz – ein Weltrohstoff

*„Der Landwirt“ 1955, Kalender Verlag G. Braun, Karlsruhe*

Die Baden-Badener Waldbauwoche

*„Der Forstmann“ Nr. 10 1955*

Der Wald, Heilstätte der Natur

*„Unser Wald“ August 1957 Schutzgemeinschaft Deutscher Wald*

Der Schauertag

*BT Zwischen Murg und Kinzig*

Wald und Landschaft um Baden-Baden

*Festschrift zum 75. Jubiläum des Schwarzwaldvereins Baden-Baden 1959*

Rotwild im nördl. Schwarzwald

*„Die Pirsch“ 15/1959*

Der Stadtwald muß rentabel bleiben

*BT 21.V.1960*

Der Naturlehrpfad Baden-Baden

*Städt. Forstamt 1960*

Beitrag zur Völkerverständigung

(ausländ. Forststudenten im Stadtwald)

*BT X.1961*

Waldspaziergang am Hlg. Abend

*BT 24.XII.1991*

Einsatz des Pflanzlochbohrgerätes Stihl

*„Der Forst- und Holzwirt“ 16.II.1961 Heft 4*

Forstgeschichtliche Untersuchungen über den Stadtwald von Baden-Baden

*Dissertation 1962*

Unsere Holzhauer im Stadtwald

*BT 7.VIII.1962*

Wie der Forstmann der Wald sieht

*BT 9.V.1961*

Im Stadtwald beobachtet

(Sicheln ist eine wichtige Arbeit)

*BT 23.VIII.1961*

Steinblöcke als Wegweiser im Wald

*BT 21.X.1961*

Junge Bäume hinter Gittern

„Drahtosen“ schützen den Nachwuchs

*BT 21.XI.1961*

4000 Christbäume aus dem Stadtwald

Was eine Tanne dem Leser erzählt

*BT 14.XII.1961*

Großputz im Stadtwald

(Auch Nistkästen müssen gereinigt werden)

*BT 23.I.1962*



- Osterputz – drinnen und draußen nötig  
BT 19.IV.1962
- Entlaßschüler“ im Stadtwald  
(Pflanzen aus den städt. Pflanzschulen)  
BT 5.V.1962
- Hundert junge Rinder im „Urlaub“  
(Viehauftrieb in den Wiesentälern)  
BT 12.V.1962
- Bienen auf der Stadtwald-Weide  
BT VII.1962
- Das Holzanweisen im Stadtwald  
(Was machen Sie da, Herr Förster?)  
BT 22.XI.1962
- Futterplätze im Stadtwald  
BT X.1962
- Forstmeister Karl Friederich Jägerschmid  
BT Zwischen Murg und Kinzig Januar 1963
- Winterschäden im Stadtwald  
BT 14.3.1963
- Nur noch ein „Oechsner“ im Stadtwald  
BT 6.VII.1963
- Weißer Staub im Stadtwald (Flächendüngung)  
BT 23.VIII.1963
- Diesmal Baden-Baden hier spricht die Waldwacht  
„Unser Wald“ Juni 1963 Zeitschrift Schutzgemein-  
schaft deutscher Wald
- Betrachtungen einer Tanne zur Weihnachtszeit  
BT XII 1963
- Heiligabendstimmung im Stadtwald  
BT 24.XII.1963
- Lichentaler Alle und Stadtwald Baden-Baden  
„Die Ortenau“ 1964 Verlag Historischer Verein für  
Mittelbaden, Offenburg
- Osterspaziergang im Stadtwald  
BT 28.III.1964
- Von „Hörschgewichten“  
BT 11.IV.1964
- Einst war es das Floßhaus  
BT 29.V.1964
- Wege erschließen den Wald  
BT 2.VII.1964
- Schäden im Stadtwald  
(Windfälle, Dürrholz und andere Holzverluste)  
BT 1.II.1965
- Steine, Kreuze und Bäume  
(Gedenkstätten im Wald)  
BT 24.VII.1965
- Die Jagd im Stadtwald  
BT 13.X.1962
- Der Jahresring 66 beginnt zu wachsen  
BT 31.XII.1965
- Osterspaziergang  
„Der Merkur“ Heimatkalender 1966, Verlag Franz  
Wesel
- Steine, Kreuze und Bäume  
„Der Merkur“ Heimatkalender 1967
- Der Wald hat viele Aufgaben  
BT IX.1967
- Qualitätsware auch im Wald  
BT 26.IX.1968
- 1920 verglühte der letzte Kohlenmeiler  
BT 17.X.1968
- Wie geruhsam war einst die Fahrt mit dem „Bähnle“  
auf dem Merkur  
(Silvestergedanken)  
BT 31.XIII.1968
- Mit achtzig Arbeitern werden die Aufgaben im Stadt-  
wald beschäftigt  
BT 1.II.1969
- Hoh-hoh-hussassa  
(von Baden-Badener Treibjagden)  
BT 4.XII.1968?
- Am Überschuß allein kann man den Wert des Waldes  
nicht ermessen  
BT 26.II.1970
- Osterspaziergang  
BT Zwischen Murg und Kinzig März 1970
- Stadtwald ist ein aufbauender Betrieb  
(Kleine Silvesterbetrachtung)  
BT 31.XIII.1970
- Über 11 000 Waldwanderer in zwei Jahren interviewt  
BNN 16.I.1971
- Lehrreiche Reise durch die Wälder der Slowakei  
BNN 7.X.1971
- „Fertigbauwohnungen“ für die Vogelwelt  
BT 25.IV.1972
- Auch in Norwegen gewinnt der Wald als Erholungsfak-  
tor an Bedeutung  
BT 16.IX.1972
- Einem neuen Jahrring entgegen  
BT 28.XII.1973
- Prähistorisches Geschichtsbuch  
(Naturdenkmal)  
BT + BNN 14.III.1975



- Gigant unter den Bäumen  
(Mammutbaum – Naturdenkmal)  
*BT + BNN 3.V.1975*
- Der Kapffelsen  
(Naturdenkmal)  
*BT + BNN 3.IV.1975*
- Die Ältesten in der Bundesrepublik  
(Trompetenbäume im Klosterhof – Naturdenkmal)  
*BT + BNN 10.VI.1975*
- Seit über 150 Jahren ziert ihn ein Kreuz  
(Naturdenkmal Bernickel)  
*BNN + BT 24.VI.1975*
- Langholzflößerei auf der Oos  
(drei Folgen)  
*BT Zwischen Murg und Kinzig, Mai–Juli 1977*
- Wenig Freude an asthaltigem Holz  
*BT 25.V.1976*
- Wie ein Haus mit vielen Bewohnern  
(Von der Tierwelt im Stadtwald – 4 Folgen)  
*BT Zwischen Murg und Kinzig, März–Juli 1978*
- Städt. Forstamt plant schon weit in das Jahr 2000 hinein  
*BT 13.VIII.1979*
- Geschichte des Neuhauses  
(drei Folgen)  
*BT Zwischen Murg und Kinzig, Febr.–April 1980*
- Für den Waldmeister reichte der gute Leumund  
*BT 16.VII.1980*
- Holzdiebe brachten den Forstetat kräftig durcheinander  
(Erste Inventur 1806)  
*BT 17.I.1981*
- 15 000 fm Schneebruch in diesem Winter  
*BNN 30.I.1982*
- Waldgewerbe im Nordschwarzwald  
(Köhlerei-Harzen-Pottasche – drei Folgen)  
*BT Zwischen Murg und Kinzig, März–Mai 1981*
- Wege in die Landschaft  
(drei Folgen)  
*BT Zwischen Murg und Kinzig Mai–Juli 1982*
- Internationale Gäste im Stadtwald  
(Vom Anbau ausländ. Bäume, 2 Folgen)  
*BT Zwischen Murg und Kinzig Mai–Juni 1983*
- Wiederaufforstung im Nieder- und Oberwald  
*BT März 1983*
- Aus der Kiesgrube wurde ein idyllischer See  
(Rekultivierung des Leissees)  
*BNN 19.VII.1983*
- Nur noch eine Gemeinde hat so viel Wald wie Baden-Baden  
*BT Zwischen Murg und Kinzig IX. 1984*
- Unser Wald  
*Jubiläumsheft Obst- und Gartenbauverein Haueneberstein 1985*
- Merkwürdig anmutende Verordnungen  
(aus dem 18. Jhd)  
*BT Zwischen Murg und Kinzig 1985*
- „Landsee“ – Relikt eines alten Stromes  
*BT Zwischen Murg und Kinzig November 1985*
- Steine, Kreuze, Bäume  
*„Aqua“ 1986 Heft des Arbeitskreises für Stadtgeschichte*
- Stadt war über das Ergebnis sehr betroffen  
(Ergebnis der 1. Waldinventur 1806)  
*BT Zwischen Murg und Kinzig 13.VI.1987*
- Aus der Waldgeschichte des Reblandes  
*„Das Baden-Badener Rebland unter der Yburg“ 1988 Ste 95–115; Histor. Verein F. Mittelbaden i. V. – Yburg*
- Naturschutzgebiet Battert  
*„Bergwacht Kellterführer“ 1988 Ste 115/116*
- Aus der Geschichte der Hauenebersteiners Waldes  
*Heimatverein Haueneberstein e. V. 1988*
- Aus der Vergangenheit des Sandweierer Waldes  
*Heimatverein Sandweier e. V.*
- Natur- und Landschaftsschutzgebiete im Landkreis Rastatt und Stadtkreis Baden-Baden  
*Kennzeichen RA–BAD Verlag Waldemar Lutz, Lörrach Ste 183*
- Bezirksförster Florentin Diß  
*„Aqua“ 1990*
- Von Unterlocherungen und alten Grenzsteinen  
*„Aqua“ 1992*
- Wege und Hütten im Wald für Adel und Badegäste anfangs des 19. Jahrhunderts  
*„Aqua“ 1993*
- Von den Waldmeistern der Stadt Baden  
*„Aqua“ 1994*
- Alte Gemarkungs- und Grenzsteine vor 1800  
*1994 – kleine Auflage*
- Anbau mit ausländischen Baumarten im Stadtwald – Erfolg oder Mißerfolg  
*„Aqua“ 1995*
- Die Abteilungsamen im Stadtwald Baden-Baden  
*1995 – kleine Auflage*



## Bibliographie

### Dr. Reiner Haehling von Lanzener, Baden-Baden

#### A. Monographien

1. Entstehung und Ausbau des badischen Enteignungsrechts im 19. Jahrhundert. Diss. Freiburg 1957.
2. Jugendselbstmord. Verlag Kriminalistik Heidelberg 1970.
3. Der Eisenbahnattentäter Monsieur X. Verlag Kriminalistik Heidelberg 1980.
4. 150 Jahre Badischer Landesverband für soziale Rechtspflege. Badischer Landesverband Karlsruhe 1982.
5. Recht und Gericht in Baden-Baden. Verlag der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation Karlsruhe 1987.
6. Dichterjurist Scheffel. Verlag der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation Karlsruhe 1988.
7. Reinhold Schneider aus Baden-Baden. Schriftenreihe Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, NF 3, 1. Aufl. 1991; 2. Aufl. 1993.
8. Die vergessene Kanone. Eine Erzählung gegen den Krieg. Göller Verlag Baden-Baden 1993.
9. Das Baden-Badener Attentat. Schriftenreihe Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, NF 5, 1995.
10. Düstere Nacht, hellichter Tag. Erinnerungen aus dem 20. Jahrhundert., Verlag Badenia Karlsruhe 1996.

#### B. Zeitschriftenbeiträge

1. Zum neuen Bedarfssatz für Mindestunterhaltsrenten in Baden-Württemberg. Die Justiz 1965, S. 284.
2. Die Überleitung von Altenteilsrechten. Zeitschrift für Sozialhilfe 1966, S. 39.
3. Nochmals: Mindestunterhaltsrenten in Baden-Württemberg. Die Justiz 1966, S. 80.
4. Zwei Fälle aus dem Bereich der Justiz. Deutsche Richterzeitung 1966, S. 121.
5. Das Fragerecht der Partei im Zivilprozeß. Deutsche Richterzeitung 1966, S. 223.
6. Zur Bemessung des Mindestunterhalts unehelicher Kinder nach Warenkörben. Neue Juristische Wochenschrift 1967, S. 140.
7. Im Paragraphentum. Deutsche Richterzeitung 1967, S. 83.
8. Lehrling des Richters. Deutsche Richterzeitung 1968, S. 134.
9. Kriminalpolizei und Staatsanwaltschaft. Kriminalistik 1968, S. 252.
10. Neue Wege zur Bekämpfung der Jugendkriminalität in Frankreich. Zeitschrift für Sozialhilfe 1968, S. 144.
11. Kriminalpolizei und Jugendschutz. Kriminalistik 1968, S. 328.
12. Die Konventionalscheidungen. Deutsche Richterzeitung 1968, S. 274.
13. Zum Richteramtsrecht. Deutsche Richterzeitung 1968, S. 383.
14. Gerichtshilfe und Entmündigung. Mündel 1969, S. 2.
15. Die Gerichtshilfe. Kriminalistik 1969, S. 35.
16. Jugendkriminalität heute. Mündel 1969, S. 2.
17. Kriminalpolizeilicher Einsatz bei Selbstmordversuchen. In: 90 Jahre Kriminalpolizei Karlsruhe, 1969, S. 55.
18. Ein kleines Plädoyer für die Robe. Deutsche Richterzeitung 1969, S. 283.
19. Gerichtshilfe im Entmüdigungsverfahren. Die Justiz 1969, S. 258.
20. Ermittlungen beim Selbstmordversuch. Kriminalistik 1969, S. 595.
21. Das neue Nichteheichenrecht. Deutsche Richterzeitung 1970, S. 18.
22. Wohin gehört die Gerichtshilfe? Die Justiz 1971, S. 34 und Bewährungshilfe 1970, S. 267.
23. Zur Mitarbeit von Richtern und Staatsanwälten in gemeinnützigen Vereinigungen. Deutsche Richterzeitung 1972, S. 95.
24. Kriminalistische Kleinarbeit. Kriminalistik 1979, S. 556.
25. Das Turenne-Denkmal in Sasbach. Badische Heimat 1983, S. 597.
26. Gérard de Nervals Reise nach Baden. Die Ortenau 1985, S. 205.
27. Victor von Scheffel – ein rechtskundiger Dichter. Badische Heimat 1986, S. 230.
28. Scheffel als Jurist. In: Victor von Scheffel, hrsg. von der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe 1986, S. 15.
29. Xavier Marmier. AQUAE, Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, hrsg. vom Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, 1986, S. 15 (Zitierweise: AQUAE).
30. Hundert Jahre Gefangenenfürsorge in Baden-Baden. AQUAE 1986, S. 48.
31. Karl Mittermaier zum Gedenken. Kurzbrief der Mitgliedsvereine des Badischen Landesverbandes für soziale Rechtspflege, Karlsruhe, Nr. 4/1987, S. 1 (Zitierweise: Kurzbrief).
32. Mark Twain im Achertal. Die Ortenau 1987, S. 325.
33. Wie ein Baden-Badener Seilermeister ein Landesgesetz veranlaßte. AQUAE 1987, S. 11.
34. Erläuterndes zu Nagelmann. AQUAE 1987, S. 49.
35. Verfassungsgeschichte im Ständehaus. In.: Udo Theobald (Hrsg.), Das badische Ständehaus in Karlsruhe, Karlsruhe 1988, S. 23 und Badische Heimat 1987, S. 531.
36. Karl Mittermaier, Gründer der badischen Straffälligenhilfe. Badische Heimat 1987, S. 555.
37. Erinnerungen ans Armeemuseum. Der Bote aus dem Wehrgeschichtlichen Museum 1988, S. 33.
38. Vater Scheffel. Hierzuland 1988, Heft 6, S. 68.



39. Resozialisierung abschaffen? Kurzbrief Nr. 9/1988, S. 1.
  40. Erlebter Reinhold Schneider. AQUAE 1988, S. 13.
  41. Ein unbekanntes Sonett von Reinhold Schneider. AQUAE 1988, S. 38.
  42. Scheffels Vater Mitgründer des Bezirksvereins Karlsruhe. Kurzbrief Nr. 11/1989, S. 1.
  43. Franz Mallebrein, Richter und Dichter. AQUAE 1989, S. 27.
  44. Spurensuche: Die Baden-Badener Zeppelinhalle. AQUAE 1989, S. 101.
  45. Albert Daur, der Lehrer Reinhold Schneiders. Reinhold-Schneider-Blätter 1989, Heft 15, S. 59 und Mein Lörrach 1990, S. 128.
  46. Alfred Döblin, der Berliner Alexanderplatz und die Straffälligenhilfe. Kurzbrief Nr. 16/1990, S. 1.
  47. Statt der Glosse – ein Märchen. Kurzbrief Nr. 16/1990, S. 4.
  48. Alfred Döblins Baden-Badener Jahre. Die Ortenau 1990, S. 403.
  49. Hofrat Schreiber will den Hexenturm kaufen. AQUAE 1990, S. 27.
  50. Nachruf auf ein Gefängnis. AQUAE 1990, S. 79 und Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe 1992, S. 373.
  51. Alfred Döblin und Reinhold Schneider. Reinhold-Schneider-Blätter 1990, Heft 16, S. 111.
  52. Weisungsrecht und Organisationsstatut. Deutsche Richterzeitung 1991, S. 133.
  53. Das Badener Hochgericht. AQUAE 1991, S. 75.
  54. Der Zwischenfall von Lunéville oder LIV verfehlt Baden-Oos. AQUAE 1991, S. 113.
  55. Aloys Schreiber, ein Chronist aus Bühl. Bühler Heimatgeschichte 1992, S. 67.
  56. Alfred Mombert, der Weltenseher. Neue Juristische Wochenschrift 1992, S. 1284.
  57. Alfred Mombert zum Gedenken. Kurzbrief Nr. 23/1992, S. 1.
  58. Ludwig Eichrodt, Dichterjurist des Biedermeier. Die Ortenau 1992, S. 499.
  59. Biedermeierdichter Eichrodt. Kurzbrief Nr. 25/1992, S. 1.
  60. 160 Jahre Badischer Landesverband für soziale Rechtspflege. Nachrichten des Sächsischen Landesverbands für soziale Rechtspflege e. V., Nr. 2/1992, S. 1.
  61. Biedermeierdichter Eichrodt in Baden-Baden. AQUAE 1992, S. 53.
  62. Eichrodt als Jurist. In: Ausstellungskatalog Ludwig Eichrodt 1827–1892, Badische Landesbibliothek Karlsruhe, 1992, S. 57.
  63. Die europäische Straffälligenhilfe schlummert. Kurzbrief Nr. 26/1992, S. 2 und Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe 1993, S. 46.
  64. Das Bühler Gerichtsgebäude. Bühler Heimatgeschichte 1993, S. 52.
  65. Heinrich Wetzlar – vom Schicksal eines Helfers. Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe 1993, S. 150.
  66. Heinrich Wetzlar – unvergessen. Kurzbrief Nr. 27/1993, S. 1.
  67. Alexandre Dumas besucht das Turennedenkmal. Die Ortenau 1993, S. 607 und Der Sasbacher 1994, S. 241.
  68. Die Kaspar-Hauser-Legende ums Totengräberdenkmal. AQUAE 1993, S. 56.
  69. Der Dichterpfarrer Wilibald Reichwein. Mein Boxberg 1993, S. 12.
  70. Die Entnahme von Leichenteilen bei der gerichtlichen Sektion. Kriminalistik 1993, S. 379.
  71. Das Baden-Badener Treffen de Gaulle/Massu vom Mai 1968. AQUAE 1993, S. 113.
  72. Soziale Strafrechtspflege in einem Europa der offenen Grenzen. Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe 1993, S. 307 und Kurzbrief Nr. 28/1993, S. 2.
  73. Reinhold Schneider – Dichterwort in bewegter Zeit. Badische Heimat 1994, S. 243.
  74. Der vergessene Dichter Heinrich Vierordt. Die Ortenau 1994, S. 507.
  75. Schicksalstag für Baden-Baden: 12. April 1945. AQUAE 1994, S. 9.
  76. Straffälligenhilfe in Baden – Der Badische Landesverband für soziale Rechtspflege. Blick in die Geschichte, Karlsruhe, Nr. 25/1994, S. 3.
  77. Reinhold Schneiders Grab. Reinhold-Schneider-Jahrbuch 1996, S. . . .
  78. Reinhold Schneider in seinem Städtlein. Reinhold-Schneider-Jahrbuch 1996, . . .
  79. Flakhelfer am Oberrhein. Badische Heimat 1995, S. 295.
  80. Das Notgeld der Stadt Baden-Baden. AQUAE 1995, S. . . .
  81. Bühler Schriftsteller. Stadtchronik Bühl, Band . . . , 1996, S. . . .
  82. Ein Baden-Badener Kriminalfall von 1863. AQUAE 1995, S. . . .
  83. Der Pfarr-Reinhold. Grüber Heimatblätter Heft 4/1996, S. . . .
  84. Der Samariter. Erzählung, Lahrer Hinkender Bote 1996, S. 52.
  85. Bauknecht, Karl Borromä. Ratschreiber, Schindelmacher, Volksdichter. Badische Biographien, Band V, 1996, S. . . .
  86. Der dichtende Dorfschulmeister Samuel Friedrich Sauter, Hierzuland 1996, Heft 22, S. . . .
  87. Die Ermordung von Matthias Erzberger. Die Ortenau 1996, S. . . .
  88. Adieu Jean. Erzählung, Lahrer Hinkender Bote 1997, S. . . .
- C. Kurzbeiträge*
1. Diskussion mit Abgeordneten. Deutsche Richterzeitung 1969, S. 222.
  2. 25 Jahre Deutsch-französische Gesellschaft Baden-Baden. Festschrift zum 25jährigen Bestehen der Deutsch-Französischen Gesellschaft in Baden-Baden, 1981.



3. Geleitwort. Pinkert, Gefangenenfürsorge in Pforzheim, 1987.
4. Grußwort. Hermisson u. a., 15 Jahre Anlaufstelle für Straftentlassene hrsg. vom Bezirksverein für soziale Rechtspflege in Freiburg 1987.
5. Historische Ansichtskarten von Baden-Baden/Cartes postales historiques de Baden-Baden. Erläuterungen zur Kartenstammlung des Arbeitskreises für Stadtgeschichte Baden-Baden 1988.
6. Zur Person: Wilhelm Albrecht. In: Wilhelm Albrecht, Gedichte aus Gru' und aus Karlsruh', Privatdruck Baden-Baden 1988.
7. Vorwort. Anlauf- und Beratungsstellen für Straffällige in Baden-Württemberg, hrsg. von der Landesarbeitsgemeinschaft der Mitarbeiter der Anlauf- und Beratungsstellen, Freiburg 1988.
8. Der Heimatdichter Franz Mallebrein. In: Franz Mallebrein, Gedichte aus Baden-Baden und Umgebung, Schriftenreihe Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, NF 1, 1989.
9. Begrüßung und Eröffnung der Tagung Demographie. + Kriminalpolitik = Strafrechtspflege 2000. Ev. Akademie Bad Boll, Heft 18/1989.
10. Einführung und Moderation. Baden-Baden – ist unser Stadtbild zu retten? Sonderveröffentlichung der Podiumsdiskussion vom 15. 11. 1989, Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, 1989.
11. Einleitung. Lebenserinnerungen der Marie Grumbach geb. Mallebrein (1868–1955), masch.-schriftl. Vervielf., Baden-Baden 1990.
12. Zum Geleit. Karl-Michael Walz, Der Badische Landesverband für soziale Rechtspflege 1832–1992, Badischer Landesverband Karlsruhe 1992.
13. Einzelbeiträge in: Stadtführer Baden-Baden, Altstadt – Villen – Allee. Schriftenreihe Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, NF 4, 1994.
14. Materialien zum Kreisende in Baden-Baden, gesammelt und erläutert, AQUAE 1994, S. 27.
15. Grußwort. 40 Jahre Verein für Jugendhilfe Karlsruhe, 1995, S. 25.
16. Europäische Anlaufstelle für Straffällige eröffnet. Kurzbrief Nr. 35/1995, S. 2 und Bewährungshilfe 2/1995, S. 182.
17. Begrüßung und Eröffnung der Tagung Ehrenamtliche Straffälligenhilfe, Ev. Akademie Bad Boll, Materialien 5/95, S. 5.
18. Welche Rolle spielte General Behlendorf? in: Messner/Neuwald (Hrsg.), Erinnern – Nicht vergessen. Das Kriegsende in Mittelbaden, 1995, S. 102.
19. 40 Jahre Deutsch-Französische Gesellschaft Baden-Baden, in: Festschrift zum 40-jährigen Bestehen der Deutsch-Französischen Gesellschaft Baden-Baden, 1996.
20. Erinnerungen, in: 25 Jahre Bezirksverein für soziale Rechtspflege – Anlaufstelle für Haftentlassene, Freiburg 1996, S. 24.

#### *D. Lyrik*

1. Vogelbitte. Badener Tagblatt vom 05. 02. 1941.
2. Geissblatt. FDA-Brief; Freier Deutscher Autorenverband, LV Baden-Württ., Juni 1993, S. 11, Kalender Poetisches Baden-Baden 1994, Greifenpresse Baden-Baden 1993, und Lahrer Hinkender Bote 1997.

#### *E. Buchbesprechungen*

1. Marc Hillel, L'occupation française en Allemagne 1945–49, Paris 1983, in: Badische Heimat 1985, S. 314.
2. Reinhold Schneider, Zwischenspiel in Beerreuth, Ebenhausen 1988, in: Badische Heimat 1989, S. 243.
3. Ferdinand Mehle, Der Krinimalfall Kaspar Hauser, Kehl 1994, in: Badische Heimat 1994, S. 294.
4. Ludwig Vögely, Kraichgauer Gestalten, Ubstadt-Weiher 1994, in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg 1994, Nr. 97.
5. Kurt Andermann, Die Urkunden des Freiherrlich von Adelsheim'schen Achivs zu Adelsheim, Buchen 1995, in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg, Beilage Landeskunde, Oktober 1995.
6. Ernst Otto Bräunche, Die Karlsruher Ratsprotokolle des 18. Jahrhunderts, Teil I: 1725–1763, Karlsruhe 1993, in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg 1995, Nr. 65/66.
7. Marx Busch u. a., Erziehung und Strafe, Festschrift für Karl Härringer, Pfaffenweiler 1995, in: Kurzbrief Nr. 36/1995, S. 3 und Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe 1996, S. 38.
8. Roland Thomann, Schicksal einer Landschaft, Ubstadt-Weiher 1995, in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg 1996, Nr. 11.

Anschrift des Autors:  
Dieter Baeuerle  
Stephanienstr. 52  
76530 Baden-Baden





Foto: Edgar Bilger, Baden-Baden



# 1696—1770. Vollendung des Barock

Leben und Werk (Rosgartenmuseum Konstanz)  
Meister und Werkstatt (Neues Schloß Meersburg)



„Ein kunstreicher Figurist und anderer Praxiteles“ – mit diesem, auf den berühmtesten Bildhauer der griechischen Antike bezogenen Ehrentitel wurde der am 2. Januar 1770 verstorbene Bildhauer Joseph Anton Feuchtmayer, dessen 300-jähriges Geburtsjubiläum 1996 gefeiert wird, anlässlich seiner 1728/30 geschaffenen Arbeiten in der Klosterkirche St. Peter/Schwarzwald gerühmt. Etwa 30 Jahre später verhinderte der protestantische Pfarrer von St. Laurenzen in St. Gallen die Aufstellung der „freche(n) und unanständige(n) Engel Feuchtmayers zu dem von seiner Werkstatt gefertigten Prospekt der dortigen Orgel. Es ist kaum verwunderlich, daß der lange unbeachtet gebliebene Bildhauer gerade im 20. Jahrhundert, in der Zeit des Expressionismus wiederentdeckt und von dem Kunsthistoriker Adolf Feulner 1929 als der bedeutendste Bildhauer des Bodenseegebietes in die neuere Kunstgeschichtsforschung eingeführt wurde. Ein Bildhauer, dessen expressives Werk in seiner Spannweite von „sensibler Feinheit“ bis „trivaler Drastik“ mit

keinem anderen deutschsprachigen Bildhauer vergleichbar sei. Noch heute scheiden sich an dem Werk des Bildhauers Joseph Anton Feuchtmayer die Geschmäcker. Wie einst stößt das Oeuvre des Künstlers einerseits auf grenzenlose Begeisterung – vom Schaffen eines Genies ist hier die Rede – und andererseits auf strikte Ablehnung. Die unmittelbare sinnliche Präsenz der Plastiken Feuchtmayers besitzt eine ungebrochene ästhetische Brisanz und Aktualität. Seit den Forschungen von Adolf Feulner, Horst Sauer und Wilhelm Boeck haben zahlreiche Funde zu einer Neubewertung dieses scheinbar ewig zeitgemäß unzeitgemäßen Bildhauers geführt.

Anlässlich seines 300. Geburtstages 1996 führen das Rosgartenmuseum Konstanz und der Bodenseekreis in Kooperation mit der Stadt Meersburg im Sommer ein gemeinsames Ausstellungsprojekt durch:

Das Rosgartenmuseum in Konstanz zeigt schwerpunktmäßig die künstlerische Entwicklung des Bildhauers und Stukkators. Teile des umfangreichen Zeichnungsbestandes der Konstanzer Wessenberg-Galerie werden neben Hauptwerke des Künstlers ausgestellt werden. Der Bodenseekreis präsentiert in den Räumen des Neuen Schlosses in Meersburg die Großaufträge der Feuchtmayer-Werkstatt. Technischen Aspekten im Werk Feuchtmayers wird dabei besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Ein Teil dieser Ausstellung ist dabei auch der unmittelbaren künstlerischen Nachfolge des Bildhauers gewidmet.

Aus Anlaß des Jubiläums erscheint eine Monographie mit komplettem Werkverzeichnis, die nach fünf Jahrzehnten erstmals wieder eine zusammenfassende Darstellung der Kunst Feuchtmayers bringt.

## Angaben zur Ausstellung

Laufdauer der Komibusausstellung zu Joseph Anton Feuchtmayer im Rosengartenmuseum Konstanz und dem Neuen Schloß Meersburg

23. Juni–25. August 1996

Zur Ausstellung wird eine Kombikarte (Eintritt zu beiden Ausstellungen) für 8,- DM angeboten. Ermäßigt 5,- DM.

Zur Ausstellung erscheint ein Katalog zum Preis von 49,- DM (dieser Preis gilt nur an der Museumskasse)

Öffnungszeiten:

Rosengartenmuseum Konstanz

Di.–Do. 10–17 Uhr

Fr.–So. 10–16 Uhr

Neues Schloß Meersburg

Mo.–So. 10–12; 14–18 Uhr

(voraussichtl.)



Renate Effern, M.A.

## Die Fürsten Gagarin

Die russischen Adelligen kehren nach Baden-Baden zurück



Fürstin Tatjana und Fürst Andrej Gagarin zu Besuch in Baden-Baden

Foto: Effern

Es war Fürst Sergej Gagarin, Direktor der Kaiserlichen Theater von Sankt Petersburg, der 1824 mit großem Gefolge im Gasthof ‚Zur Sonne‘ in Baden-Baden abstieg. Augenscheinlich gefiel ihm die Stadt so gut, daß er wiederkam und daß er sich mit seiner Familie Jahre später hier niederließ. Seine Gattin, eine Gräfin Valevska, und die zahlreichen Töchter trugen dann nicht wenig zum Flair der Sommerhauptstadt Europas bei. Auch eine Cousine und zwei Cousins spielten bald eine wichtige Rolle. Fürstin Leonilla Gagarina war mit dem legendären Fürsten Menschikov verheiratet, der es so lieb-

te, mit seiner Trojka durch die Lichtentaler Allee zu brausen. Fürst Grigorij Gagarin, Maler und Vizepräsident der Akademie der Künste in Sankt Petersburg, war bei der Ausstattung der hübschen russisch-orthodoxen Kirche behilflich, und Fürst Nikolaj Gagarin war einer der Gründer des berühmten ‚Internationalen Clubs‘.

Die Gagarins gehörten zu den sehr alten und sehr ehrwürdigen russischen Familien, die sich bis in die Zeit des Warägerführers Rjurik zurückverfolgen lassen. Wegen seiner schwarzen Haare und seines freundlichen Wesens hatte ein Urahn dann im 16. Jahrhundert den



Spitznamen ‚gagàra‘ bekommen – zeigte er doch Ähnlichkeit mit dem gleichnamigen schwarzgefederten Vogel. Sechsendreißig bedeutende Fürsten Gagarin sind im ‚Biographischen Lexikon der Kaiserlich Russischen Gesellschaft‘ aufgeführt. Eine einzige Fürstin – Anna Petrovna Gagarina – erscheint in der illustren Reihe: sie hatte sich als Geliebte des verschrobeneren Zaren Paul hervorgetan. Ein schreckliches Schicksal ereilte während der Regierungszeit Peters des Große einen Fürsten Matvej Gagarin. Als hoher Beamter war er nach Sibirien geschickt worden und hatte dort wohl in die eigene Tasche gewirtschaftet. Peter I. ließ ihn nach Sankt Petersburg zurückbeordern, er wurde verhaftet, verurteilt und im Juni 1721 – im Beisein des Zaren – direkt vor dem Justizkollegium gehenkt. Von einem anderen Fürsten Gagarin wird am Anfang des 19. Jahrhunderts berichtet, daß er 30 000 Hektar Land und 5000 leibeigene Bauern besaß. Sein Sohn jedoch kehrte dem russischen Wohlstand den Rücken, bekannte sich zum Katholizismus und wurde Jesuit. Er schrieb ein vielbeachtetes Werk mit dem Titel: ‚La Russie – sera-t-elle catholique?‘ und verlor auf diese Weise seinen Rang und das Recht auf Erbschaft des Familiengutes, ja, er durfte nie wieder nach Rußland zurückkehren.

In Baden-Baden waren es im 19. Jahrhundert nicht die Gagarins, die der Aristokrat Ivan Turgenev in seinem Roman ‚Rauch‘ verspottete, wenn er schrieb: Am ‚Russischen Baum – à l’Arbre russe – kamen unsere lieben Landsleute wie gewöhnlich zusammen, pompös, nonchalant, elegant fanden sie sich ein, begrüßten einander mit Grandezza, Ungezwungenheit und Charme, ganz wie es sich für Individuen geziemt, die auf der Höhe der modernen Bildung stehen.‘ Er erzählte von jungen, russischen Generälen und ihre verwöhnten Gattinnen, die sich nur für eine begrenzte Zeit in der Gesellschaft französischer ‚Kokotten‘ und amerikanischer Spiritisten dem süßen Nichtstun hingaben. Ivan Turgenev verkehrte in Baden-Baden weder mit den ‚durchreisenden‘ noch mit den ‚ansässigen‘ russischen Adeligen. Er residierte auf dem Fremersberg im Kreis der Künstler und Schriftsteller, im Kreis der Pauline Viardot. Und doch erinnerte das Haus einer Fürstin Marina Gagarina, die im Jahr 1922

‚hoch über der Lichtentaler Allee‘ residierte, gerade an einem Roman Turgenevs. Dort bildete das ‚klassische russische Adelsnest‘ und der Schwarzwald noch Jahre nach der Revolution ein harmonisches Ganzes.

War es im Jahr 1834 Fürst Sergej Gagarin, der das russische Zeitalter von Baden-Baden einläutete, so schrieb etwas mehr als 170 Jahre später ein Fürst Andrej Gagarin seinen Namen in das Goldene Buch der Stadt. Seine Cousinen und Cousins ersten und zweiten Grades leben heute in Amerika, Frankreich, Belgien und Deutschland – manche von ihnen sprechen schon gar nicht mehr Russisch. Er aber wurde in Leningrad geboren und wuchs in der Sowjetunion auf. Sein Urgroßvater war eben der Maler und Vizepräsident der Akademie der Künste Grigorij Gagarin, der sich in der ‚Sommerhauptstadt Europas‘ aufgehalten hatte. Sein Großvater, Andrej Gagarin, dachte anscheinend schon nicht mehr an kostspielige Reisen in den Westen, er war Wissenschaftler und zählte zu den Gründern des Sankt Petersburger Politechnischen Institutes. Ihm hatte nach der Revolution kein anderer als Vladimir Lenin eine Urkunde ausstellen lassen, daß er für die Republik nützlich sei, und daß man ihm unter allen Umständen die Möglichkeit geben solle, in Ruhe zu arbeiten. Sein Vater, Peter Gagarin, wurde Bergbauingenieur. Während der Stalinschen Säuberungen wurde ihm der Name Gagarin zum Verhängnis. Zum erstenmal wurde er im März 1935 verhaftet und bald darauf mit Frau und Sohn Andrej nach Kasachstan verbannt. Dieses Mal rettete ihn die wundersame Urkunde seines Vaters mit der Unterschrift Lenins, und er durfte nach Hause zurückkehren. Aber 1937 hatte die magische Unterschrift ihre Wirkung verloren. Er wurde zum zweiten Mal verhaftet, und, wie man später erfuhr, kurz darauf als ‚Volksfeind‘ erschossen.

Andrej Gagarin war nach dem Zweiten Weltkrieg 12 Jahre alt, als seine Mutter ein zweites Mal heiratete. ‚War ich in den ersten fünf Schulklassen noch Anfrej Gagarin gewesen, so tauchte ich jetzt mit einem anderen Namen auf,‘ erzählt er. ‚Als ich mich dann für das Physikstudium bewarb, mußte ich einen Fragebogen ausfüllen. Man wollte von mir wissen, ob ich zu irgendeinem Zeitpunkt meinen

Familienamen geändert habe? Wahrheitsgemäß erklärte ich also, daß das der Fall gewesen sei.' Auf inständiges Bitten der Mutter hingelang es gerade noch das Formular zu vernichten. Von nun an hatte Andrej nie in seinem Leben den Namen Gagarin getragen. Erst im Jahr 1964 faßte er sich ein Herz und schrieb – ohne das Wissen der Mutter – einen Brief an den KGB, und ein Jahr später wurde ihm, ‚mit dem Ausdruck des Bedauerns‘, die Unschuld des Vaters versichert. Der nächste Schritt, die Rücknahme des Familiennamens, war wesentlich schwieriger. Nun war auch mit Widerstand innerhalb der eigenen Familie zu rechnen. Wollte er den Namen ablegen, der ihn so lange vor Unannehmlichkeiten bewahrt hatte? Hatte dieser Name es ihm nicht ermöglicht, als Wissenschaftler Karriere zumachen? Aber im Jahr 1972 war es dann soweit: es gab neue Ausweispapiere, ja sogar eine neue Geburtsurkunde für die schon 11 Jahre alte Tochter. 1991 konnte Andrej Gagarin dann die Akte seines Vaters, ein 60 Seiten umfassendes Dokument, einsehen. Peter Gagarin war, so hieß es dort in ungelenktem Russisch, zweifelsohne ein Spion gewesen, denn er hatte sehr viele Verwandte im westlichen Ausland gehabt.

Ein interessanter Zwischenfall für alle Mitglieder der Familie war der Weltraumflug des Jurij Gagarin im Jahr 1961. ‚Das ist bestimmt mein Cousin‘, so wandte sich ein in den Vereinigten Staaten von Amerika lebender Gagarin an die Öffentlichkeit. Die sowjetische Presse reagierte mit einer Karrikatur: hier sah man zwei gebrechliche Herren in Frack und Zylind-

er. Der eine hielt einen Nachttopf in der Hand, aus dem eine jämmerliche Pflanze emporwuchs. Die Unterschrift lautete: ‚Das ist der Stammbaum der Gagarins‘. Auch wurde wiederholt bekräftigt, daß Jurij Gagarin aus einer Familie von Bauern stammte und somit ein echter Sohn der Sowjetunion war.

Im Jahr 1991 – als man in Sankt Petersburg zur Neugründung des Adelsclubs zusammenkam und Andrej Gagarin zum Adelsmarschall wählt, muß dann tatsächlich bei jedem der 116 Mitglieder des Clubs der Stammbaum nachgewiesen werden. Eine neue genealogische Gesellschaft war bei der Beschaffung der Akten behilflich. Im Zusammenhang mit seinem Urgroßvater, dem Maler und Vizepräsidenten der Akademie der Künste, habe er zum ersten Mal an Baden-Baden gedacht, meint Fürst Andrej. Die Frage, ob er denn geglaubt habe, daß er tatsächlich in diesem Jahr in Baden-Baden zu Gast sein würde, verneint er ziemlich energisch. ‚Die Sache war zu phantastisch. Versprechen wurden in unserem Land selten erfüllt, oft konnten sie ja auch nicht erfüllt werden. Aber jetzt‘, so fügt er hinzu, ‚ist diese Stadt für mich ein Stück Heimat geworden‘.

Es werden andere russische Fürsten sein, die im 20. und 21. Jahrhundert nach Baden-Baden kommen, aber auch sie werden, auf ihre Weise, zum Flair der Stadt beitragen.

Anschrift der Autorin:  
Renate Effern M. A.  
Hauptstraße 20  
76534 Baden-Baden



# AQUAE 95

ARBEITSKREIS FÜR STADTGESCHICHTE BADEN-BADEN



*Titelseite:*

*Stadtkirche und Schloß im Süden in naher Sicht; rechts oben Hohenbaden, Vorder- und Mittelgrund von betont ländlichem Eindruck; ein Brunnen, vorn Vieh. „Baden – Sorrieu d'après Pernot. Lith. de Lemercier á Paris.“ Paris 1836.*

# Das Gemälde „Festzug der Badischen Landestrachten – Die goldene Hochzeit“ von Johann Baptist Tuttiné. Ein Bild und seine Geschichte

(Vortrag, gehalten am 19. 3. 1996 in der Badischen Heimat, Regionalgruppe Freiburg)

Anlaß für diesen Beitrag ist die, wie sie mittlerweile genannt wird, „Jahrhundertauktion“ von Baden-Baden von 5. bis 21. 10. 1995<sup>1</sup>. Es war dies die größte, längste und damit sicher spektakulärste Kunstauktion dieses Jahrhunderts in Deutschland. Zur Versteigerung durch das Auktionshaus Sotheby's gelangte das kulturelle Erbe der Markgrafen und Großherzöge von Baden und damit auch des von ihnen regierten Landes. Im Angebot der über 25 000 Einzelobjekte waren neben Kunstwerken von internationalem Rang vor allem Objekte mit einem stark landeshistorischen, aber auch alltags- und mentalitätsgeschichtlichen Bezug. So erwarb in Zusammenhang mit dieser Auktion das Badische Landesmuseum unter vielen anderen Dingen auch einen Zyklus von drei Gemälden, der von den Malern Johann Baptist Tuttiné und Heinrich Issel in den Jahren 1886 bis 1892 gefertigt wurde und einen Teil des Karlsruher historischen Festzuges von 1881 darstellt<sup>2</sup>.

Das 1886 von Johann Baptist Tuttiné als erste Arbeit fertiggestellte Gemälde „Zug der goldenen Hochzeit“ – und um dieses soll es im Folgenden gehen – gelangte als Auftragsarbeit zunächst in den Bestand der großherzoglichen Kunsthalle. 1930 wurde es dort ausgeschieden und an das Markgräfliche Haus Baden zurückgegeben, von dem es das Land schließlich im Vorankauf zur Auktion 1995 erwarb. Mit der Rückführung nach Karlsruhe schließt sich somit ein Kreis, und es

bietet sich zudem die Möglichkeit, wie in einem Brennspiegel gebündelt, an einem Werk gleichermaßen Landes-, Kunst- und Kulturgeschichte zu betrachten<sup>3</sup>.

## DIE GESCHICHTE HISTORISCHER FESTZÜGE IM 19. JAHRHUNDERT

Ein Rückblick auf die Geschichte der historischen Festzüge im 19. Jahrhundert verdeutlicht die Vorgeschichte des Karlsruher Festzuges von 1881.

Die öffentliche Festkultur mit politischer Tendenz hatte sich seit der Französischen Revolution geändert. Vor 1789 waren weltliche öffentliche Feste meist höfische Repräsentationsfeiern. Dazu zählten etwa die Feier der Geburt des Thronfolgers, prunkvolle Fürstenhochzeiten oder spektakuläre Leichenbegängnisse. Sie dienten dem Zweck höfischer Selbstdarstellung und der Hervorhebung herrscherlicher Tugenden vor allem für die Welt des Hofes, beziehungsweise des Adels selbst. Die kleinen Leute blieben dabei als aktiv Teilnehmende ausgeschlossen, sie fungierten allenfalls als Staffage. Ganz anders nach 1789. In den Revolutionsfeiern des ausgehenden 18. Jahrhunderts, aber auch in politischen Manifestationen wie dem Hambacher Fest griff das Bürgertum diese Veranstaltungsform auf, stellte sie aber in einen neuen Zusammenhang<sup>4</sup>. Sie diente nun als Instrument der politischen Artikulation und Kommunikation. Feiern und Fest-



# Karlsruher Tagblatt.

Nr. 257. Erstes Blatt. Dienstag den 20. September

1881.

## Zum 20. September 1881.

„Vom Fels zum Meer“, wie Heibels Lied erschallet,  
Erbrauset laut der Freude Jubelklang,  
Vom Meer zum Felsen, den die Fluth umwaltet,  
Frohlocket rings der Liebe Festgesang.  
Wo hoch des Schwarzwalds Felsenhäupter ragen  
Bis wo sich öffnet Gotthlands Bergeschlund,  
Gibt Badens Volk zu diesen Wonnentagen,  
Gibt Scandinavien seine Liebe kund.

Heil Dir, o Fürst, der nie vom Recht sich wendet,  
Der Deutschlands Reich uns herrlich half erbau'n!  
Dir Fürstin Heil, die Schutz und Hilfe spendet,  
Du liebereichste, edelste der Frau'n!  
Heil Eurem Herrschaft, die im Ruhmesglanze,  
Im Segenswalten Badens Gau'n beglückt!  
Heil Eurem Bunde, der im Silberkranze  
Der Gattin Haupt, der Mutter Stirne schmückt!

Und nun die Kinder ihren Festgruß bringen,  
Wie jubeln da der Eltern Herzen laut;  
Es darf die Mutter wonnevoll umschlingen  
Die Tochter heut als hold erblühte Braut.  
Es will der Vater künden Ihr den Segen,  
Ihr und dem Jüngling, der Ihr Herz gewann,  
Dem Nordlandsritter, der von fernsten Wegen  
Der schönen Brautfahrt Minnedienst begann.

So führe denn die lieblichste der Bräute  
Du Jubeljaar zu Schwedens Herrscherthron,  
Und, wie dies Fest der Eltern Bündniß weihte,  
Reine jeht der Tochter es den Sohn.  
Dem Silberkranz entkeimt die Myrtenkrone,  
Dem Erntemonat der neue Frühlingstag.  
Was Ihr gewirkt der Kinder Glück Euch lohne,  
Und Eurem Werk folg' ihr Vollbringen nach.

Es ringt die Welt nach dem Nationenbunde,  
Dem stets des Rechtes Freiheitssonne scheint,  
Dem stets erschallt des Friedens Segenskunde,  
Wie Volk mit Volk durch Bildung sich geeint.  
So walt dem hin der Herrschaft Friedensbahnen,  
Zähringer, Zolleru, Wasa, Bernadott,  
In einem Stamm sind all' die Heldenahnen  
Nun fest vereint! — O schirm ihn gnädig Gott!

28. Gehring.

Abb. 1: Titelblatt des Karlsruher Tagblatt mit Lobgedicht zum Jubiläumstag, den 20. 9. 1881.

züge wurden zu einem wichtigen Mittel, eine allgemeine politische Öffentlichkeit zu konstituieren<sup>5</sup>. Neben dem liberalen Bürgertum war es ab Mitte des letzten Jahrhunderts aber auch die Arbeiterbewegung, die Umzüge als politische Massenveranstaltung organisierte. Der Adel als dritte gesellschaftliche Gruppe war zu Anfang des 19. Jahrhunderts zwar durchaus noch der Tradition der höfischen Repräsentationsfeste verhaftet geblieben. Schließlich orientierte er sich aber auch an dieser neuen politischen Festkultur und öffnete sich in seinen Festen der aktiven Teilnahme breiter Bevölkerungskreise. So richtete sich auch das badische Herrscherhaus ab Mitte des 19. Jahrhunderts, der Regierungszeit Großherzog Friedrichs I., an dieser kommunikativ-politischen Öffentlichkeit aus. Es entwickelte sich im Großherzogtum Baden, vor allem in seiner Residenzstadt Karlsruhe, eine politische Festkultur, die bis auf die Arbeiterschaft, alle gesellschaftlichen Gruppen und politischen Institutionen als Teilnehmende oder sogar Veranstaltende integrierte. So kam es unter Großherzog Friedrich I. zu einer Blüte von Regentenfeiern, die den Charakter von Staatsfeiern annahmen. Anlaß war etwa die Hochzeit des Großherzoglichen Paares Friedrich I. und Luise 1856, dessen silberne Hochzeit 1881, der 70. Geburtstag Großherzog Friedrichs I. 1896, dessen 50. Regierungsjubiläum 1902 oder die goldene Hochzeit des Großherzogspaares Friedrich und Luises 1906. Insgesamt wurden etwa 10 große Veranstaltungen dieser Art unter der Ägide Friedrichs I. durchgeführt. Unter Großherzog Friedrich II. kam es lediglich noch zu einer vergleichbaren Feier, seiner silbernen Hochzeit 1910.

Ein gesellschaftsgeschichtlicher Umstand, der diese dichte Folge groß angelegter politischer Feiern und Umzüge begünstigte, war der „Historismus“. Er wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem prägenden gesellschaftlichen Phänomen. Dabei ist der Historismus nicht allein als stilkundlicher Begriff auf den Bereich des Kunsthandwerks zu beschränken. Vielmehr beinhaltet er ebenfalls das gesellschaftliche Phänomen der rationalen, oft aber auch sentimental zuwendung weiter Bevölkerungskreise zur Eigen- und Nationalgeschichte. Dies führte zum Aufkommen histori-

scher Vereine, aber auch zu einer privaten und öffentlichen Erinnerungskultur, und damit zur massenhaften Verbreitung von Herrscher- und Politikerbildern, von Luther-, Papst- oder Kirchenväterbildern in den privaten Haushalten. Im öffentlichen Raum hatte dies dann die Benennung von Straßen und Plätzen nach historischen Ereignissen und Persönlichkeiten, oder die massenhafte Errichtung historischer Denkmale zur Folge<sup>6</sup>. Zu diesem Moment geschichtlicher Selbstvergewisserung gehört auch die Veranstaltung und Teilnahme an historischen Festzügen, deren Blütezeit in die Hochzeit des Historismus fällt, in die Kaiserzeit.

## DER HISTORISCHE FESTZUG 1881

Nun zu dem Ereignis selbst, auf das Tuttiné mit seinem Gemälde rekurriert, den Festzug von 1881 und seine Begleitumstände.

Am 20. September 1881 feierte die Stadt Karlsruhe und das ganze Großherzogtum das Großherzogspaar. Friedrich I. und Luise begingen ihre silberne Hochzeit, und am selben Tag heiratete ihre Tochter, Prinzessin Victoria den schwedischen Kronprinzen Gustav Adolph. Insgesamt dauerten die Jubelfeierlichkeiten sieben Tage, vom 18. bis 24. September 1881, und beinahe der gesamte deutsche sowie Vertreter des europäischen Hochadels waren anwesend.

Die Akten des Generallandesarchivs Karlsruhe belegen die aufwendigen Vorbereitungen am badischen Hof<sup>7</sup>. Bereits Monate vor dem Jubiläum wurde der Hof-Salonwagen renoviert, die Hofdiener erhielten neue Uniformen, frühzeitig wurde die Unterbringung der erwarteten Gäste mit ihrem teilweise großen Gefolge geplant – allein das deutsche Kaiserpaar reiste mit 34 Ordonanzoffizieren, Kammerherren und -frauen, Lakaien und Dienern an. Hofjäger und Waldhüter bereiteten die Karlsruher Forstbezirke für Jagden und Vergnügungsfahrten vor, für Gäste aber auch für die eigenen Bediensteten wurde in Karlsruher und Pforzheimer Silberschmiedewerkstätten die Herstellung von Orden, Medaillen und Ehrennadeln in Auftrag gegeben, ein Telegrafendienst wurde installiert, Programme, Sitz- und Belegungspläne gedruckt, und schließlich koordinierte man





Abb. 2: Historische Fotografie von Johann Baptist Tuttiné (1838-1889).

© Stadtarchiv Karlsruhe

das höfische Familienprogramm mit den Planungen der Stadt Karlsruhe. Das Residenzschloß war während der Festtage Ort der Familienfeier sowie des Empfanges geladener Gäste und Deputationen. Erst die gestalterische Einbeziehung des öffentlichen Raumes schuf hingegen die Verbindung zwischen dieser auf die Adelswelt beschränkten Feier und der Bevölkerung. Dies geschah in erster Linie durch den von der Stadt Karlsruhe ausgerichteten Festzug zu Ehren des Jubelpaares. Aber auch der öffentliche Auftritt des Großherzogspaares in Form einer Kutschfahrt durch die festlich geschmückte Stadt und deren abendliche Illumination als Lichtgruß ihrer Bürger sowie das Feuerwerk stellten eine wichtige Verbindung zwischen Fürst und Bevölkerung dar. Karlsruhe war mit Ehrenpforten und Girlanden in den dynastischen Farben geschmückt, Preisgedichte wurden geschrieben und rezitiert, Kanonenschüsse und leutende Kirchenglocken unterstrichen die Würde des Anlasses, mit Konzerten, Bällen und Empfängen feierte die städtische Honoratiorenschicht das Herrscherpaar.

Die zeitgenössischen Presseberichte betonen den stark patrimonialen Charakter dieser Feiern: das großherzogliche Paar Friedrich und Luise erscheint als väterliches und mütterliches Oberhaupt der Landesfamilie, ihr zereemonieller Auftritt dient der Huldigung durch die „Landeskinder“. Das bürgerliche Ideal der familiären Innigkeit, wie es sich in der Zeit des Biedermeier ausgeprägt hatte, schien in den großen Maßstab umgesetzt. Friedrich I. hatte es während seiner ungeheuer langen, 55jährigen Regierungszeit in der Tat geschafft, das Land nach der politischen Krise infolge der Revolutionsjahre 1848/49 politisch und sozial zu befrieden und wirtschaftlich zu konsolidieren. Spätestens seit seiner aktiven Beteiligung an der Reichsgründung wurde Großherzog Friedrich I. als Patriarch, aber auch Volksfürst und Landesvater dargestellt und verehrt.

Die öffentlichen Auftritte des Großherzogspaares während solcher Familien- und Staatsfeiern, seien das Stadtrundfahrten, Ausstellungseröffnungen oder Theaterbesuche, waren meist auch Anlaß für die Übergabe von Geschenken. Diese Jubiläumsgeschenke wurden von Kommunen oder öffentlichen Institutionen übergeben, häufig kamen sie jedoch auch aus

privater Hand. In ihnen spiegelt sich das große Geschehen im kleinen wider. Sie sind gleichermaßen Ausdruck der Selbstdarstellung des großherzoglichen Hauses, aber auch seiner breiten Akzeptanz in der Gesellschaft. In übersteigerter Form zeigt sich dies am Karlsruher Festzug, der ein ‚Geschenk‘ der Residenzstadt an ihren Monarchen war.

Von der Stadt Karlsruhe ausgerichtet, fand er am 22. September 1881, also zwei Tage nach dem Ehejubiläum, statt. Viele Tausend Teilnehmer gestalteten diesen Zug, um die hunderttausend Menschen erlebten ihn am Straßenrand. Es war eine Massenveranstaltung, wie sie in Karlsruhe zuvor noch nicht vorgekommen war.

Dieser Festzug war der populäre, massenwirksame Höhepunkt der Hochzeitsfeierlichkeiten und nach einem Schema aufgebaut, das die Festzüge zur Ehren des großherzoglichen Hauses im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts allgemein prägte: Zum einen bestimmten Wagen mit der Darstellung historischer Bilder und Allegorien das Bild der Umzüge, und unter den teilnehmenden Gruppen stachen vor allem die Trachtengruppen hervor. Zum andern wurde zumindest ein Teil des Umzuges durch einen Künstler organisiert. 1881 war dies Johann Baptist Tuttiné, der Maler des Jubiläumsbildes, der die Abteilung VI., den Auftritt der badischen Landestrachten, organisierte und malerisch festhielt.

Die ersten fünf Festzugsabteilungen waren getragen von Vertretern kommunaler und staatlicher Institutionen – allein 2 000 Schüler nahmen daran teil sowie Vereine und Vertreter aus Landwirtschaft, Handwerk, Gewerbe und Industrie<sup>8</sup>. Die VI. Abteilung bildete mit dem Aufzug badischer Trachten den malerischen Höhepunkt der Veranstaltung und stieß auf besonders große öffentliche und publizistische Resonanz. Allein auf die Darstellung dieser Abteilung VI. konzentrierten sich Tuttiné und Issel. Der Aufzug der Trachten war in drei Gruppen gegliedert, in eine grüne, silberne und goldene Hochzeit. Entsprechend sind auch die Bilder gestaltet. Tuttiné organisierte dabei die Teilnahme von Ehepaaren, die just in diesem Jahr tatsächlich ihre grüne, silberne oder goldene Hochzeit feierten. Diese Bezugnahme zwischen fürstlichem Jubelpaar und der Präsentation beziehungsweise Auszeichnung von





Abb. 3: Historische Fotografie des Festwagens zum „Zug der goldenen Hochzeit“. Abgebildet ist das Ehepaar Ebner aus Hütten sowie Brautjungfern aus Herrischried nebst Begleitung.

© Stadtarchiv Karlsruhe

Paaren, die ein ebensolches Jubiläum beginnen, hatte übrigens schon eine längere Tradition in Baden. 1843 nämlich hatte man anlässlich der Silberhochzeit des Fürsten Karl Egon II. von Fürstenberg und seiner Frau Amalie aus dem Hause Baden-Hochberg 12 Brautpaare, 12 Silberhochzeitspaare und ein 58 Jahre verheiratetes Paar mit Geldpräsidenten bedacht<sup>9</sup>.

Als zeitgenössische Dokumente des Festzuges sind authentische Fotografien überliefert, die einzelne Festwagen<sup>10</sup>, aber auch die Teilnehmer der verschiedenen Abteilungen abbilden. Als Fotograf ist der Karlsruher Karl Ruf ausgewiesen. Möglicherweise stammten einige Fotos sogar von Tuttiné selbst und dienten ihm neben seinen Ölskizzen so als Erinnerungstütze bei der Anfertigung des monumentalen Gemäldes.

Ein zeitgenössischer Bericht, der in der Karlsruher Zeitung vom 25. September 1881 erschien beschreibt diesen Trachtenzug folgendermaßen: „Einen Anblick, welchen niemand so bald vergessen wird, bot die sechste und letzte Abteilung des Festzuges. Eine Musik und Reiterabteilung voraus, erschienen in prachtvollem Aufzuge die ländlichen Bewohner und Bewohnerinnen von Schapbach, Petersthal, Schiltach, Gutach, Triberg, Baar, Hauenstein, Simonswald, Oppenau, Reichenau, dem Markgräflerland, Ried und Taubergrund in ihren kleidsamen Trachten. (...) dabei immer freudig bewegt dem Landesfürsten, Allerhöchstdessen Familie und seinen hohen Gästen zujauchzend, während der Großherzog mit sichtlicher Freude dem König von Schweden und die Großherzogin ihrem erlauchten kaiserlichen Vater die verschiedenen Trachten erklärten“. Fürst und Volk in trauter Einigkeit – zumindest an diesem Tag, wobei jedoch nicht übersehen werden kann, daß die Arbeiterschaft als wachsender Bevölkerungsteil in diesen Zug nicht integriert war. Über ihre Abstinenz täuscht die Masse der Trachtträger als Volksvertreter hinweg. Eines wird an diesem Zitat jedoch offensichtlich, nämlich der hohe Symbolwert der Tracht und das obrigkeitliche Interesse an ihrer Existenz und Erhaltung. Dies waren auch die wesentlichen Motive für die Beauftragung Tuttinés durch den Großherzog und zugleich Grund für den Beginn der großherzoglichen Volkskundensammlung<sup>11</sup>.

## JOHANN BAPTIST TUTTINÉ

Johann Baptist Tuttiné wurde am 3. Juli 1838 in Bräunlingen geboren und starb in seinem 51. Lebensjahr am 23. August 1889 in Karlsruhe. Zur Malerei kam er über die Schildmalerei, die er in den 1850er Jahren erlernte und die in der heimgewerblichen Uhrenproduktion des Hochschwarzwaldes als Zuliefergewerbe von großer Bedeutung war; sie erst macht den eigentlichen Reiz der Lack- und Porzellanschilduhren aus. Diese Nähe zur angewandten Kunst zeichnete auch andere Kollegen Tuttinés aus, wie etwa den Hüfinger Maler und Poeten Lucian Reich, der sich Mitte des 19. Jahrhunderts ebenfalls an Uhrenschildwürfen versuchte. Der Werdegang Tuttinés mit seinen Anfängen als gewerblicher Maler erinnert darüber hinaus auch an die frühen Jahre von Hans Thoma, der, beinahe gleich alt, ja ebenfalls in der Kleinkunst als Schilder- und Glasmaler begann, bevor er in Karlsruhe zu akademischen Weihen kam. An eben dieser Karlsruher Kunstakademie, an der später Hans Thoma als Lehrer, Sammlungsdirektor und Künstler wirkte, studierte Johann Baptist Tuttiné. Mit Unterbrechungen lernte er dort von 1862 bis 1879 bei Hans Canon, Karl Hoff und Ferdinand Keller. Bald wandte er sich der Genremalerei zu, wobei Tuttinés Motive stark an der Welt seiner Kindheit orientiert blieben. Die Darstellung des bäuerlichen Alltags, vor allem aber von Trachten, war Zeit seines Lebens sein Metier. Studienarbeiten belegen, wie sehr ihn dabei vor allem die altertümlich anmutende Tracht des Hotzenwaldes faszinierte, also die Tracht der ehemaligen Grafschaft Hauenstein am Hochrhein. Tuttiné wurde quasi zum malerischen Propagandisten dieser Hotzentracht, so wie zwanzig Jahre später seine Kollegen der Gutacher Malerkolonie, allen voran Wilhelm Hasemann, die Popularität der Gutacher Bollenhuttracht entscheidend fördern sollten.

Wie sah nun Johann Baptist Tuttinés organisatorischer Anteil am Zustandekommen des Festzuges von 1881 aus? Als er in diesem Jahr von der Stadt Karlsruhe mit der Organisation der Abteilung VI. des Festzuges, dem Zug der Landestrachten, beauftragt wurde, war Tuttiné noch nicht die renommierte Persönlichkeit, zu



der er durch den Trachtenzug und sein Gemälde wurde. Die Verantwortlichen sahen in ihm durch seine Herkunft und künstlerische Neigung zur Tracht zunächst nur den geeigneten Mann, Schwarzwälder Trachtträger für den Karlsruher Festzug zusammenzubringen. Und in der Tat zeigte er dafür einiges Talent. Durch Reisen und Gespräche vor Ort konnte er in vielen Gemeinden bei den Noch-Trachtträgern Interesse gewinnen und sogar manchen Bürgermeister zur aktiven Teilnahme an dem Trachtenaufzug veranlassen. Die Stadt Karlsruhe ihrerseits sorgte dann für Unterbringung und Verpflegung der Festzugteilnehmer.

In den Akten des Karlsruher Generallandesarchivs<sup>12</sup> ist Tuttinés Briefwechsel mit Gewährspersonen verwahrt, die er in den entsprechenden Orten traf und die ihm Aufstellungen über die ortstypische Tracht sowie die Kosten ihrer Herstellung machten. Offensichtlich nämlich gab es in vielen Ortschaften gar nicht mehr genug Trachtträger, um den Umzug von 1881 wie auch den von 1885 komplett bestücken zu können, so daß manche Tracht nachgeschneidert werden mußte. So sind in den Beständen des Badischen Landesmuseums, die aus Tuttinés Nachlaß erworben wurden, Teile der Hotzenwälder Trachten mit den Jahreszahlen „1881“ und „1885“ bestickt – ein deutlicher Hinweis darauf, daß diese Stücke in Zusammenhang mit den beiden großen Karlsruher Aufzügen neu angefertigt wurden. Der Trachtenzug in Karlsruhe hatte jedoch nicht nur diese lokale Vermehrung von Trachten bewirkt, er trug auch ganz offensichtlich zu einer Wieder- oder Neubelebung des Trachtengedankens bei. Die Ereignisse im September 1881 dürften das Entstehen einer badischen Trachtenbewegung in gleicher Weise beeinflußt haben, wie die fast gleichzeitig beginnenden publizistischen und praktischen Betätigungen der Haslacher und Gutacher Pfarrer Hansjakob und Nuzinger. An diesem Festzug läßt sich darüber hinaus auch erstmals eine deutlich folkloristische Überformung der Schwarzwälder Trachten festmachen.

Im Anschluß an den überaus erfolgreichen Umzug vom 22. September 1881 erhielt Tuttiné nun als Maler den Auftrag Großherzogs Friedrich I., den Trachtenzug, also nur die Abteilung VI. des Festzuges, als Gemälde festzuhal-

ten. Daß dieser Auftrag auf die Herstellung eines Zyklus' von drei Bildern hinauslief, ergab sich bereits aus der Dreiteilung der Trachtenabteilung des Festzuges selbst. Tuttiné begann seine Arbeit mit dem „Zug der goldenen Hochzeit“, also mit der Darstellung der Hotzentracht, was sicherlich mit seiner Vorliebe für diese Region zusammenhing. In Vorbereitung dieses Bildes hielt er sich zu Studienzwecken viele Wochen in Rickenbach auf und fertigte dort insgesamt 49 Ölstudien<sup>13</sup>, die als Vorlage für sein monumentales Gemälde dienten und sich heute im Besitz der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe befinden. Diese Ölstudien belegen jedoch nicht nur Tuttinés ästhetisches Interesse als Maler an dieser Kleidung. Geradezu kostümkundlich genau skizziert er Kleidungsverschlüsse, Rückansichten und Details an Kleidungsaccessoires, so daß diese Studien als wichtige kostümkundliche Quellen für das Aussehen der dargestellten Trachten in den 1880er Jahren anzusehen sind.

Ein Brief des Malers vom 26. Oktober 1886<sup>14</sup> gibt über Tuttinés aufwendige Arbeitsweise Aufschluß: „Die erste Arbeit war die gezeichnete Skizze, welche ich dann in Farben setzte, die zweite waren die vielen Studien, die ich an Ort und Stelle machen mußte und was immer sehr viel Zeit in Anspruch nimmt, bis man ein betreffendes brauchbares Lokal mit Standlicht, bis man die Leute zum Sitzen hat, die man erst gut bezahlen muß, erst muß man suchen, bis man die Costüme zusammen bringt, und das Leben auf dem Schwarzwald ist auch nicht mehr billig und hier läuft meine Mithe für Atelier und Wohnung auch weiter, ebenso die Reisen hin und her, das alles macht die Studien kostspielig. Die dritte Arbeit war die Zeichnung mit Kohle in richtiger Größe (. . .). Die vierte Arbeit war die Übertragung auf die Leinwand und das malen des Bildes, wobei noch viele Änderungen vorgenommen wurden, um in der Farben und Linienrichtung und Wirkung die Aufgabe künstlerisch zu gestalten. Es gingen mir im ganzen 2½ Jahre Zeit darauf, denn es sind sehr viele Figuren und habe ich dieselben auch sehr vollendet, da ich die sichere Überzeugung trage, daß nur vollendete Werke für alle Zeiten Werth haben (. . .)“. Tuttiné hatte vom Großherzog für seine Arbeit im Voraus bereits 1 000 Mark Zuschuß erhal-



Abb. 4: Frau in Hotzenwälder Tracht. Ölskizze von Johann Baptist Tüttiné, Karlsruhe 1881–1886.

© Staatliche Kunsthalle Karlsruhe



ten und forderte nun 1886 für sein Gemälde ein Honorar von 12 000 Mark. Nach eigenem Bekunden hatte er, um sich mit kleinen Malaufträgen Geld zu verdienen sowie wegen seiner organisatorischen Arbeit am Festzug 1885, die Arbeit immer wieder unterbrechen müssen und begegnet damit Verstimmungen des Großherzogs über die lange Dauer seiner Arbeit. Ende 1886 erbat sich Tuttiné daher für die weitere Ausfertigung der beiden noch ausstehenden Gemälde „grüne“ und „silberne“ Hochzeit eine Frist von sechs Jahren.

Im November 1886 wurden ihm abzüglich seines Vorschusses tatsächlich 11 000 Mark Honorar für das erste Gemälde angewiesen, womit das Werk „Zug der goldenen Hochzeit“ in staatlichen Besitz überging. Tuttinés letzter Brief in Sachen „Festzug der badischen Landstrachten“ datiert vom 12. April 1889, in dem er für das zweite Gemälde, „Zug der silbernen Hochzeit“ eine Abschlagszahlung von 2 000 Mark fordert. Zugleich gibt er an, für dieses Bild bereits sämtliche „Studien zur Composition“ beendet zu haben. Und in der Tat befindet sich eine Kohle-Vorzeichnung Tuttinés im Originalmaßstab mit aufgelegtem Raster und einer Größe von 300 cm Breite und 90 cm Höhe im Stadtarchiv Karlsruhe<sup>15</sup>.

Am 23. August 1889 jedoch starb Johann Baptist Tuttiné in Karlsruhe überraschend an einem Hirnschlag. Lediglich das Gemälde „Zug der goldenen Hochzeit“ hatte er beenden können. Es blieb daher Heinrich Issels Aufgabe, nach Tuttinés Vorarbeiten die beiden letzten Gemälde des Zyklus' fertigzustellen.

In den Dienerakten des Generallandesarchivs für die Künstler Tuttiné und Issel finden sich auf Heinrich Issel<sup>16</sup> bezogen Hinweise darauf, daß er Tuttiné bei der Organisation der Trachtenabteilung des zweiten Festzuges 1885 assistiert hatte. So dürfte er mit dessen Vorstellungen zu den Gemälden grüne und silberne Hochzeit vertraut gewesen sein, als er für den plötzlich verstorbenen Kollegen Tuttiné einsprang und die beiden noch ausstehenden Werke zu Ende führte. Davon abgesehen konnte Issel aber auch auf die schon erwähnten Ölstudien zu den beiden noch ausstehenden Werken sowie auf die Vorzeichnung zu dem Gemälde „die silberne Hochzeit“ zurückgreifen.

Wie läßt sich nun Tuttinés künstlerische und kulturell-organisatorische Arbeit charakterisieren? Der Autor des Nachrufes in der Karlsruher Zeitung vom 28. 8. 1889 beschreibt dessen Beweggründe und Triebkräfte folgendermaßen: „Er sah mit Schmerz die malerischen Eigenthümlichkeiten und mit ihnen den unabhängigen und eigenartigen Sinn des Volkes vor neuen Formen der Entwicklung zurückweichen, die er doch in ihrem Werthe wohl zu schätzen wußte“. Hier ist bereits Tuttinés konservatorisches Interesse angedeutet. Dies veranlaßte ihn dazu, den Karlsruher Trachtenzug 1881 zu organisieren und eine solche Trachtenabteilung 1885 anlässlich des Festzuges zur Hochzeit des Erbgroßherzogs Friedrich II. zu wiederholen. Ein konservatorisches Interesse, das Tuttiné neben seiner künstlerischen Arbeit auch dazu bewegte, selbst Trachten zu erwerben, die nach seinem Tod 1889 vom badischen Staat übernommen wurden und fortan den Grundstock der Karlsruher Volkskundesammlung bildeten.

## DAS GEMÄLDE „ZUG DER GOLDENEN HOCHZEIT“

Nun zu Tuttinés Werk selbst, dem „Zug der goldenen Hochzeit“. Auf dem Gemälde führt der Festzug von rechts nach links die Zirkelstraße entlang über den Schloßplatz. Im Hintergrund sind das Karl-Friedrich-Denkmal sowie Turm, Corps de logis und rechter Seitenflügel des Residenzschlusses zu sehen. Die Trachtträger kommen weitestgehend aus dem Hotzenwald. Lediglich ‚an den Rändern‘ haben sich Gäutrachten<sup>17</sup> und Breisgauer Trachten ‚eingeschlichen‘. In der Detailbetrachtung – ebenfalls von rechts nach links gesehen – gerät zunächst eine Gruppe von Gäutrachten in den Blick, also fränkische Trachten aus dem Tauberggrund. Die Kleidung der Frauen ist wegen der hochaufgestellten Kappen, der an den Hüften weit geschnittenen Röcke und der Jacken mit weiten Schinkenärmeln auffällig. Dahinter fast versteckt, die Männertracht mit ihren vielen Goldknöpfen am Revers. Fast nicht zu sehen sind die Mädchentrachten mit einem großen Schäppel.

In der Masse dominieren jedoch die Hotzentrachten. Die alten Frauen im rechten Bild-



Abb. 5: Gemälde „Zug der goldenen Hochzeit“. Johann Baptist Tuttiné, Karlsruhe 1886.





Abb. 6: Festwagen mit goldenem Hochzeitspaar. Detail aus dem Gemälde „Zug der goldenen Hochzeit“ von Johann Baptist Tuttiné, Karlsruhe 1886.

© Badisches Landesmuseum Karlsruhe

drittel tragen diese Tracht weitestgehend schwarz, mit einer kleinen Schleifenhaube. Daneben Männer einer Bürgerwehr, Hellebarden-träger, in dem langen roten, über die „Grettlehose“ ragenden Hemd, dem weißen, vorne offenen, geriffelten Kragen, den Stulpstiefeln, die bis zu den Kniehosen noch ein schmales Stück Strümpfe sehen lassen und ihren schwarzen, konischen Zylindern oder Fellmützen als Kopfschmuck. Der exponierte Mann mit Regenschirm ist der namentlich ausgewiesene Bürgermeister Bürger. Ein von vier Ochsen gezogener Festwagen transportiert das goldene Hochzeitspaar, vor einer Kapelle mit herbstlicher Dekoration sitzend – dem Lebensalter der beiden entsprechend. Auf dem Wagen stehend und ihn begleitend sind in dazu antagonistischer Weise Mädchen mit dem für den Hotzenwald typischen kleinen Schäppel zu sehen, dem kleinsten, den es unter den badischen Trachten gibt. Vor der Musikkapelle – wieder in der typischen Männertracht – bewegen sich Frauen und Mädchen in ihrer wegen der bunten Seidenbänder und Schürzen farbenprächtigen Frauentracht mit dem „Schnotzhut“, dem vierseitig aufgestülpten, weiß gekalkten Strohhut. Vor ihnen gehen nach links Frauen in Breisgauer Tracht mit großen Schleifenhauben und Mailänder Schultertüchern aus dem Bild.

Im Detail ist das Gemälde Johann Baptist Tuttinés faszinierend. Es besticht durch den feinen Strich, aber auch durch seine inhaltliche Präzision. Der Blick vieler Trachtträger ist dem Betrachter zugewandt, gerade so, als stünde er am Straßenrand als Zuschauer des Spektakels. Und dennoch scheinen alle Figuren miteinander in Blick- und Sprechkontakt verbunden. Die Bewegung des Zuges wird durch die Frauen in Gäutracht und Breisgauer Tracht, die an den Rändern untereinander in Gespräche vertieft sind, gebremst. Dieses Wechselspiel von Dynamik und Statik verleiht dem Gemälde einen ganz eigenen Charakter. In Komposition und Durchführung ist das Tuttiné-Bild ein beeindruckendes Werk, das sich in seiner Qualität von der zeitgenössischen Trachtenmalerei deutlich abhebt.

Was jedoch ist nun ‚hintergründig‘ betrachtet am 22. 9. 1881 tatsächlich passiert? In einen

Festzug, der in seiner Gesamtkomposition von der Darstellung historischer Bilder lebte, ist ein Auftritt von Landestrachten eingebunden, die damals in immer schnellerem Schwinden begriffen waren. Darauf verweist auch der Künstler Tuttiné selbst in seiner Korrespondenz. So wird dieser Karlsruher Trachtenauftritt nicht nur zum Mittel, die Verbundenheit der Residenzstadt Karlsruhe „mit der Bevölkerung des ganzen Landes“<sup>18</sup> zu demonstrieren. Der Festzug wurde zu einer historistisch-folkloristischen Demonstration – und Tuttinés Gemälde spiegelt das wider. Was erstmals Hans Moser 1962 als „Folklorismus“ und vor allem als Phänomen unserer Zeit definierte<sup>19</sup>, zeigt sich an diesem historischen Beispiel aus dem Großherzogtum Baden und dessen organisierter Trachtenbewegung bereits sehr früh ganz ausgeprägt: zum einen ist hier Folklorismus zu fassen als Ausdruck des wachsenden Interesses der Stadtgesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts am Landleben – sie wendet sich in sentimentaler Weise dem „Volkstümlichen“, vor allem den Trachten zu. Zum andern ist hier „Folklorismus“ zu beobachten, indem dieses „volkstümliche“ Element als Extrakt vermittelt wird. Aus der Totalität der Gegenstände nämlich, die den Alltag der ländlichen Bevölkerung bestimmten, griff man sich zu dessen Darstellung die Tracht heraus.

Den Karlsruher Stadtbewohnern wird hier natürlich auch ein Stück weit Schauspiel geboten, führt man sich Tuttinés Mühen vor Augen, genug Trachtträger zusammen zu bekommen und die Notwendigkeit, Trachten nachschneiden zu lassen. Was in der zeitgenössischen Publizistik aber auch in den Gemälden selbst als Auftritt noch gebräuchlicher Kleiderformen erscheint, ist bereits damals zu großen Teilen ein Blick zurück in die Vergangenheit. Viele der dargestellten Trachten wurden zumindest von den jungen Frauen und Männern kaum mehr getragen. So wird das Tuttiné-Gemälde über die Darstellung eines bedeutenden landes- und stadtgeschichtlichen Ereignisses selbst zu einem Stück Geschichte – in diesem Fall Forschungsgeschichte zur „Vermittlung und Vorführung von Volkskultur aus zweiter Hand“<sup>20</sup>.





Abb. 7: Musikkapelle und Frauen in Hotzenwälder Tracht. Davor Frauen in Breisgauer Tracht. Detail aus dem Gemälde „Zug der goldenen Hochzeit“ von Johann Baptist Tüttiné, Karlsruhe 1886.





## Anmerkungen

- 1 S. dazu die Berichte in *Badische Heimat* 4/1995 und 1/1996.
- 2 Für Baden gerettet. Erwerbungen des Badischen Landesmuseums 1995 aus den Sammlungen der Markgrafen und Großherzöge von Baden. Hrsg. v. Harald Siebenmorgen. Karlsruhe 1996, S. 290 f.
- 3 In dem hier skizzierten Kontext wird der komplette Gemäldezyklus im März 1997 im Rahmen einer volkskundlichen Sonderausstellung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe zu sehen sein.
- 4 Dieter Düding, Peter Friedemann, Paul Münch (Hg.), *Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg*. Hamburg 1988.
- 5 Manfred Hettling und Paul Nolte (Hg.), *Bürgerliche Feste. Symbolische Formen politischen Handelns im 19. Jh.* Göttingen 1993.
- 6 S. dazu: Manfred Groskinsky, *Darstellung und Selbstdarstellung des badischen Herrscherhauses durch Denkmäler in der Residenz*. In: *Denkmäler, Brunnen und Freiplastiken in Karlsruhe 1715–1945*. Hrsg. vom Stadtarchiv Karlsruhe. Karlsruhe 1989<sup>2</sup>, S. 32–41.
- 7 Generallandesarchiv Karlsruhe 69 Baden, Markgräfliche Verwaltung A 315.
- 8 S. Programm in: *Karlsruher Zeitung* Nr. 224 vom 21. 9. 1881.
- 9 Die Festfeier zur Silbernen Hochzeit seiner Durchlaucht des Fürsten Carl Egon von Fürstenberg und Ihrer Hoheit der Fürstin Amalie geborene Prinzessin von Baden am 19. April 1843, Karlsruhe 1843, S. 34f. Für den Hinweis danke ich Dr. Martin Furtwängler, Karlsruhe.
- 10 Stadtarchiv Karlsruhe, Bestand 8/PBS XI.
- 11 Brigitte Heck, „Volkskunst“ und „Vaterländische Altertümer“. Die Entstehung der volkskundlichen Abteilung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe. In: *Beiträge zur Volkskunde Baden-Württemberg*, Bd. 5, Stuttgart 1993, S. 265–296.
- 12 Generallandesarchiv Karlsruhe Abt. 440, Zug. 1984, Nr. 88–Fasz. 121.
- 13 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Kupferstichkabinett, VIII 2617–1ff.
- 14 Generallandesarchiv Karlsruhe 60/1257.
- 15 Stadtarchiv Karlsruhe 8/PBS XI, 1694. Freundlicher Hinweis von Dr. Heinz Schmitt, Karlsruhe.
- 16 Generallandesarchiv Karlsruhe 76/3947 und 235/1375.
- 17 Die Eigenbezeichnung auf dem Bilderrahmen lautet fälschlicherweise „Tracht des Odenwaldes“.
- 18 Heinz Schmitt, *Volkstracht in Baden. Ihre Rolle in Kunst, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft seit zwei Jahrhunderten*. Karlsruhe 1988, S. 39.
- 19 Hans Moser, *Vom Folklorismus in unserer Zeit*. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 58, 1962, S. 177–209.
- 20 Ebenda.

Brigitte Heck  
Badisches Landesmuseum  
Abteilung Volkskunde  
Schloß  
76131 Karlsruhe

## Biedermeier und Heimatdichter?

Samuel Friedrich Sauter – ein früher Realist aus dem späten  
18. Jahrhundert

Vor 150 Jahren, am 14. Juli 1846, starb in seinem Geburtsort Flehingen Samuel Friedrich Sauter, knapp 80jährig, nach einem Leben in bester Gesundheit, fünf Jahre nach seiner Pensionierung als Dorfschulmeister in Flehingen und Zaisenhausen, welches Amt er neben mehreren weiteren Tätigkeiten 55 Jahre lang ausgefüllt hatte. Seine schwerlich aufregend zu nennende Biographie ist wiederholt nachgezeichnet worden.<sup>1</sup> Mit einigen wenigen Gedichten hat er über die engere Lebensregion hinaus ein kleines Stück Unsterblichkeit erreicht, auch wenn diese Texte meist als namenlose Lieder immer weitere Runden machten. Sein Grab ist nicht mehr erhalten, und die Erinnerung an Sauter wäre längst verblaßt, gäbe es da nicht neben seinen Aufzeichnungen zur Flehinger Lokalgeschichte<sup>2</sup> zwei Lyrikbände, einen schmalen von 1811 und einen dicken von 1845, die seine auch heute noch lebendigen Strophenfolgen enthalten, daneben freilich viele Gedichte, die sich schon beim jeweiligen Anlaß verbraucht hatten. – War auch diese (noch zu differenzierende) Zweiteilung seines poetischen Werks längst bekannt, so ist es doch erst seit den Neueditionen der beiden Bücher durch Gerhard Wilhelm Steinbach<sup>3</sup> unschwer möglich, das vordem meist nur durch Auswahlbände<sup>4</sup> greifbare Werk im vollen Textbestand kennenzulernen und über rasche Urteile hinaus kritisch zu werten – auch im Blick auf Sauters „Ernennung“ zum Ur-Biedermeier durch Ludwig Eichrodt und Adolf Kußmaul, jenen wohl einmaligen Vorgang, durch den ein einzelner Autor über einen ihm angehängten Necknamen zum ‚Patron‘ einer ganzen Epoche keineswegs nur literarischer Ausdehnung wurde.

Schon weil Sauters Gedichte ausnahmslos interpretationsunbedürftig erschienen, kam

die weder breite noch kontroverse Forschung (wenn immer dies der richtige Terminus für eine meist wohlwollend erinnernde Beschreibung wäre)<sup>5</sup> in der charakterisierenden Kennzeichnung des Kraichgauer Poeten mit ein paar kräftigen und auch groben Strichen aus, deren durchgängigste sich so zusammenfassen lassen: Sauter ist kein großer Dichter zu nennen, da ihm nur Weniges wirklich gelang. – Sauter nahm häufig und auch gern Aufträge zum Dichten an. – Sauter ist ein typischer Biedermeier-Autor, geradezu *der* Biedermeier-Autor. – Sauter entspricht dem ‚klassischen‘ Bild des Heimatdichters (oder auch Bauern-dichters). – Sauter zeigt sich der Obrigkeit gegenüber (hündisch) unterwürfig. – Sauters Gedichte wirken oft unfreiwillig komisch.<sup>6</sup>

Im folgenden sollen zumindest Teile dieser Beurteilungs-Kanonik in Zweifel gezogen werden. Nicht etwa, um aus Sauter einen verkanteten und der „Ehrenrettung“<sup>7</sup> bedürftigen Bruder Hölderlins zurechtzuinterpretieren; wohl aber, um einige offenkundig nur repetierte und nicht aus eigener Beschäftigung gewonnene Urteile am Wortlaut von Sauters Gedichten zu überprüfen; vor allem aber, um zum einen die literarhistorische Einordnung Sauters als eines oder vielmehr *des* Biedermeier-Autors in Frage zu stellen und zum anderen seine höchst mißverständliche Einordnung als Heimatdichter zu überprüfen. Schließlich soll die unbestreitbare Unterscheidung zwischen wenigen bleibenden und vielen zurecht vergessenen Gedichten Sauters nicht länger als ästhetische Dichotomie bekräftigt, sondern als Resultat einer sozialpsychologischen Zwangssituation begriffen werden.

Der „Kräermichel“ (SG 109 f.), dessen Erfolg vier tätigkeitsgleiche Gedichte nach sich



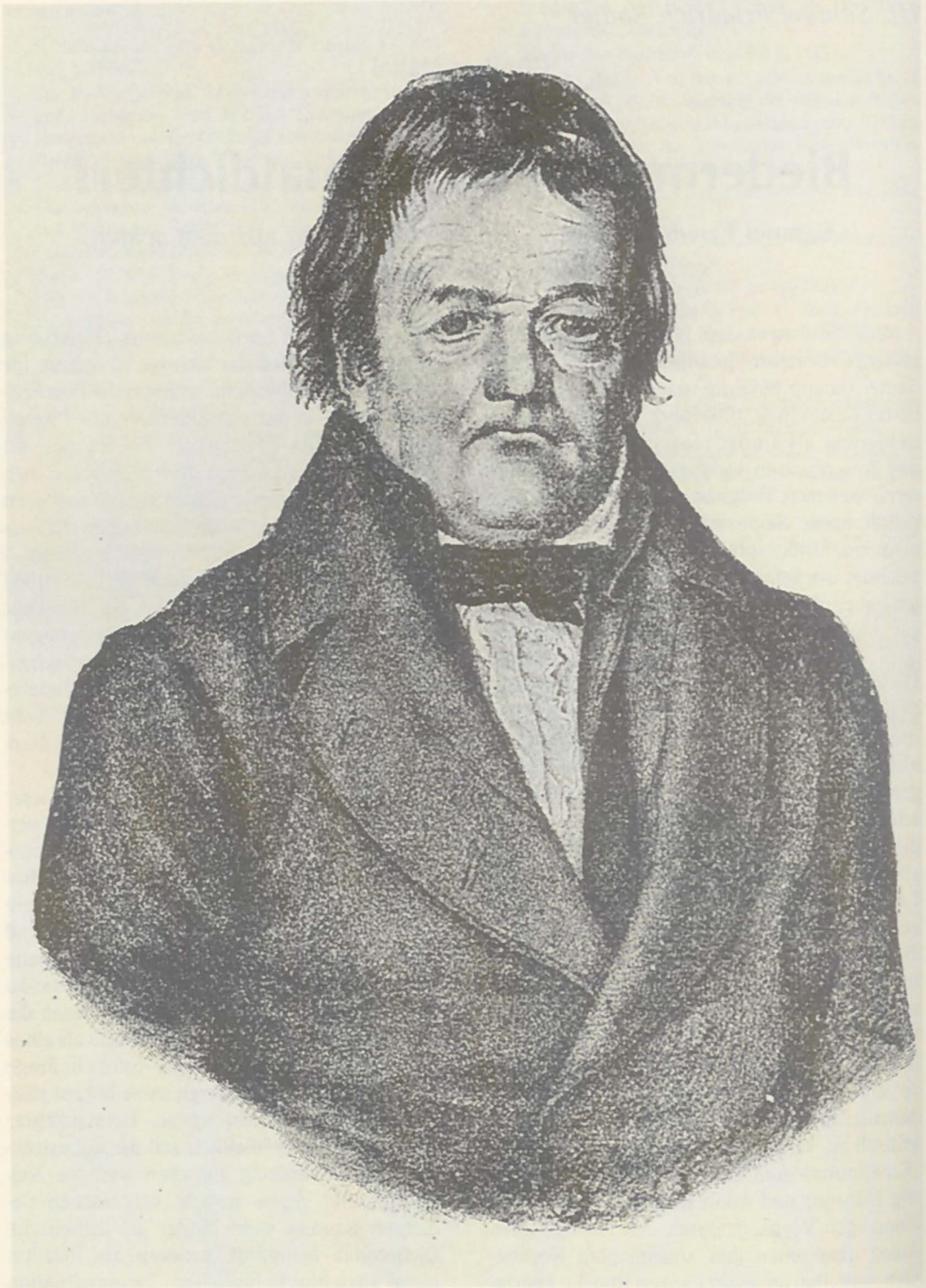


Abb. 1: Samuel Friedrich Sauter. — Das einzige Porträt Sauters zeigt den Dichter im Alter von 78 Jahren. Die von einem unbekanntem Künstler stammende Lithographie erschien 1844 als Bildbeigabe zu den in Karlsruhe bei Kreuzbauer und Hasper publizierten „Sämtlichen Gedichten“.



zieht (SG 110 f.; 112 f.; 113 ff.; 115 ff.), ist für Sauter Anfang<sup>8</sup> und Begründung seines überörtlichen Poetenruhms; diese schwäbischen Strophen<sup>9</sup> sind sozusagen sein Markenzeichen, als er 1811 die „Volkslieder und andere Reime“ mit der Selbstcharakterisierung „vom Verfasser des Krämermichels“ veröffentlicht. – Auch wenn man den „Wachtelschlag“<sup>10</sup> durch die mehrfachen Kompositionen, vor allem durch Beethoven und Schubert,<sup>11</sup> als höchstrangig geadeltes Gedicht wird ansehen dürfen, so sind doch Sauters „Kartoffellied“ und noch weit mehr „Das arme Dorfschulmeisterlein“ in breite Beliebtheit aufgerückt. Daß in allen Fällen der Name des Autors nicht genannt oder bekannt wurde, teilen diese Texte etwa mit (Emanuel Geibels) „Der Mai ist gekommen“, oft genug auch mit (Goethes) „Heidenröslein“. – Was das „Dorfschulmeisterlein“ angeht, diese zwischen empirischer Bitterkeit und blinzeln dem Humor oszillierenden 25 Vierzeiler<sup>12</sup> über eine, sozial und ansehensmäßig betrachtet, marginale Kreatur, so hat man in dieser Dokumentation einer keineswegs beschaulichen und schon gar nicht biedermeierlich-genügsamen Wirklichkeit, im geschilderten Kampf um Brot und Respekt und in den vielfachen Anstrengungen, der schandbaren Besoldung der „Hungerleider“<sup>13</sup> durch einen ganzen Fächer ‚freiwilliger‘ Nebentätigkeiten aufzuhelfen, bisher offenbar noch nicht wahrgenommen, daß hier das Dichten nicht genannt wird. Mesnerdienste, Feldarbeit, Ärger mit den Eltern, ausgehungerte Verfressenheit, Betäubung durch Alkohol: all das wird variiert. Die beiden ersten Tätigkeiten<sup>14</sup> mögen der Haushaltskasse eines vorbildlicher Weise vielfachen Familienvaters etwas aufhelfen; die unerwähnte Dimension des für das Sozialprestige förderlichen Dichtens bringt, nicht nur für Sauter,<sup>15</sup> die Möglichkeit, den ständigen Zurücksetzungsdruck zu mildern und die sonst versagte kommunale Wohlgeleittheit ein Stück weit zu erringen. In der Ausgabe der „Sämtlichen Gedichte“ von 1845 folgt dem heute mehr als anderthalb Jahrhunderte berühmten „Dorfschulmeisterlein“ ein sehr viel weniger vertrautes Gedicht, „Der ehrwürdige Schullehrer – ein Gegenstück zu vorhergehendem Klagegedicht“ (SG 120 ff.). Die vierte von 15 Strophen beginnt mit der Aussage: „Ein Schulmann, wenn er wirken soll, /

Muß sich geachtet seh'n“ (SG 121). Diesem sozialen Imperativ wird dann auch ganz und gar entsprochen: der Lehrer erscheint als zentrale Gestalt einer vom Respekt vor den pädagogischen Segnungen geprägten Gemeinde. – Man sollte sich um Termini nicht streiten und fragen, ob hier eher eine Satire oder eine Utopie vorliegt; Realität jedenfalls wird nicht abgebildet, eher schon eine spiegelverkehrte Ermahnung oder bittende Hoffnung, die Lehrer nicht länger auszugrenzen und das Schulwissen wie auch dessen Vermittler nicht gering zu achten.

Zu der ausgenücherteten Standortbestimmung des „Dorfschulmeisterleins“ gehört nicht nur Sauters Eingabe von 1807,<sup>16</sup> sondern vor allem „Das avancierte Dorfschulmeisterlein“ (SG 175 ff.), das den ‚Aufstieg‘ eines Lehrers zum doppelt so hoch besoldeten Kuhhirten schildert und das mit dem Etikett „Realsatire“ eher begütigend beschrieben wäre: die Gemeindeakten aus Sauters Zeit hatten Satire nicht im Sinn. – Die Klage im Gedicht „Die Schullehrer“ schließt sich hier in semantischer Resignation an: „Rittmeister, Postmeister, Baumeister sind auch / So wie ein Rentmeister, Wachtmeister im Brauch. / Nur Schade, man lohnt diese Männer nicht gleich, / Schulmeister, die darben, die Anderen sind reich.“ (SG 251)

Endgültige Resignation oder gar Verbitterung sind aber Sauters Sache nicht, auch und vor allem nicht des Lehrers Sauter, der seine Tätigkeit trotz aller Defizite im Rahmen vorgegebener und gerechter Ordnungen sieht; darüber wird noch zu sprechen sein. – Im „Schullied“ (SG 159 f.) werden Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen von den Schülern freudig begrüßt und zuvor ein genereller Preis ausgebracht: „Die Schule, die Schule / Ist unsers Lebens Glück / Da werden wir gebogen, / Da werden wir erzogen.“ – Den ‚Bieger‘ benennt die nächste Strophe: „Der Lehrer, der Lehrer / Ist unser bester Freund. / Der Mann, der uns entwildet, / Zu guten Menschen bildet.“<sup>17</sup> – Daß der lernwillige Idealzustand des „Schullieds“ in der Unterrichtsrealität hölzerner Nachhilfe bedarf, zeigt das Gedicht „Der Schulmann ohne Stecken“ (SG 218), das mit einer heute noch gängigen, zu Sauters Zeiten freilich des Antisemitismus<sup>18</sup> unverdächtigen Zeile beginnt:



„Ist hier in diesem Hause wohl eine Judenschule?“ – Der Spott gilt dann einem „Lehrer nach der neusten Art“, der „Getöse“ zuläßt und nicht, wie Sauter wohl sein Berufsleben lang, mit dem *instrumentum paedagogicum* des Steckens dazwischengeht. Aus heutiger Sicht könnte Sauter hier als verdammenswertes Monstrum erscheinen; in seiner Zeit verhielt er sich den nicht eben zimperlichen Ordnungspraktiken konform. – Als letztes Seitenstück zum „Dorfschulmeisterlein“ ist „Eine Ironie“ (SG 237f.) zu nennen, in der „die Dorfschulgründung“ als eine „schlechte Erfindung“ deshalb bezeichnet wird, weil die „schlimmen Bücher“ den Bauern den Kopf verdrehen, ihre Zufriedenheit beenden und sie aufrührerisch machen könnten.

Sauter hat also keineswegs allein im „Dorfschulmeisterlein“ über seinen Beruf räsonniert, diesen vielmehr aus höchst unterschiedlichen Blickwinkeln immer neu zum Thema gemacht. Der „Jugendleiter“ (SG 232) ist lebenslang mit großer Bewußtheit ‚im Dienst‘ und dabei stets auf eine angemessene Darstellung seines Berufsstandes bedacht. Auch wenn einen die Scheu vor Pathos zurückhalten mag, Sauter einen Lehrer aus Passion zu nennen, so wird man die Ernsthaftigkeit nicht übersehen können, die aus dem Variantenreichtum seiner beruflichen Reflexion und aus der verständlichen Werbung für seine Profession spricht.

Es kann nicht wundern, daß Sauter auch in seinen anderen Gedichten den Schulmeister nicht verleugnete; seine „Rechnungs-Aufgaben“, seine „Räthsel“ und seine „Scherzhafte[n] Zweideutigkeiten“ kokettieren mit dem imaginären Tatenstecken vor erwachsenem Publikum. Und dieselbe Altersstufe ist im Blick, wenn er die ideale Ehefrau beschreibt (Vo 14f.) oder im „Kartoffellied“ die Genügsamkeit rühmt (Vo 27ff.), wenn der bibelfeste „Evangelische Schullehrer“ (Vo VII) neben einer ganzen Reihe berufsständischer Gedichte<sup>19</sup> die Schäfer (SG 96f.) oder die Bäcker in der Bibel (SG 234) Revue passieren läßt, wenn er mit Kenntnissen aus der römischen Geschichte aufwartet (SG 65, 183), die Nichtvorhandenheit von Wirten in der Antike behauptet (SG 71), das Spinnen als Betätigung auch von Königinnen herausstellt (SG 160), den Weg der Zwetschgen bis zu den syrischen Kreuzfahrern

zurückverfolgt (SG 139), die Reise des heimischen Kohlbachs über den Rhein bis ins Meer protokolliert (SG 217), die Zusammenhänge der „menschlichen Gesellschaft“ auf eine kurze und ebenso unvollständige wie traditionalistische Formel bringt (SG 236), wenn er den „Arbeiter“ (Vo 58f.) – hier noch kein Proletarier – sein Tagwerk klaglos mit einem Gebet beschließen läßt, wenn er dem festtäglichen Tanz breiten Raum gibt (Vo 34f.; 43f.; 52ff.), vor Trunkenheit aber warnt (Vo 51f.), wenn er immer neu die Zufriedenheit nicht als bequemes Kissen, sondern als täglich neue Aufgabe ‚verordnet‘, an deren Reichtum auch die Armen (SG 102, 164) und die Bettler (SG 232) partizipieren dürfen. Stets ist die Absicht des Schulmanns erkennbar, nicht nur „die von Gott mir anvertraute Jugend [...] christlich zu erziehen“ (SG 330), sondern auch für die Schulentlassenen „der Mann“ zu sein, „der uns entwidet, / Zu guten Menschen bildet“ (SG 159). – Um Vollständigkeit geht es hier nicht, statt dessen um auffällige Belege für eine Tendenz: Sauter, der mit 20 Jahren zu unterrichten beginnt und erst mit 75 Jahren den Lehrerkittel weghängt, bleibt auch einem erwachsenen Publikum gegenüber der Schulmeister, der den Blick über die Dorfgrenzen hinaus und in die Geschichte hinein öffnen möchte.

„Reine“ Lyrik, wie erläuterungsbedürftig dieser Terminus auch sein mag, war jedenfalls Sauters Sache nicht, nachdem er zum *öffentlichen Autor* geworden war. Wenn er sich auch gelegentlich als „Dichter“ bezeichnete (SG 25, 45f.), so war sein Feld doch nicht das Besingen des „Großen und [...] Weisen“, sondern der Preis der Kartoffel (SG 141). – War Sauter jede Ambition fremd, als Vertreter eines lyrischen Olympos zu erscheinen und in die Posen des Künders oder gar des Sehers zu verfallen, so resultierte dies aus nüchterner Selbstbeobachtung. – Der frühere Gölshausener Pfarrverweser Sachs attestierte zurecht: „Auch manchen Reim hat er gefügt“ (SG 16). Dem entspricht Sauters Autorenreport aus seinem „Gartenhüttchen“, in dem er „mit Bedacht und ungestört / An meinen Versen feilen“ könne (SG 228); sehr viel ungeschützter gibt „Der Dichter in der Arbeit“ (SG 216f.) Auskunft über seinen keineswegs flüssigen, sondern zäh-mühsamen Prozeß des Schreibens, bei dem metrische



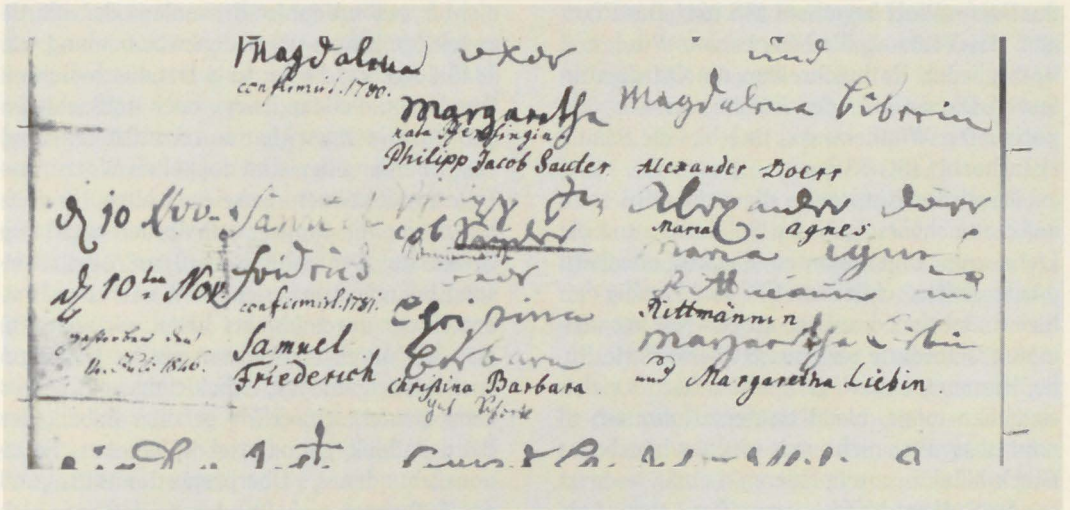


Abb. 2: Geburtseintrag im Flehinger Taufbuch vom 10. November 1766. – Evangelisches Pfarrarchiv Flehingen. Der verblaßte Originaleintrag, ergänzt durch die Daten von Konfirmation (1781) und Tod (14. Juli 1846), wurde, wohl mehrfacher Nachfragen wegen, von späterer Hand lesbar transkribiert.

Probleme, solche des treffenden Reims und mangelnder Wortwitz „stundenlang“ den Kampf mit dem „Klepper“ beschreiben, der statt des mußellos gewordenen „Dichterpferds“ immer neu in Stillstand gerät.<sup>20</sup>

Um ‚angewandte‘ Lyrik – den Kontrastbegriff zur ‚reinen‘ Lyrik – handelt es sich bei einem großen Teil von Sauters Gedichten. Der Mann, dessen Vorstellung stets mit dem „Dorfschulmeisterlein“ und dessen nicht gerade freudenprallem Berufsbild verknüpft geblieben ist, hat ein spürbares Wirkungsbedürfnis oder noch genauer eine Lebens-Lehre, die ohne erhobenen Zeigefinger auskommt, nicht aber ohne drei durchgängige Konstanten. Deren Beachtung garantiert ihm und den Hörern<sup>21</sup> seiner Gedichte Orientierung, Sicherheit und Sinnhaftigkeit; kürzer, jene ans „Maaß“ (SG 170) gebundene Zufriedenheit, auf die später nochmals einzugehen sein wird.

Die erste, bei weitem wichtigste, auch im Unglück die antike „Unerschütterlichkeit“<sup>22</sup> sichernde Konstante kommt vom „Himmel“ (SG 244): „Vordersamst sey Gott gepriesen“ (Vo 87); „Jedoch, was Gottes Vorsicht thut, / Ist alles recht, ist alles gut“ (SG 25); „Die schreckliche Feuersbrunst, die wir gesehen, / Verwan-

delte Gott in das herrlichste Glück“ (SG 85 f.); „Den großen Schöpfer zu erheben, / Ist jede Kreatur bemüht“ (SG 125); „Gottes heil’ge Engel sehn / Schützend auf uns runter“ (SG 161); „Wer Maaß in allen Dingen hält, / Hat Beifall Gottes und der Welt“ (SG 170); „Gott hat viel an uns gethan!“ (SG 173); „Wie groß ist Gott! wie wunderbar / Sind alle seine Wege!“ (SG 243) – Diese ohne Kommentierung auskommende Zitatensrevue könnte um viele weitere Belege ergänzt werden.<sup>23</sup> Trotz dieser einbekannten *religio* aber erscheint Sauter ohne alle Bigotterie oder kirchenlichternde Frömmigkeit, zugleich auch ohne Theodizee-Skrupel. Sein Gottesglaube ist gänzlich unverdächtig; er ist schlicht und zwingend; daß ihn jemand nicht hätte teilen können oder wollen, wäre ihm gewiß nicht in den Sinn gekommen.

Die zweite Konstante – und an ihrer legitimen Ordnungsfunktion haben zeitgleich mit dem Biedermeier die Vertreter des Jungen Deutschland und des Vormärz mehr als nur leise-gelegentliche Zweifel gehabt – stellen die Obrigkeiten jeglicher Rangordnung dar, angefangen vom Großherzog (SG 2, 4, 5) oder König (SG 104)<sup>24</sup> über das Oberamt (SG 104) bis hin zur lokalen „Ehrbarkeit“, zu jenen, „Die



des Dorfes Wohl berathen“ (SS 82); „Das Pfarramt, das Vogtamt, die Männer von Würden, / Rathsglieder, Rathsschreiber, die Ortsdeputirten, / Die Lehrer, der Förster, Assisor und noch / Der Wunderarzt – Es leben die Sämtlichen hoch!“ (SG 85)<sup>25</sup>

Die dritte Konstante, die man wohl auch auf die nachbarschaftliche Solidarität und die Liebe zum angestammten Flecken erweitern dürfte, stellen schließlich Ehe und Familie dar: hier findet der ‚draußen‘ arbeits- wie respektmäßig Geforderte und meist Überforderte Ruhe, Harmonie und Regeneration. Daß es vielen so gehen möge, bleibt Sauters Hoffnung; so naiv ist er aber nicht, sein eigenes häusliches Glück blind zu multiplizieren.

An Sauters dreifach versteifter Lebens-Lehre ist vor allem wegen ihres Mittelteils immer wieder Kritik geübt worden, meist ebenso harsch wie verständnislos. Man hat fast hündische Unterwürfigkeit ausmachen wollen;<sup>26</sup> man hat Sauter auf einen ‚typisch‘ biedermeierlichen Duckmäuser reduziert und gleichwohl bei ihm jenes politische Bewußtsein samt der zugehörigen Revolutionsbereitschaft eingeklagt, das bei vielen kontemporanen Autoren des städtischen Milieus vorhanden war, das aber in Flehingen oder Zaisenhausen gleichermaßen zu erwarten nur fehlschlüssig genannt werden kann. – Sauter, der gläubige „Evangelische Schullehrer“ (VO VII), zeigte bei seiner ganz und gar unindividuellen und vielmehr ‚choreographisch‘ vorgegebenen Anerkennung der Obrigkeiten, fernab aller Kriecherei und ebenso fernab allen nachgereichten Anforderungen an ein ‚politisches‘ Bewußtsein, nichts anderes als die Überzeugung des Standes, der nach der Französischen Revolution von 1789 – Sauter erlebte sie als 23jähriger gewiß mit desto größerem Interesse mit, als er vier Jahre zuvor auf dem „Aschberg“<sup>27</sup> die Bekanntschaft mit Schubart gemacht hatte – ebenso wie die überwiegende Mehrzahl der deutschen Intellektuellen und Dichter deren gewaltigen Blutzoll zum Anlaß nahm, jegliche gewaltsame Änderung der Verhältnisse als falsch anzusehen.<sup>28</sup>

Weshalb Sauter in seine – deswegen nicht – „Sämtlichen Gedichte“ von 1845 mehrere „Volkslieder“ von 1811 nicht aufgenommen hat, bleibt unerfindlich. Ohne jeden Zweifel hätten diese Gedichte eigenständig und noch

nicht fremdbestimmter Provenienz der mit Allzugelegentlichem überladenen Sammlung von 1845 gutgetan, die Sauter selbst durch die vom Drucker unverstandenen oder mißachteten „Ab“-Anweisungen hatte verschlankt und vom Überhang der – im doppelten Wortsinn – Tagesproduktionen befreien wollen. Freilich bleibt hier die Frage, weshalb der nach dem Grundsatz ‚wer zahlt, schafft an‘ allein weisungsbefugte Autor sich nicht nach der Erstkorrektur durchgesetzt hatte. Schüchternerte man ihn durch Mehrkosten ein? – Das dann zustandegekommene, dickleibige Ergebnis kann Sauter schwerlich gefallen haben: der Band enthielt gar zu viel Ephemerer, Situationsgebundenes, Überproportioniertes und des Aufhebens nicht Wertes, so daß man sich heute eine Umfangsreduzierung auf (zumindest) die Hälfte gern wünschen würde.

Die „Volkslieder“ von 1811, vermutlich nicht zufällig beim damals noch Heidelberger, später Karlsruher Verleger Gottlieb Braun erschienen,<sup>29</sup> zeigen in den letzten beiden Gedichten bereits den später von öffentlichen Aufträgen nahezu gänzlich absorbierten Reimeschmied. Die anderen Strophen lassen aber einen Dichter erkennen, der sich seine Themen selbst sucht und der diesen ein sorgfältiges ‚Feilen‘<sup>30</sup> angedeihen läßt. – 1811 ist Sauter 45 Jahre alt und schon seit 25 Jahren im Schuldienst. Was er zum Druck bringt, ist ganz offenbar eine strenge Auswahl,<sup>31</sup> die den Ehrgeiz hat, vor allem angesichts der kollegialen Corona seiner Lesegesellschaft bestehen zu können. – Was er 1845, 79 Jahre alt, ein Jahr vor seinem Tod trotz der nicht respektierten „Ab“-Anordnungen veröffentlicht, ist keine Auswahl mehr, sondern ein in Aufbau wie qualitativer ‚Liberalität‘ mißlicher Akt der Wahlllosigkeit. 1811 wird, die beiden genannten Ausnahmen beiseite, die Spreu vom Weizen gesondert; 1845 wird der meist bereits 1811 geerntete Weizen durch die spätere Spreu der ‚dienstverpflichteten‘ Ortspoeten-Jahre weithin verdeckt und fast schon erstickt. Darauf wird zurückzukommen sein.

Daß Sauter die Lesegesellschaft „lieber als [seine] geringen Verse“ war (Vo IV), wie er im Vorwort zu den „Volksliedern“ von 1811 schon dadurch glaubhaft zu machen versteht, daß dieser Geleittext mehr bei dieser Lesegesell-



schaft als bei seinen Gedichten verweilt, könnte als unverständliche oder schrullige Bemerkung erscheinen. Man wird aber einräumen müssen, daß der weder in Flehingen noch später in Zaisenhausen zur örtlichen ‚Ehrbarkeit‘ zählende Dorfschulmeister den organisierten Kontakt mit seinen Kollegen und einigen Pfarrern der näheren Umgebung nicht nur deshalb schätzte, weil er hier für seine Gedichte eine interessierte Kennerschaft fand, sondern weil der um die in Flehingen eingerichtete Leihbücherei entstandene Kreis neben dem Wohlfühlen im ‚Stallgeruch‘ einen Austausch ermöglichte, der den ökonomisch Minderbemittelten das kompensierende Gefühl einer Bildungs-Elite erlaubte.

Lesegesellschaften gab es seit dem 18. Jahrhundert,<sup>32</sup> Vereinigungen, die es durch wechselseitige Unterstützung zu ansehnlichen Bibliotheken brachten; durch die Ausleihgelder konnten neue Bücher angeschafft werden, die vor allem zur Belletristik rechneten, mitunter aber auch Belehrendes boten. Doch die von Sauter initiierte und nach anfänglichen Problemen<sup>33</sup> von 1800 bis 1816 betreute Lesegesellschaft wäre als ein Debattierklub über literarische Novitäten, gar mit einem *jour fixe*, mißverstanden; vielmehr ergab sich der Kontakt zu den Vereinsmitgliedern nur punktuell und separat, stets aber mit der gern genutzten Möglichkeit, sich neben den Leseerfahrungen auch über berufsständische Themen auszutauschen. Sauter fungierte als *primus inter pares*, gab als Erstleser der Neuanschaffungen Lektürehinweise und holte sich selbst Anregungen aus ‚seiner‘ Bibliothek, die – soweit man das aus der bloßen Nennung von 135 Autoren-Nachnamen erschließen kann – ein Sortiment aus pädagogischen, lebenspraktischen und auch poetischen Werken überwiegend von Autoren des 18. Jahrhunderts darstellte. Die meisten der genannten Namen, unter denen sich zwar Schiller,<sup>34</sup> nicht aber Goethe findet, sind heute auch allen Germanisten und Pädagogen unbekannt, die sich nicht ganz speziell mit dem späteren Aufklärungsjahrhundert beschäftigen; die wenigen noch vertrauten Namen lassen auf ein literarisches Ideal schließen, das meist nicht an ästhetischen Höchstleistungen interessiert war, vielmehr an vorbildlichen Wegweisungen für einen eher schlichten All-

tag; die Lehrer der Flehinger Lesegesellschaft konnten diesem Lektüreangebot Muster entnehmen, wie junge Menschen zu einem gottgefälligen und redlichen Leben zu erziehen seien.

Das Lied vom „armen Dorfschulmeisterlein“, verstärkt durch seine Seitentexte, liefert den Schlüssel für die eingangs erwähnte Dichotomie zwischen selten Geglücktem und allzu häufig Mißlungenem – wobei hier kein absoluter ästhetischer Maßstab ins Spiel kommen soll, sondern allein das, was Sauter etwa im „Wachtelschlag“ kunstfertig zu leisten imstande war. Dieser Schlüssel besteht ganz einfach in der zur Garantie eines ‚honetten‘ Lebensstandards vom Schulmeister verlangten Mehrfachbeschäftigung, die ihn zusätzlich zum Druck des erwarteten vorbildlichen Verhaltens Tag für Tag an die Erschöpfungsgrenze kommen läßt, ohne daß ihm die vielfältigen Nebenarbeiten zu mehr sozialem Ansehen verholfen hätten. Der „Hungerleider“ konnte seinen ökonomischen Status durch allen Fleiß zwar etwas verbessern; für einen gutsituierten Bauern oder Handwerker, auch für den Pfarrer, blieb er eine Existenz minderen Ranges, die allenfalls im Bereich des Ansehens eine Möglichkeit sozialen Aufrückens fand.

Sauter hatte diese Möglichkeit, sobald seine Begabung bekannt geworden war, Gedichte zu schreiben. Künftig war er, für welchen Anlaß auch immer, eine nicht lange gesuchte Anlaufstation: nach der Schule konnte man ihn abpassen, zuhause ebenso oder auch abends bei der Chorprobe; und ansonsten traf man ihn bei seinen anderen Tätigkeiten, deren Platz und Zeitpunkt jedermann bekannt waren. – Die Situation des Dichters auf dem Präsentierteller bildete den Einstieg in einen ‚Literaturbetrieb‘, der aus der Perspektive der Dörfler in Flehingen wie in Zaisenhausen etwas Herablassendes und Gönnerisches haben mochte, dessen geforderte Promptheit im termingerechten ‚Lieferrn‘ für Sauter jedoch zur äußersten Bedrängung und übernächtigten Qual dann geriet, wenn er seiner ohnehin gegebenen Überforderung auch noch Reime abzutrotzen hatte. Nein zu sagen: das war aus seiner sozialen Stellung heraus unmöglich; andererseits war das Gefühl einer momentanen Egalität wohl auch zu schmeichelhaft, als daß er sich dem Vorwurf der Arroganz hätte aussetzen wollen,



der dann in kürzester Zeit im Flecken herumgekommen wäre und der ihm zumindest auf einige Dauer das Leben schwer gemacht hätte. Die Leute wollten bestimmt nichts Böses, wenn sie beim Schulmeister ein *Gedichtle* orderten; und sie waren gewiß davon überzeugt, daß ihm die Strophen wie von allein aufs Papier flössen. Und die Leute waren auch jedes Mal beim rechtzeitig fertig gewordenen Vortrag seiner Verse beglückt ob „ihres“ Dichters, der für sie das Optimum lyrischer Dichtkunst schon deshalb darstellen mußte, als sie keinen anderen Autor zum Vergleich hatten.<sup>35</sup>

Daß die lokal verspürte Lust aus der Last entstanden war, daß Sauters Mangel an Muße bei einer solchen Dichtung auf Kommando seinem Pegasus im öffentlichen Joch keine Muse bescherte, sondern der „Klepper“ (Vo 1)

stampfend die Reimbegehrlichkeiten bediente – das mochte, auf den Anlaß hin gesehen, beim Zusammenfall von Vortrags- und Verfallsdatum einerlei sein, also zum akustischen Schmuck des jeweiligen Dorffestes allemal ausreichen. Für Sauter selbst aber wurden die eher *volens* denn *volens* übernommenen Reimereien bis hin zu den sieben (!) Gedichten übers Kegeln nicht nur zur zeitlichen Schinderei, sondern auch zur schmerzlich bewußten Unterschreitung eigener Maßstäbe. Je häufiger er als abrufbarer Rhapsode in die Mitte des dörflichen Festgeschehens gestellt und seine Begabung damit vergesellschaftet wurde, desto seltener konnte er daran denken, *seine* Gedichte, eigene Gedichte zu schreiben. Für die örtlichen Gefälligkeitstrophen wäre langes Feilen verlorene Liebesmüh gewesen. Daß ihm aber diese kaum



Abb. 3: Friedrich Campe (1777–1846), *Antikes Schulwesen*. – Kolorierte Lithographie, 1825. Sauters Zeitgenosse zeigt, mutmaßlich nicht mit viel satirischer Verzerrung, den Zustand einer aus Unterricht und Häuslichkeit friedlichen Koexistenz lebensnaher Pädagogik.



ohne Widerwillen zurechtgereimten Strophen immer weniger oder gleich gar keine Zeit für das ließen, was man auch für die *poetae minores* mit handwerklich sauber erarbeiteter Lyrik zu bezeichnen sich nicht ausreden lassen sollte – das mußte ihn bedrücken. Der Erfolg in Flehingen und Zaisenhausen machte Sauter zu einem ins dörfliche Feierwesen eingebundenen Zieratschnitzer; das „Dichterpferd“ (Vo 2), 1811 noch munter auf der Weide, stand längst im Stall; wann hätte es ausgeritten, gar geflogen werden können? Sauter wurde durch sein kommunales Dichten am Dichten gehindert, an jenem Dichten, das der noch unbekannte Poet einst vor 1800 begonnen hatte. Ob diesen Verlust die Metzelsuppen und die freien Schoppen an den dörflichen Fest-Abenden wert waren, braucht nicht gefragt zu werden.<sup>36</sup>

Die semantische Nähe von Muße und Muse hat Sauters kurzfristig abverlangte *Gedichte zum Tage* sowohl aus dem – nie laut zu äußernden – inneren Widerstand als auch wegen der ihm aufgebürdeten Zu-Vielschreiberei in Lässigkeiten, Flüchtigkeiten, Schiefheiten und Plattheiten geführt. – Daß hier oft genug lustlos rumpelnde Meterware gefertigt wurde und daß, nicht allein etwa in den 406 Verszeilen (!) des Gedichts „Zimmerspruch, Auf dem neuen Gasthaus zum neuen Löwen in Zaisenhausen, abgelegt von einem Gesellen am 13. Juni 1814“, die Masse mit der Masse gezwungen werden sollte, ist (und war Sauter selbst) unübersehbar. Daß, vom geduldig und begeistert lauschenden Primärpublikum sicherlich unemerkt, bei einer solchen mehr gezogenen als hingesunkenen Produktionsweise auch immer wieder unbeabsichtigt Komisches unterlief, jedenfalls dem Publikum der „Fliegenden Blätter“ den „Genuß der naivsten Geistesfrüchte“<sup>37</sup> Bescherendes – das läßt sich nachvollziehen. Allerdings sind in Sauters Gedichten immer wieder Humor und Ironie<sup>38</sup> im Spiel, so daß Kußmaul und Eichrodt nicht in allen von ihnen zitierten Fällen hätten sicher sein sollen, Sauter gleichsam bei lyrischen Fehlritten ertappt zu haben.

Ohne Namensnennung, aber mit seinem Porträt und mit seinen individuellen biographischen Angaben, hatten Ludwig Eichrodt und Adolf Kußmaul in den Münchener „Fliegenden Blättern“ 1854 Sauter zu Gottlieb Biedermai-

er<sup>39</sup> mutiert. Seitdem hält sich zäh die Legende, die badischen Landsleute hätten den acht Jahre zuvor verstorbenen Dorfschulmeister der großstädtischen und allgemeinen Lächerlichkeit preisgegeben, ihn als zopfigen Hinterwäldler bloßstellen und seine Gedichte als Produkte unfreiwilliger Komik entlarven wollen – Geschwister der bewußt versimpelnden Verse Vischer-Schartenmayers<sup>40</sup> oder gar der in der Tat verunglückten Hervorbringungen Friederike Kempners.<sup>41</sup> Kußmaul und Eichrodt, so kann man es allenthalben lesen, hätten Sauters Namen – die Kenner brauchten nicht viel Mühe, diesen mit Hilfe des unvollständigen ‚Steckbriefs‘ bald herauszufinden – und seine Verse parodistisch verballhornt, ihm aber zugleich das Patronat für eine ganze Epoche zugesprochen.

Ob sie letzteres im Sinn hatten, muß bezweifelt werden: beide waren sie, Eichrodt Jurist und Kußmaul Arzt, literatur- oder kulturhistorischen Epochenzuweisungsabsichten denkbar fern. – Aber auch der Aspekt parodierenden Zausens bedarf der Nachfrage, die freilich durch die Vorstellung von Sauters Gedichten in den „Fliegenden Blättern“ Antwort erfährt: „Gemüthliche Biederkeit ist der Grundton, der durch diese Lieder zieht, eine naive Beachtung der einfachsten Verhältnisse des Lebens, welche der raffinierte moderne Weltmensch gar nicht mehr zu erkennen vermag, eine Verehrung der Autorität und Ordnung, wie sie uns leider in den Wirrsalen der letzten Jahre ganz abhanden gekommen ist.“<sup>42</sup> – Das ist nicht der Ton von Spöttern, die sich auf Kosten eines anderen ihre Schenkel klopfen; hier ist eher eine Nostalgie im Spiel, die nicht etwa das Vergangene und in „Gottlieb Biedermaier“ Verkörperte als defizient ansieht, vielmehr die eigene Ära. Aus einer solchen Mentalkonstellation entstehen schwerlich Parodien, allenfalls literarische Tränen, die nicht bemerkt werden sollen und die sich ins zweifelhaft Witzige hinüberretten.<sup>43</sup>

Nun werden solche Überlegungen schwerlich die Auskunfts-lakonik literaturwissenschaftlicher Nachschlagewerke verdrängen, in denen Sauter als ein von Eichrodt und Kußmaul ‚entlarvter‘ typischer Biedermeier-Autor firmiert, als unfreiwillig komischer Möchtegerndichter und als ländliche *quantité néglig-*



Löbliche Orts-Vorgesetzte!

Der Großherzogliche Dechant hat mir bei Einreichung  
meiner neuen Vermögensverhältnisse die 27<sup>ten</sup> von  
der Kleinrentenbesetzung durchgelesen, weil sie nicht  
in dem gerichtlichen Aktenbuch stehen, und deswegen  
1 fl. 20 Kr. Kautionsgeld eingezogen, die in dem selben  
Verfahrenskompetenz garantiert seien. Da diese Gelder  
meinem Verstande schon gekommen worden,  
so will ich dieselbe keine neue Ansprüche machen  
und mich herzlich bitten, mir wegen dem  
gedachten 27<sup>ten</sup> im Kleinrenten Aktenbuch  
mitzutheilen, damit ich sie nicht auf Kosten  
des Verstandes von 2<sup>ten</sup> Aug 1819.

Verstandes Dechant.

Abb. 4: Eigenhändige Eingabe Sauters vom 2. August 1819. – Gemeindearchiv Zaisenhäusern. Exemplarisch für andere Eingaben wird hier deutlich, daß Sauter stets um seine finanzielle Besitzstandswahrung und auch -mehrung besorgt war.

geable. Für Sauters allzu lieb gewordene Einordnung als (*der*) Biedermeier-Autor sollten sie jedoch vor aller Voreiligkeit warnen. Freilich gibt es noch weitere Gründe, hier skeptischer als bisher zu verfahren.

Informationshalber sei eingeschoben, daß der Begriff „Biedermeier“ im Todesjahr Sauters zeitgleich von Ludwig Eichrodt und von Ludwig Pfau ‚erfunden‘ wurde;<sup>44</sup> interessanter ist aber wohl, daß Sauter selbst das Wort „bieder“ zwei Male in rühmendem Sinn benutzte („ganz bieder“: SG 28; „bieder“: SG 257); weiter spricht er, gleichfalls lobend, von der „Biederkeit“ (SG 47), und schließlich findet sich der „Biedermann“ in einem durch den Bezug zu Gott nicht mehr überbietbar positiven Sinn: „Gott wird jedem Biedermann vergelten, / Der bei diesem Brande thätig war“. (SG 44) – „Bieder“ samt seinen weiteren Wortbildungen: das ist seit dem 18. Jahrhundert ein geradezu inflationär auftauchender Begriff, der „wacker, fromm, rechtschaffen“ oder auch „plump“ und „aufrichtig“ meint und der nur ganz selten von Eichrodt/Kußmauls witzelnder Vereindeutigung die Konnotate des Auszunutzenden, leicht Tölpelhaften oder (auch politisch) Rückständigen annimmt. Sauters Verpflichtung gegenüber seiner literarischen Lernphase im ausgehenden 18. Jahrhundert zeigt sich auch hier: „bieder“ rangiert in seinem Wertekanon stets als unverdächtig hohe menschliche Qualität.

Nun ändert sich diese Bedeutungskonstanz durch Eichrodts und Kußmauls zumindest auf Schmunzeln spekulierenden Begriffswandel: der „Biedermeier“ gerät zu den „Biederen“ in eine Distanz humorigen Kopfschüttelns ob seiner ins Private vergrabenen Weltfremdheit; drolliger Atavismus und ländliche Tolpatschigkeit überdecken die vormals so hochgehaltene Geradlinigkeit; aus einer Ehrenbezeugung soll nun eine Lachnummer werden, auch wenn deren Humor späteren Generationen meist verschlossen bleibt. – Ob sich freilich Sauters Gedichte zur ‚Verbiedermeierung‘ oder gar zur ‚Vereichrodtung‘<sup>45</sup> eignen, steht auf einem anderen Blatt. Kußmaul und Eichrodt hatten zum Zeitpunkt des Erscheinens der „Biedermeier“-Gedichte vor allem innerhalb der zeitgenössischen Lyrik keinen Anlaß, die Strophen Sauters als lächerlich vorzuführen. Was die

Literaturgeschichte nachmals seit 1848 als „Realismus“ firmieren ließ, war auch Jahre nach dessen Beginn weit davon entfernt, wirklichkeitsnah oder gar wirklichkeitskritisch aufzutreten. Dies galt zuallerletzt von der Lyrik, die es schon gattungsmäßig schwer genug hatte, realitätskonform zu erscheinen. – Daß Sauters Gedichte noch die Möglichkeit gehabt oder sich geschaffen hatten, die in den Blick genommene Welt als überschaubar oder gar sinnvoll wirken zu lassen, mochte aus der Perspektive seiner badischen Landsleute kaum mehr glaubhaft nachvollziehbar erscheinen; ein Stück neidvoller Sehnsucht war gewiß dabei, wenn sie sich zitierend dieser *tempi passati* erinnerten.

Die literarhistorisch sehr viel später und problematischer durchgesetzte Epochenbezeichnung „Biedermeier“ ist bei Kußmaul und Eichrodt noch ein zwinkernder Vorschlag, eine zeitgleich wie auch *ex post* vornehmlich als politisch-agitierend erfahrene Ära daneben auch in ihren ganz selbstverständlich behandelnden (und keineswegs zur politischen Opposition oppositionellen) Gegenkräften zu beschreiben. – Daß dem behaupteten „Biedermeier“ vor 1848 eine gleichfalls politikferne Haltung der Bürger und ihrer Literaten nach 1848 entsprach, konnte niemandem verborgen bleiben; Abgrenzungsbemühungen über die Revolutionsgrenze hinweg gelangen nur schwierig; das Mittel der Ironisierung war ein Weg, die mangelnde Distanz zumindest zu simulieren. Ist es zu weit hergeholt, Kußmauls und Eichrodts Sauter-Zitate als Anstrengung zu begreifen, der eigenen Zeit durch die schmunzelnde Evokation einer vorgeblich so ganz anderen Zeit ein Profil zu verleihen, das von der noch guten Gewissens stillen Ära vor 1848 so weit gar nicht entfernt sein wollte?<sup>46</sup>

Jedenfalls: mit den Holzschnitten Ludwig Richters oder mit den Gemälden Carl Spitzwegs wären Sauters Gedichte falsch illustriert; weder die filigranen Nur-Idyllen des einen noch die bereinigten Freundlichkeitszonen des anderen würden seinen Alltags-Bildern gerecht, in denen der Krämermichel ohne „flattira“ (Vo 32) nicht auskommt, wo in der „Dorf-Tanzstube“ neben aller Ausgelassenheit auch der „alberne Tropf“ (Vo 53) auffällt, wo der Preis auf Zaisenhausen den Hinweis auf die fehlende



Lehrerwohnung ertragen muß (SG 56) oder wo sich das „Wunderpferd“ (SG 191f.) für die düpierten Neugierigen als lediglich falsch in den Stall gestellter Gaul entpuppt. – Allzu oft gibt es in Sauters Gedichten (nicht bloß komische) Bruch-Stellen, die eine einfache Addition zum ungestörten Genre verhindern und die zugleich verbieten, hier einen Wortkitschier am Werk zu sehen, einen Fabrikanten blasenfreier Illusionsmurmeln oder den Garanten heiler Welt, nur-schön und insular dort angesiedelt, wo alles gehäufte Glück auf Schienen daherkommt.

Sauter dem Biedermeier zuzurechnen, hieße auch jene Stellen in seinen Gedichten unterschlagen, in denen sich die Draußen-Welt jenseits des befriedeten Dörfleins über die kleinen Ausflüge etwa nach Sickingen oder Kürnbach oder Bretten hinaus dann doch einem Lehrbuchverständnis von Biedermeier gegenüber definitionswidrig erweitert auf Städte in der Schweiz, in den Niederlanden, in Belgien, in Frankreich, in Italien, in Schweden oder in den USA.<sup>47</sup>

Sauter reimt keine poetischen Zierdeckchen, auf den Vertiko zu legen und darauf edles Geschirr zu postieren. Seine Gedichte sind keineswegs – im Sinne eines hermetisch-weltflüchtigen und nur die Rückzugsnischen tapezierenden Biedermeiers – lokale Verschlussachen *ad usum* verschreckter Spieß- und Pfahlbürger, Ersatzwelten demnach, exterritorial außerhalb des Garstig-Politischen; sie sind keine Beschönigungen dörflicher Zurückgebliebenheit. Sie sind vielmehr Bestandsaufnahmen, die sich gelegentlich Blinzeln und Schmunzeln leisten, ohne deswegen einen Realismus zu verraten, der keineswegs „poetisch“<sup>48</sup> sein möchte und schon gar nicht ein „heiteres Darüberstehen“.<sup>49</sup> – Darauf ist zurückzukommen.

Der Heimatdichter vertrauter Prägung ist meist schon daran erkennbar, daß in seinen Gedichten außer dem – metrisch zuweilen sperrigen – Namen seines eigenen Ortes kein anderer Ortsname fällt: *sein* Dorf (nur ganz selten: *seine* Stadt) erscheint aus der allgemeinen Landkarte herausgeschnitten und, da isoliert, über alle Maßstäblichkeit hinaus vergrößert und verabsolutiert. „Mein XY“, gelegentlich auch „Unser XY“, gerät somit in eine

Einzigkeit und Unvergleichlichkeit, daß der Rest der Welt vergessen werden oder doch als gänzlich unwichtig erscheinen kann. Gegenüber einem solchen (oft monoman und auch lächerlich wirkenden) Präparat des nur einen Ortsnamens und seines lokalen Lebens finden sich in Sauters Gedichten – das für den Biedermeier Betonte dient auch hier als Argument – nicht weniger als 53 Ortsnamen der näheren und weiteren Region, aber auch ferner Länder; allesamt Indikatoren dafür, daß diesem so bodenständig scheinenden Schulmeister Blick und Sinn nicht in örtlicher Isolation erstarrten und daß er in seinen Gedichten den der Schule Entwachsenen den Horizont nach draußen offenzuhalten empfahl.

Der Heimatdichter herkömmlicher und bis heute gültiger Kontur hat die Postkartensicht, der auch die unscheinbarste Gemeinde zum reizprallen Gemälde gerät, zum nie genug zu rühmenden Mittelpunkt der Welt, zum reibungsfreien Organismus unbestreitbarer Erwähltheit. Er hat den am Ortsetter endenden und deshalb aller Relativierungen enthobenen Blick; seine Skala an Farben und Ruhmesworten ist deshalb ganz konzentriert auf eine Nichts-als-Idylle schönster Menschlichkeit und wohlthätigster Betriebsamkeit gerichtet, auf einen Muster-Ort, dem alle Merkmale der neuzeitlichen Insular-Utopien eignen. Er beschreibt und rühmt einen Kosmos allerhöchster Wertigkeit, ein Idealbild, das dann als Entree von Heimatbüchern oder, in Töne gesetzt, als Heimatlied zum ästhetischen Imperativ dienen mag; ob man am Ort in Zeiten der Mobilität der exklusiven Superlativik noch glaubt, steht nicht im Heimatbuch.

Die minimalistische Selbstgenügsamkeit herkömmlicher Heimatdichtung wird in Sauters Gedichten mehr noch als durch die Erwähnung fremder Orte durch zeitgeschichtliche Hinweise aufgebrochen. Den reimenden Dorfchronisten waren außer den in den Kriegen Gefallenen die Ereignisse ‚draußen in der Welt‘ notwendigerweise uninteressant, solange sie nur auf dem beschriebenen Ausschnitt ihrer lokalen Weltkarte beharrten. – Sauter, ein eifriger Zeitungsleser,<sup>50</sup> mutete zwar seinem dörflichen Primärpublikum nicht eben häufige Glossen zur ‚großen‘ Politik zu; aber seine Bemerkungen zur Landwehr 1794 (SG 170f.),



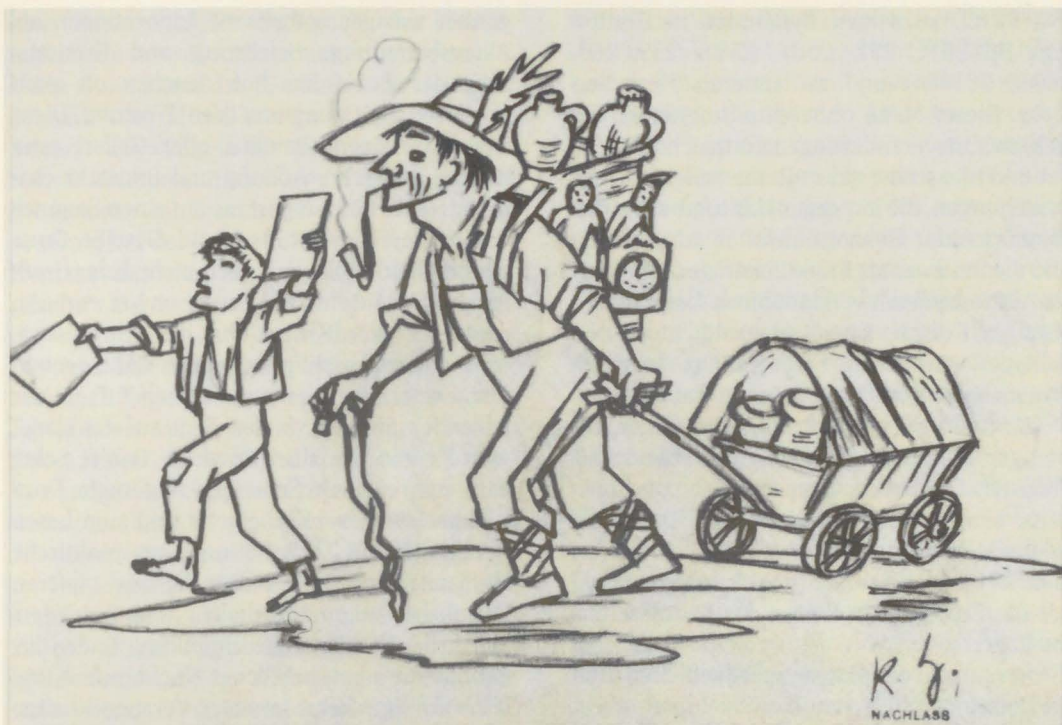


Abb. 5: Karl Hubbuch (1891–1979), *Der Krämermichel*. – Federzeichnung, 1947. Diese und weitere Arbeiten Hubbuchs entstanden zu Helmut Klausings „Der Wachtelschlag – Ein badisches Heimatspiel um das Urbild des deutschen Biedermeier Samuel Friedrich Sauter“.

zum Kaffeezoll von 1810 (SG 169), zum „über-rheiner“ Krieg 1793 (SG 239), zum großen Sterben von 1794 (SG 245 ff.), zur Flucht vor den Franzosen im selben Jahr (SG 248 f.), zu den Ereignissen in Polen und Belgien 1830/31 (SG 259), zur Cholera von 1831 (SG 247) oder zum Hambacher Fest von 1832 (SG 267 ff.) machen doch deutlich, daß in Flehingen oder Zaisenhausen keiner *post fornacem* saß und Reime machte, dem die bedrohlichen oder unverarbeiteten Entwicklungen rund um seine Orts-Nischen gleichgültig geblieben wären.<sup>51</sup>

Nach diesen Beobachtungen von Sauter als einem Heimatdichter (und gar einem Bauern-dichter)<sup>52</sup> zu sprechen, wäre allenfalls mit differenzierenden Einschränkungen legitim. Sein Gedicht „Das friedliche Örtle“ (SG 153 ff.) würde indes als realistischer Befund ebenso miß-verstanden wie das dem „Dorfschulmeister-lein“ in den „Sämtlichen Gedichten“ unmittelbar folgende Gedicht „Der ehrwürdige Schul-lehrer“ (SG 120 ff.); beide Male handelte es sich

um satirische Utopien. Sauters „Örtle“ sind lebenswert, aber zur Verherrlichung ungeeignet. Nicht allein die nach dem Brand in Zaisenhausen neu errichteten Häuser stehen nicht „in gleicher Flucht“ (SG 87); auch sonst gibt es keinerlei Gründe zur Idealisierung und zur Erklärung eines Ausnahmestatus, der die Dörfer ringsum beschämen müßte. – Sauter selbst wird hier zum Garanten einer unverschobenen Optik: im „Spruch auf dem neuen Schulhaus in Zaisenhausen. Abgelegt am 15. September 1817 vom Lehrer selbst“ (SG 53 ff.) betont er zwar fünf Male, er „freue“ sich, „in Zaisenhausen zu seyn“; aber zugleich, und das bekennt er vom First herunter vor allen Leuten, bleibt ihm Flehingen doch seine „Heimath“ (SG 58). Sauter gehört zu den Zaisenhausenern, aber er gehört ihnen nicht, so wenig er wegen seiner Geburt den Flehingern gehört; er gehört gleichermaßen zu seinen Lehrern aus der Lesegesellschaft, zu dem aus Adeligen und Bürgerlichen gemischten „Kränzchen in Kürnbach“



(SG 28 ff.), zu seinen Bekannten in Bretten (vgl. SG 25 ff., 27 f., 256 f., 258 f., 259, 260, 260 f., 261–64) und zu anderen Menschen mehr. Dieser Mann ohne eine Biographie, die sich an Ortsveränderungen festmachen ließe, hat und pflegt eine ganze Reihe außerörtlicher Beziehungen, die ihn gegen das tumb-süße Gift nesthockender Heimattümelei immun machen und die ihn zwar als Funktionsträger und auch als Auftragspoeten vereinnahmen lassen, nicht aber als Person. Einem Heimatdichter alten Schlages würden die Leute im Ort derlei Distanznahmen nicht nachgesehen haben.

*En passant*: Heimatdichter bevorzugen, oft weniger ein Zugeständnis an die Leserschaft denn ein Grenzwert eigenen Leistungsvermögens, simple Metren und Reime; Rhythmuswechsel oder Zeilenstufungen, wie sie Sauter mehrfach bietet,<sup>53</sup> sind ihre Sache ebensowenig wie das Schlüpfen in Rollen, das Sauter mühe-los beherrscht.<sup>54</sup>

In seinem vorbedacht ‚unordentlichen‘ und die zünftigen Literarhistoriker samt ihrer Schubladenneigung genüßlich wie genußbereitend vorführenden Sauter-Vortrag hat der Karlsruher Rundfunkmann Rudolf Stähle zu-recht betont, der Biedermeier gehe bis zum *procul negotiis* des Horaz zurück und reiche bis in unsere Tage herauf,<sup>55</sup> es handele sich bei diesem Biedermeier weniger um epochal Abge-grenztes als vielmehr um einen mentalen wie habituellen Durativ, um ein Befindlichkeitssyn-drom, das zeitenüberdauernd und gerade in von greller Politik dominierten Geschichtspha-sen das Häusliche suche.

Jenseits dieser Grundsätzlichkeiten, die eine Eingrenzung des Biedermeier nur auf die 33 Jahre zwischen 1815 und 1848 eigentlich verbieten sollten, täte man gut daran, für Sau-ters wichtigere Gedichte – und diese finden sich (fast) ausnahmslos im „Volkslieder“-Band von 1811 – nach Anregungen und Vorbildern zu suchen, die noch im 18. Jahrhundert wirk-sam wurden, ohne hier den gängigen Großrich-tungen von Aufklärung, Empfindsamkeit, Sturm und Drang oder Klassik zugerechnet werden zu können. Neben – allzuvielen Literar-historiker werten: *unter* – diesen literarischen ‚Leitwährungen‘ wurde, quantitativ zumindest gleichrangig, Lesestoff angeboten und konsumiert, der abseits der theoriegestützten Avant-

garden weniger ästhetische Innovationen als Alltagsbetreuung, Belehrung und Ermunte-rung des Publikums bot, daneben oft auch religiöse Begütigung und (Ver-)Tröstung. Diese mit den Namen Claudius oder Gellert oder Geßner nur sehr vorläufig und ungefähr cha-rakterisierte Richtung ist nie auf einen Sammel-namen ‚vereidigt‘ worden; und dieselbe Grup-penlosigkeit ergibt sich noch mehr beim Groß-teil der 135 Autoren, die Sauter im Vorwort „An den Leser“ von 1811 aufführt, ohne ihre Vorna-men und, was wichtiger gewesen wäre, die von ihnen gelesenen Werke zu nennen.<sup>56</sup> Trotz der fehlenden ‚Firmenschilder‘ liegt auf der Hand, was der von Christian Friedrich Daniel Schu-bart zum eigenen Schreiben angeregte Dorf-schulmeister<sup>57</sup> mit Vorliebe las und zum Lesen weiterempfohl: lehrhafte und um praktische Humanität bemühte Texte, die zur tapferen Daseinsbewältigung verhalfen und Zufrieden-heit in bescheidener Beschränkung finden lie-ßen; Lektüre von herzlicher Nüchternheit und leisem Humor; keine formalen Verstiegenheiten und ambitiöse Artistik, vielmehr schlichte Verse und unaufgeregte Prosa.

Eines steht fest: der 1766 geborene Sauter<sup>58</sup> hat im 18. Jahrhundert nicht nur seine literari-sche Sozialisation erfahren und später die eigen-en Lektürefrüchte an die Kollegen der Lese-gesellschaft weitergegeben; er hat auch einen Großteil der 1811 publizierten Gedichte noch im 18. Jahrhundert niedergeschrieben und zu-dem im Band der „Sämtlichen Gedichte“ von 1845 weitere aus der Zeit vor 1800 entstandene Strophen publiziert.<sup>59</sup> Den Beginn des neuen Jahrhunderts erlebte er als 34-jähriger, also, was seine lyrischen Fähigkeiten angeht, als fertiger Mann. Noch schärfer: nach 1800 war Sauter als reimender Dorfschulmeister so be-kannt geworden, daß ihm für andere als an ihn herangetragene Gefälligkeitsgedichte und auch für die Lektüre literarischer Neuerschei-nungen kaum mehr Zeit blieb, daß er dann also zeitlebens weithin von den alten Mustern zehrte.

Auch wenn Sauter seine „Sämtlichen Ge-dichte“ 1845 mitten in der Ära des Biedermeier veröffentlichte; auch wenn Sauters Name post-hum durch die gar nicht so uneingeschränkt ‚lustigen‘ Abdrucke in den „Fliegenden Blät-tern“ zur – nimmt man alles in allem – Ehre



einer Patenschaft für die Epoche des Biedermeier kam: literarisch, thematisch wie formal, bleibt er ein Mann des 18. Jahrhunderts, ein an dessen Mustern und Werten geschulter *poeta minor*. – So wenig in der Autorenliste der 135 Namen ein Romantiker oder ein nachmals dem Biedermeier zugerechneter Autor vorkommt, so wenig hat der Dorfschulmeister irgendeinen Kontakt mit der kontemporanen Literatur-„Szene“. Die lyrischen Techniken und ebenso das weit wichtigere Normenarsenal seines Dichtens hat er längst beieinander, als er zu schreiben beginnt; beide entstammen dem 18. Jahrhundert. Wegen ihrer von literarischen Strömungen und Moden unabhängigen Gültigkeit bleiben sie auch nach 1811 oder nach 1815 wirksam, ohne deswegen vorschnell dem Biedermeier ‚eingemeindet‘ werden zu können.

Die *kleineren Dichter* sind den Literaturgeschichten, wenn überhaupt, nur zwei oder drei Zeilen wert; den Registratoren ästhetischer Spitzenleistungen, die ihre Aufmerksamkeit nur den wolkenhohen Maßstäben der „Leuchttürme“<sup>60</sup> zuwenden, gelten sie als Auch-noch-Dichter, die allenfalls *unter ferner liefen* abgehandelt werden und die man nur dann gönnerisch unter der Species der blinden Hühner rubriziert, wenn einem dieser Niemande einmal ein anthologien-taugliches Gedicht oder eine aufbewahrenswert scheinende Erzählung gelungen ist. In solchen Fällen mag dem *poeta minor* eine Mischung aus Lob und Süffisanz zuteil werden, der freilich stets der Nachsatz folgt, ansonsten dürfe der erwähnte Name gleich wieder ohne Verlust dem Vergessen anheim fallen. – Dagegen steht Lessings berühmter Vierzeiler „Die Sinngedichte an den Leser“: „Wer wird nicht einen Klopstock loben? / Doch wird ihn jeder lesen? Nein. / Wir wollen weniger erhoben / Und fleißiger gelesen sein.“<sup>61</sup>

Die *poetae minores* zählen bei aller meist nur örtlichen, regionalen oder leserschichtgebundenen Rezeption meist zu den vielgelesenen Autoren; und für ihre Leser(innen) bringen sie oft die einzige – und mithin die beste, rühmenswerteste – Lektüre. Allerdings werden sich die Rezipienten aus ‚Bethlehem‘ um den Satz, daß aus diesem Ort nichts Rechtes kommen könne, schwerlich scheren. Sauters Publikum in Flehingen oder Zaisenhausen war jedenfalls von ‚hoher‘ Literatur gewiß unver-

wöhnt; die Verse des Evangelischen Schulmeisters fielen vor Ort also nicht in die Zuständigkeit des dialogunfähigen Zweiklassensystems von ‚großer‘ und ‚kleiner‘ Literatur, das sich auch nach Lessings Protest bis heute gehalten hat – nicht immer zum Frommen einer Orientierungsmöglichkeit, der mit den *poetae minores* ein gutes Stück Leserealität und ein hohes Maß an Authentizität weggeschnitten wurde.

Oft in bukolischen, idyllischen und vor allem in religiösen Kontexten, stellte die *Zufriedenheit* bei einer Fülle von Dichtern des späteren 18. Jahrhunderts ein Ziel oder eine Gewißheit der Lebensbejahung dar, die mit narzißtischem Spießerglück oder mit Apathie zu verwechseln den Spott vor die Analyse setzte. Die Ergebenheit in ein bescheiden dimensioniertes Schicksal und die Akzeptierung bestehender Ordnungen gleich als philiströse Verkapselung zu diskreditieren, gehorcht den schiefen Gleichsetzungen von apolitisch und illegitim oder auch von alltagsbezogen und unpoetisch, behauptet also ein Kennen der Wahrheit vor jenem der Phänomene. Die Zufriedenheit, die der *poeta minor* Sauter in den Texten des 18. Jahrhunderts kennenlernt und seinen Zeitgenossen weiterempfiehlt,<sup>62</sup> ist ein durchaus spannungsvoll zu nennendes Akzeptieren auch von Defiziten und Unerreichbarkeiten; in dieser Zufriedenheit steckt also ein Stück Freiheit, das keinen Automatismus und kein Geschenk bedeutet, sondern das ein Stück *pourtant* enthält; den Absurditäten hat man sich schon lange vor Camus zu stellen gehabt.<sup>63</sup>

Wer, wie Renate Begemann, Sauter als typischen Biedermeier-Autor sehen möchte, der „selbstzufrieden in einem beschränkten Lebenskreis sich einrichtet“<sup>64</sup> sitzt einem Verständnis von Biedermeier auf, das in sich bereits problematisch genannt werden muß; für Sauter jedenfalls trifft es ebensowenig zu wie eine lange Reihe weiterer Etikettierungen, die trotz Friedrich Sengles monumental-dreibändigem Werk „Biedermeierzeit“ wohl auch künftig markt-gängig bleiben werden: weißschürzige Säußerlichkeit, windstille Zukunftslosigkeit oder Abkehr von der „aufgeregten Zeit“ (welche Formulierung aus Theodor Storms Gedicht „Abseits“ die Beschneidung des Biedermeiers auf die Jahre von 1815–1848 erneut beliebig erscheinen läßt).



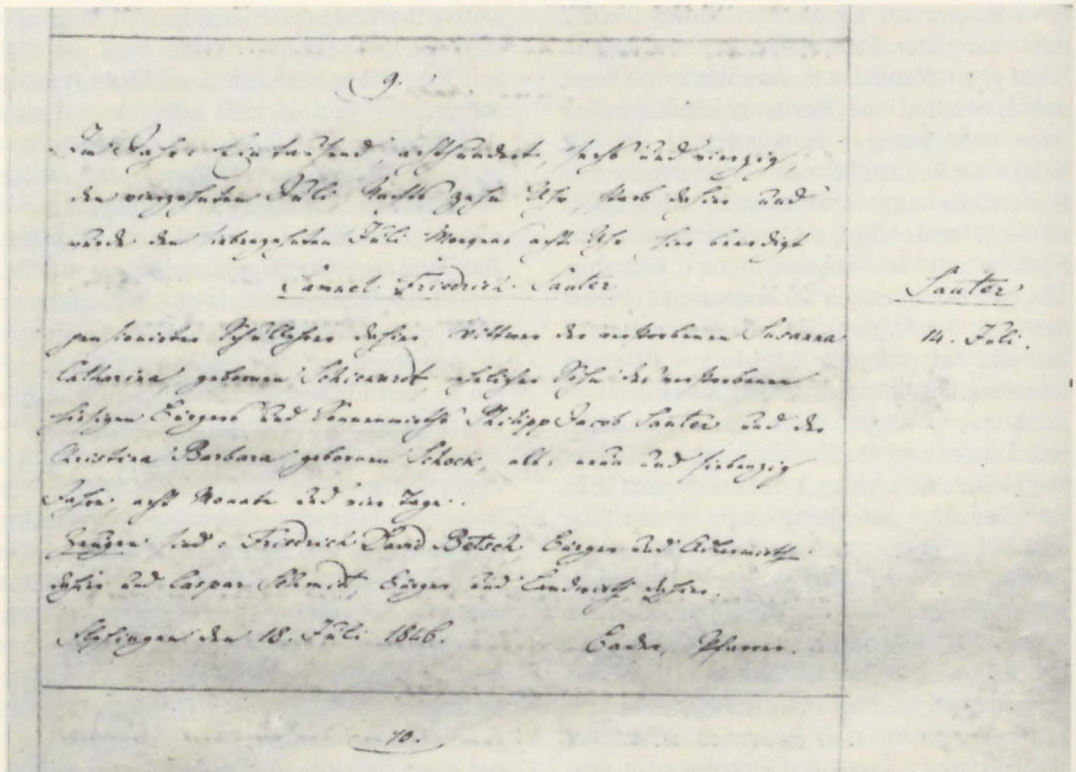


Abb. 6: Eintrag im Flehinger Totenbuch vom 18. Juli 1846. – Evangelisches Pfarrarchiv Flehingen. Der gänzlich normierte Eintrag (Datum und Uhrzeit des Todes und der Bestattung, Beruf, Familienstand, Herkunft, Alter, Zeugen) enthält kein Wort, das Sauter aus der Reihe anderer Verstorbener herausheben würde.

So wenig die Zentralstellung der „Zufriedenheit“ in biedermeierlichen Texten einen verlässlichen Indikator für etwas in den Jahren 1815–1848 Formuliertes darstellt, so wenig ist auch der im Biedermeier häufig betonte Gegensatz von Stadt und Land eine motivische Novität: dort wie hier konnten Sauter und seine schreibenden Kollegen auf ein gut gefülltes Muster-Buch des 18. Jahrhunderts zurückgreifen.<sup>65</sup> – Und dasselbe gilt auch vom „Maß“, welchen Begriff man gelegentlich zu Sauters Zentralwort hat erklären wollen.<sup>66</sup>

Lässt sich Sauters vielfache Verpflichtung den literarischen Mustern und den ethischen Normen des 18. Jahrhunderts gegenüber unschwer aufzeigen und mithin seine vorschnelle und gar als Vorreiterrolle deklarierte Inkorporierung in die Ära des Biedermeier zumindest relativieren, so muß das abschließend ins Spiel gebrachte Stichwort des Realismus zunächst

befremden: der Sprung vom späten 18. Jahrhundert, von neben- und vorklassischen und -romantischen Positionen zu einer sehr viel späteren Dichtungsepoche scheint dann doch zu groß, zumal man mit dieser lehrbuchmäßig nicht bloß eine entschiedene Distanzierung vom voraufgehenden Biedermeier assoziiert, sondern eine noch weit entschlosseneren Ferne zu dessen literarhistorischen Antezedenzen.

Noch einmal ist in diesem Zusammenhang auf „Das arme Dorfschulmeisterlein“ zurückzukommen und zugleich auf jene Gedichte, in denen Sauter schlimme Realitäten zwar durch Humor abmildert, das Kritikwürdige oder Änderungsbedürftige jedoch keineswegs weglendet. Unter einer dünnen Oberfläche aus Heiterkeit und Belustigung liegen in diesen Gedichten Fehlentwicklungen und Verkrustungen und Ungerechtigkeiten bloß, werden Defizite beim Namen genannt und erscheint im Extrem-



fall das als Tragödie, was zuerst leichthin als Satyrspiel aufgetreten war.

Neben den lexikalischen Großereignissen zeigen sich in den Tätigkeitsprofilen etwa eines Steinhauers (SG 164 f.) oder eines Fruchtmessers (SG 229 f.) oder in den lustig dargebotenen Ernsthaftigkeiten des „Dorfschulmeisterleins“ kulturhistorische Daten in Fülle, Realien, die eine neuerdings mehr beachtete und nicht länger oberhin fabulierende *Geschichte von unten* begründen könnten, angesiedelt am anderen Ende der sozialen Höhenlinien als weiland Treitschkes „Männer“.<sup>67</sup>

*Habent sua fata libelli* – aber auch: keine Literaturepoche ohne festgezurrte Ränder. Und weil alles derart ordentlich zu sein hat, folgt dem auf 1815–1848 eingegrenzten Biedermeier der deutsche Realismus, den man gewöhnlich im Revolutionsjahr beginnen und um 1890 enden läßt. Im Gegensatz zum französischen oder russischen Realismus ist der deutsche eher brav und poetisch verklärend,<sup>68</sup> Anschluß an die genannten Länder und an Skandinavien gewinnt erst seine naturalistische Radikalisierung in den Jahren nach 1885.<sup>69</sup> – Sauter, 1846 gestorben, realistische Züge zu attestieren, muß zunächst als ein Unterfangen wider alle Chronologie erscheinen. Aber ebenso, wie die ihm zuge dachte Paraderolle des Ur-Biedermeiers sich, näher besehen, als ein ihm schwerlich unbewußtes Weitertragen von Formen und Normen des 18. Jahrhunderts herausstellt, sollte ein von den fetten Schubladenbeschriftungen unbeeindruckter Blick wahrnehmen, daß der literarische und moralische Traditionalist Sauter auf der anderen Seite bisweilen seiner Zeit voraus war, weil er sich – im Gegensatz zu den Biedermeier-Autoren – seiner Zeit stellte, ohne zugleich Barrikadenkletterei zu betreiben.

Man verstehe diese Überlegungen nicht falsch: so, als ob Sauter vollends zum Realisten erklärt werden sollte. Vielmehr ist es darum zu tun, bei ihm Ansätze einer erst nach seinem Tod ‚offiziell‘ einsetzenden Literaturepoche nachzuweisen. Und hier zeigt sich, was immer wieder bei den *poetae minores* auffällt und ihre Einordnung so schwer macht: daß sie nämlich, abseits der literarischen Debattierzentren und programmatischen Verabredungen sowie ungebunden in ihrer auktorialen Selbstdefinition,

oft sehr viel mehr beweglich – und ‚fortschrittlich‘ – als die ‚großen‘ Dichter erscheinen.

Ja, was denn nun *eigentlich*, wenn Sauter künftig weder als Heimatdichter firmieren noch auf dem manierlichen Stuhl eines oder gleich des Biedermeierpoeten Platz behalten, wenn er gar ansatzweise einem frühen Realismus zugewiesen werden soll? Der Autor dieser Zeilen, Literaturwissenschaftler, rät vor allem eines: sich um die bisherigen Etiketten sehr viel weniger zu kümmern als um eine unbefangene Lektüre von Sauters Texten. Seine Gedichte, das wird sich bei solchem Lesen rasch zeigen, sind ebenso rätselnder Deutung entzogen wie auch jenen Schubladen gegenüber sperrig, die etwa lyrische Texte eher horten denn erschließen. Wäre die Empfehlung deutlich genug geworden, sie nicht länger unter fixen Vorabzuordnungen voreingenommen zu lesen, sondern als eine keineswegs nur aus Höchstleistungen bestehende Reihe eines vor 150 Jahren verstorbenen, in einigen Gedichten aber staunenswert lebendig gebliebenen Autors, dann lohnte sich – bei allem Hingeworfen-Wegzuwerfenden und bei allem ‚Ferngesteuert‘-Leichtverderblichen – die erneute und besonders die erstmalige Lektüre.

Zu einem in neuen Lesebüchern zitierten Dichter wird Sauter schwerlich avancieren, und die aufwendige Ehre einer historisch-kritischen Gesamtausgabe seiner Gedichte wird ihm gewiß nicht zuteil werden.<sup>70</sup> Über seine ehemaligen Wirkungsorte und die nähere Region hinaus lohnte aber die Beschäftigung mit seinem lyrischen Werk und seiner darin unversteckten Person – schon deshalb, weil in seinen erarbeitet-geglückten wie in seinen pflichtschuldigst gelieferten Gedichten eher als bei einem ‚großen‘ Dichter deutlich werden kann, daß die Poesie nicht vom Musenberg ins Kraichtal herniedersteigt, sondern daß sie von konkreten Entstehungsbedingungen abhängig bleibt; manchmal, so in Sauters Fall, auch von solchen, die ein Dichten übers Reimen hinaus verhindern. „Das arme Dorfschulmeisterlein“, „Der Wachtelschlag“ und noch zwei, drei Strophenfolgen dazu werden von Sauter bleiben. Gottfried Benn hat gesagt: „keiner auch der großen Lyriker unserer Zeit [hat] mehr als sechs bis acht vollendete Gedichte hinterlassen.“<sup>71</sup>



## Anmerkungen

- 1 Vgl. die ausführliche Einleitung von Eugen Kilian, Samuel Friedrich Sauter. Ausgewählte Gedichte. Eingeleitet und hrsg. von E. K. (= Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission. Neue Folge 5) Heidelberg 1902, S. X–XXXI. – Vgl. das Vorwort von Helmut Klausung, Lieder und Gedichte des badischen Dorfschulmeisterleins Samuel Friedrich Sauter. 100 Jahre Biedermeier. Neu ausgewählt und hrsg. von H. K. Sinsheim 1955, S. 3–6. – Vgl. Ders., Vorwort zu: Lieder und Gedichte des badischen Dorfschulmeisterleins Samuel Friedrich Sauter. Das Urbild des Biedermeier. Ausgewählt und hrsg. von H. K. Sinsheim/E. 1968, S. 3–13. – Vgl. Karl Banghard, Sänger des Alltags. Samuel Friedrich Sauter (1766–1846). In: K. B., Fünf Schneeballen. Zwölf Jahrhunderte. Ein Kapitel Geschichte des Kraichgaues. Flehingen-Sickingen 779 bis 1979. Karlsruhe [1979], S. 80–111. – Vgl. Erwin Breiting, Samuel Friedrich Sauter. In: Hansjörg Ziegler und Günther Mahal (Hrsgg.), Heimat auf Zeit. Literaturlandschaft um Maulbronn. Mühlacker und Irndning/Steiermark 1989, S. 101–108. – Zur Herkunft und zu seinen verwandtschaftlichen Beziehungen vgl. den Abschnitt „Sauter, aus Affoltern in der Schweiz“ in: Deutsches Geschlechterbuch (Genealogisches Handbuch Bürgerlicher Familien), hrsg. von Bernhard Koerner. Achtzigster Band. Görlitz 1933, S. 465–479; zu Samuel Friedrich Sauter und seiner Familie S. 474 ff.
- 2 Vgl. Leopold Feigenbutz, Der Kraichgau und seine Orte. Eine geschichtliche Abhandlung, verbunden mit der 2. Auflage [von] Samuel Friedrich Sauters alten Nachrichten von Flehingen. Hrsg. von L. F., Hauptlehrer in Flehingen. Reprintausgabe der Edition Bretten 1876. Magstadt bei Stuttgart 1976.
- 3 Die Neuedition des Bandes „Volkslieder und andere Reime“, zunächst erschienen in Heidelberg 1811, wurde von G. W. Steinbach in Zaisenhausen 1994 ediert; künftig wird sie „Vo“ abgekürzt. – In Karlsruhe erschienen 1845 „Die sämtlichen Gedichte“, die G. W. Steinbach in Zaisenhausen 1995 neu edierte; künftig abgekürzt als „SG“; nach beiden Abkürzungen folgen die Seitenzahlen ohne „S.“.
- 4 Anthologien von Sauters Gedichten legten Kilian 1902, Klausung 1955 und Ders. 1968 vor (wie Anm. 1).
- 5 Kritischer zeigt sich Reinhart Siegert, Samuel Friedrich Sauter. Das „Urbild des Biedermeiers“ vor seiner „Vereichrodtung“. In: Ludwig Eichrodt 1827–1892. (= Ausstellungskatalog der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe) Karlsruhe 1992, S. 113–127.
- 6 Belegstellen für diese Sätze zu finden, fiel nicht schwer; schon aus Platzgründen beschränke ich mich hier auf Zitate zur ersten Aussage, Sauter sei kein großer Dichter. – Ludwig Vögely, Samuel Friedrich Sauter (1766–1846). Schulmeister, Dorfpoet und Urbild des „Biedermeier“. In: L. V., Kraichgauer Gestalten. 36 historische Persönlichkeiten aus Politik, Kirche, Wissenschaft und Kunst, Ubstadt-Weiher 1994, S. 117–123 (Anm. S. 148 f.), hier S. 120: „Nein, ein großer Dichter war Samuel Friedrich Sauter nicht, und sicher wollte er es auch gar nicht sein.“ – Helmut Klausung 1968 (vgl. Anm. 1), S. 4: Sauter „ist gewiß kein literarischer ‚Stern der höchsten Höhe‘.“ – Wilhelm E[ngelbert] Oeftering, Samuel Friedrich Sauter, Das Urbild des Biedermeier. 1766–1846. In: W. E. Oe., Geschichte der Literatur in Baden. T. 2, S. 145–148, hier S. 146: „die hohe Erleuchtung war selten.“ – Heinrich Litterer, Samuel Friedrich Sauter. Eine kurze Würdigung. In: Der Pfeiferturm. Beiträge zur Heimatgeschichte & Volkskunde Bretzens und seiner Umgebung. Beilage zum Brettener Tagblatt. Hornung 1936. Wiederabdruck im Rundbrief des Heimatkreises Oberderdingen, Oktober 1990, Heft 4, S. 158–162, hier S. 159: Sauter reichte es nur „zum hausbackenen Poet“. – Rudolf Stähle, Biedermaier und Biedermeier – zwei literarische Grundgänge. (= Vortrag bei der Eröffnung der Ludwig-Eichrodt-Ausstellung in Karlsruhe am 24. 11. 1992) Typoskr., S. 5: „Sauter, zugegeben ein eher kleines Lumen“. – Banghard (wie Anm. 1), S. 125: „Allerdings muß vermerkt werden, daß er auch während der ersten Schaffensperiode fast Widerliches veröffentlicht hat“. – Zitate dieser Art ließen sich in größerer Zahl beibringen.
- 7 Nach der Offizierssprache und mithin doppelt deplaziert klingt der Titel des Aufsatzes von August Holder, Zur Ehrenrettung S. F. Sauters, Dichter des armen Dorfschulmeisterleins. In: Lehrerheim, Stuttgart 1898, Nr. 43/44.
- 8 Vermutlich hat sich Sauter für die Anfänge seiner dichterischen Tätigkeit eine Legende gebastelt: die Formulierung des Landkrämers – „Schulmeister, machet mir au a Stücke!“ (Vo I) – verweist wohl auf frühere Gedichte (und Melodien) Sauters; diese geben dem Krämermichel die Gewißheit, auch er würde ein Lied dediziert bekommen. – Die Vo-Ausgabe von 1811 hat in ihrem Tübinger Exemplar zwar auch die Formulierung „Ehinger Landkrämer“, aber hier muß es sich um einen Hörfehler Sauters oder einen Druckfehler handeln: die herumziehenden Krämer kamen in aller Regel aus dem dafür berühmten Dorf *Eningen* bei Reutlingen. – Vgl. Angelika Bischoff-Luitlen, Der Schwabe und die Obrigkeit. Nicht nur Gemütvolltes aus alten Akten und schwäbischen Dorfarchiven. Mit einer Einführung von Hermann Bausinger. Stuttgart und Aalen<sup>6</sup> 1985, S. 211 f.; S. 211: „Eningen bei Reutlingen galt damals als die Hausierergemeinde in Württemberg. Die Männer handelten mit Büchern und Landkarten, die Frauen mit Kurzwaren und Strümpfen.“
- 9 Banghard (Wie Anm. 1), S. 108, hat auf die Herkunft von Sauters Frau aus dem württembergischen Unteröwisheim hingewiesen, ebenso darauf, daß zwischen Flehingen und dem nächsten schwäbischen „Flecken“ Derdingen nur vier Kilometer Distanz waren. – Michael Ertz, Samuel Friedrich Sauter



- (1766–1846), der Dichter des Kraichgaus. In: Kraichgau. Beiträge zur Landschaft- und Heimatforschung. Folge 14, 1995, S. 239–251, hier S. 245, stellt zurecht fest: „Das Schwäbische, das er im ‚Krämermichel‘ bringt [...], ist nicht genau lokalisierbar“. – Vgl. den bezeichneten Titel von: Carl Boretzsch, Ein schwäbischer Volksdichter im Badischen. In: Schwabenland Jg. 1898, Nr. 17–21. – Einige kennzeichnende Zitate zum Thema *Schwaben und Badener*, „Schwäbische Schleifer“ (Vo 34); „Söhne des Schwabenlands“ (Vo 35); „Krämermichel / Aus dem Schwabenland“ (Vo 31); „wie mein Weible / Giebts keins im Schwabenland“ (Vo 11); „Badens Stammbaum wachs' und blühe“ (SG 3); „Baden ist ein schöner Garten“ (SG 5); beim Brettenner Melanchthonfest 1830 erscheint auch Geistlichkeit aus Württemberg (SG 25); „wir Nachbarn von den Schwaben“ (SG 52); „Hoch leb' das Großherzogliche Badische Haus!“ (SG 55); „Aufs Wohl von Badens Ehrenmännern“ (SG 155); „Der verschmitzte Schwabe“ (SG 211); „Gut schwäbisch hört es Jeder gern“ (SG 263). – Vgl. weiter zu *Baden*: SG 6, 20, 48, 68, 84, 140, 150, 161, 172; zu *Württemberg/Schwaben*: SG 26, 104, 112, 127, 142, 149, 171, 172, 201, 226, 246.
- 10 Litterer (wie Anm. 6), S. 166, vermutete zu Unrecht eine „geschickte Umdichtung aus ‚Des Knaben Wunderhorn““. – Vgl. den Textabdruck des sechsstrophigen und jeweils achtzeiligen Gedichts unter dem Titel „Wachtelwacht. Fliegendes Blat“ in: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. Teil 1. (= Studienausgabe in neun Bänden) Hrsg. von Heinz Rölleke. Band 1. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1979, S. 150 f. – Die Erläuterungen dazu im Band 4, S. 303–305. – Diese Textfassung, die noch vor Erscheinen der „Wunderhorn“-Anthologie auch Sauter zur Anregung diente, war bereits 1786 von der als Goethes Uraufführungs-Iphigenie berühmt gewordenen Corona Schröter (1751–1802) vertont worden.
- 11 Ohne Bekanntschaft mit Sauter und ohne dessen Nennung als Autor wurde das am 23. Brachmonat [= Juni] 1796 entstandene Gedicht 1803 von Beethoven und 1822 von Schubert vertont. – Von Beethovens Komposition erfuhr Sauter – nach Klausning 1968 (wie Anm. 1), S. 7, erst 1846, kurz vor seinem Tod.
- 12 Eine von mehreren *zersungenen* Versionen von Sauters 25strophigem Gedicht und Lied „Das arme Dorfschulmeisterlein“ bringt Heide Buhmanns und Hanspeter Haeseler „Das kleine dicke Liederbuch. Lieder und Tänze bis in unsere Zeit“ (Schlüchtern 1989, S. 502 f.); der Abdruck der nur sechs Strophen folgt dem Kinderliederbuch „Und weil das Kind ein Mensch ist“ (Hamburg/Frankfurt am Main 1987). – Dem Lied ist vorangestellt: „Da im Kaiserreich die Volksbildung (meist sowieso nur Prügel und Kathechismus auswendig lernen) ganz unten anstand, wurden die Dorfschullehrer miserabel bezahlt. Fast immer übten sie noch andere Tätigkeiten
- aus.“ Auf dieselbe Zeit verweist die Nachbemerkung: „Ein humorvoller Lehrer verfaßte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dieses Lied. Er wurde dafür seines Postens enthoben.“ – Name und Verfasserschaft Sauters sind demnach längst vergessen.
- 13 Theodor W. Adorno, Tabus über den Lehrberuf. In: Th. W. A., Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Helmut Becker 1959–1969. Hrsg. von Gerd Kadelbach. (= suhrkamp taschenbuch 11) Frankfurt am Main 1981, S. 70–87, spricht S. 70 von der „Vorstellung vom Lehrer als einem Hungerberuf“. – S. 71: „Unverkennbar besitzt der Lehrberuf, verglichen mit anderen akademischen Berufen wie dem des Juristen oder des Mediziners, ein gewisses Aroma des gesellschaftlich nicht ganz Vollgenommenen.“ – S. 72: Schopenhauer sah einen „Wesenszusammenhang“ zwischen „Subalternität“ und „ihrer schlechten Bezahlung“.
- 14 Vgl. Banghard (wie Anm. 1), S. 86: „Sauter war 55 Jahre Schulmeister, er wirkte als Mesner, Gerichtsschreiber, Organist, Chorleiter, Steuereinnahmer, Landwirt und hatte zudem noch regelmäßig die Kirchenuhr aufzuziehen und die Glocken zu läuten.“
- 15 Rudolf Schenda hat in seiner Studie „Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910“ (= dtv WR 4282). München 1977, S. 150 ff., darauf hingewiesen, daß der dichtende Lehrer im 19. Jahrhundert – zahlenmäßig nach adeligen Autoren und Pfarrern – eine weitverbreitete Gruppierung darstellte. Die meisten von Sauters schreibenden Kollegen blieben ohne Nachwirkung; ob sie zu ihren Lebzeiten örtlichen oder weitergehenden Ruhm errangen, müßte im Einzelfall untersucht werden. Sauters wenn auch bescheidener Dichterruhm datiert spätestens seit 1811, und er hat sich bis heute gehalten.
- 16 Der ganze Wortlaut ist abgedruckt und kommentiert bei Karl Banghard (wie Anm. 1), S. 112–129.
- 17 Die Vorstellung, daß aus „wilden“ Kindern und Heranwachsenden durch pädagogische Bemühungen domestizierte junge Leute gemacht werden könnten, erscheint ebenso plausibel wie in der Sauter prägenden Zeit unnachweisbar; das jedenfalls ergab die Befragung mehrerer Pädagogikhistoriker. Hat Sauter hier möglicherweise sein eigenes Erziehungsprinzip andeuten wollen?
- 18 Ebensowenig trifft dies auf die Abteilung „Jüdische Stücke“ zu, die in SG 273–282 abgedruckt sind. In den 15 Gedichten, Beobachtungen aus dem Zusammenleben mit der anscheinlichen jüdischen Minderheit in Flehingen, spricht gerade die Dimension eines nie aggressiven Humors für ein entspanntes Miteinander der unterschiedlichen Religionen und Kulturen.
- 19 Sauter nimmt in den SG folgende Berufe in den Blick: Lehrer 117 ff., 120 ff., 175 ff., 218, 237 f., 251 – Schmiede und Wagner 106 f. – Wirte 107, 209 f. – Küfer 107 f. – Krämer 109., 110., 112 f., 113 ff., 115 ff. – Steinhauer 164 f. – Maurer 165 – Schneider



- 167 ff., 195 f., – Tagelöhner 171 f. – Tierarzt 186 – Kutscher 186 f. – Äpfelfrau 187 – Pfannenflicker 188 f. – Bauern 199, 201 – Bassist 201 – Holzmesser 206 – Komponist 202 – General und Erzbischof 206 – Rektor und Hirtenknabe 207 f. – Fruchtmesser 229 f. – Bettler 232 – Bäcker 233, 234 ff. – Chirurgen 250 – Klavierstimmer 267 ff. – Brillenju-  
de 280.
- 20 Für Sauters Beurteilung seiner eigenen Gedichte genügte eine unkommentierte Auflistung einiger Zitate: „meine sämtlichen Dichtereyen“ (Vo I); „mache ich auf den Namen eines Dichters keinen Anspruch (Vo III f.); „meine geringen Verse“ (Vo IV); „Es kostet wahrlich manches Weh, / Bis nach und nach die Verse fließen.“ (Vo I); „Stundenlang den Kopf zerbrechen“ (ebd.); „Daher entstehen so viele schlechte / Und schale, kahle Reymereien“ (ebd.); „keyn einzig Wörtlein witzelt“ (ebd.); „Wenn unser Dichterferd soll traben, / So muß es Laun und Muse haben.“ (Vo 2) - in SG 217 korrigiert Sauter in „Muße“; „Auch manchen Reim hat er gefügt“ (SG 16); „den Dichter würde es beschimpfen“ (SG 45); „Möchte doch der Dichter Viele rühren“ (SG 46); „An meinen Versen feilen“ (SG 228); „der alte Poesirer“ (SG 260).
- 21 Das Hören von Sauters Gedichten dürfte die bei weitem überwiegende Rezeptionsform gewesen sein, denn der Großteil seiner Strophen blieb vor 1845 ungedruckt; das dann vorliegende Buch war aber zu teuer, um allzu weit verbreitet werden zu können.
- 22 Die Eigenschaft der *ataraxia* wurde bereits bei den Griechen als Seelenruhe und Gleichmut zur Vorstufe der gänzlichen Glück verbürgenden Eudämonie erklärt, vor allem von Epikur.
- 23 Sauters Verhältnis zu Gott geht aus den erwähnten und den folgenden Zitaten hinlänglich hervor: „Wir wollen Gott allein die Ehre geben“ (Vo 73); „Preis, Jesu dir, dem Höllenüberwinder“ (Vo 4); „Mein erstes Wort sei Preis und Dank / Dem Vater in der Höhe“ (SG 89). – Vgl. auch die Gedichttitel „Loblied auf die Allmacht Gottes“ (SG 325), „Aufruf zum Lob Gottes“ (SG 337) und „Vom Daseyn Gottes“ (SG 347). – Zusätzlich zu den gedichtinternen Bekundungen einer unaufgesetzten Gläubigkeit sind zum einen die immer wieder innerhalb der Gedichte in Klammern beigefügten Bibelstellen und zum anderen Sauters Psalmen-Übertragungen zu nennen; 17 von diesen sind in den „Sämtlichen Gedichten“ abgedruckt. – Seit dem 14. Jahrhundert gibt es Prosaübertragungen der Psalmen; Luther formt 1534 acht von ihm übersetzte Psalmen in Volksliedstrophen um; der Reimpсалter von J. Aberlin umfaßt 1537 bereits 30 Autoren, u. a. Burkhard Waldis, auf den Sauter Bezug nimmt (SG 185). – Vgl. auch SG 25, 48, 61, 80, 85 f., 91, 94, 125, 161, 163, 170 (Maß), 173, 243 (Theodizee).
- 24 Ob der „Bauspruch für einen Zimmergesellen“ nur für schwäbische Zunftgenossen gedichtet wurde? Im Badischen hätte jedenfalls die Zeile „Vivat, unser König lebe!“ (SG 104) keinen Sinn gemacht.
- 25 Zu fragen bleibt, ob die „Lehrer“ hier inmitten der lokalen Würdenträger selbstverständlich und zu-  
recht genannt werden – oder ob sich nicht eher eine Hoffnung zeigt, vergleichbar jener im satirisch-  
utopischen Gedicht „Der ehrwürdige Schullehrer“  
(SG 120 ff.)?
- 26 Klausling 1968 (wie Anm. 1), S. 7; an anderer Stelle, S. 10, sieht Klausling „Ausschweifungen patriotisch aufgeputzten Kriechertums“. – Anlaß- oder Gelegenheitsgedichte tendieren nicht allein bei Sauter zu hohlem Pomp oder zu bestenfalls liebenswerten Banalitäten; des freilich noch sehr jungen Friedrich Hölderlin Maulbronner Begrüßungs-„Gedicht, / womit bei der höchstbeglückten Ankunft / Ihre herzoglichen Durchlaucht / der Frau Herzogin von Württemberg / Franziska / in dem Kloster Maulbronn / seine untertänigste und tiefste Devotion / bezeugen / und sich Höchstdero Durchlaucht zu höchster / Huld und Gnaden untertänigst empfehlen wollte / J.Ch.F.H.“, zählt zurecht nicht zu seinen meistzitierten Poemen. Kein noch so gerühmter Dichter leistete Unvergängliches, wenn er in ‚kolorierende‘ Pflicht genommen wurde. – Nur: bei den meisten Dichtern waren diese Anlaß-Adressen die seltene Ausnahme; bei Sauter hingegen bilden sie nicht nur einen Großteil seines lyrischen Werks, sondern sie haben auch das Zustandekommen ‚freier‘ Lyrik verhindert und erstickt. – Zur Obrigkeit vgl. SG 68, 82, 85, 104.
- 27 Dieselbe Schreibweise verwendet auch Schubart, etwa in seiner „Deutschen Chronik“ im 43. Stück vom 25. 8. 1774. Zit. nach: Hölderlin zum 200. Geburtstag. Eine Ausstellung des Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N. [Kat.] Stuttgart 1970, S. 18.
- 28 Zu ihrer nahezu einhelligen Abwendung vgl. die umfangreiche Textsammlung von Claus Träger (Hrsg.), Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur. Frankfurt am Main 1975.
- 29 Mutmaßlich war das Knittlinger Mitglied der Lehrer-Lese-gesellschaft ein Mann, den Justinus Kerner als energischen Beförderer seiner mangelhaften Lateinkenntnisse einige Monate zum Gastgeber hatte und den er im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ nicht gerade als liebevollen Familienvater beschrieb; vor allem züchtigte er seinen Sohn Gottlieb (1783–1835). Mit dessen über Heidelberg nach Karlsruhe führender Buchhändler- und Verleger-Karriere dürfte der rabiate Präzeptor Gottfried Braun (1756–1817) jedoch einverstanden gewesen sein. Daß er Sauter auf die familiäre Publikationsmöglichkeit hingewiesen haben könnte, läßt sich denken. Umgekehrt nämlich fiel es schwer, sich Sauters Veröffentlichung von 1811 bei einem damals noch recht unbekanntem Verleger in Heidelberg erklären zu können. – Im selben Jahr 1811 erschienen bei Braun in Heidelberg Kerners „Reise-schatten“. – Vgl. Georg Richter, Gottlieb Braun, ein Verleger mit Weitblick und Unternehmungsgeist. In: G. R., Im Dienste von Wissenschaft, Erziehung, Kunst und Wirtschaft 1813–1953. [Der Verlag G. Braun] Karlsruhe 1953, S. 15–19.



- 30 Vgl. SG 228: „mit Bedacht und ungestört / An meinen Versen feilen“.
- 31 Erstaunlich viele Gedichte, die vor 1800 entstanden waren, hat Sauter in die Ausgabe von 1811 nicht aufgenommen und erst 1845 publiziert: „Die entzückte Gemeinde Flehingen“ [16. 5. 1796] SG 37–40; „Des Krämermichels Sohn“ [1796] SG 112f.; „Gassenlied für die Flehinger Bursche“ [1778] SG 166f.; „Aufruf zur Landwehr“ [1794] SG 170f.; „Der überreiner Krieg“ [13. 9. 1793] SG 239f.; „Der Frost am 2. Juni 1793“ – SG 243; „Das große Sterben“ [April 1794] SG 245ff.; „Die Flucht“ [am 22. Januar 1794] SG 248f.; „Einladung zur Kirchweih“ [Martini 1794] SG 265f.; „Antwort desselben“ SG 266; „An einem Kommunionstage“ [19. 5. 1793] SG 326f.; „Nachtlied“ [19. 2. 1794] SG 345f.
- 32 Reinhard Wittmann, *Geschichte des Deutschen Buchhandels. Ein Überblick*. München 1991, betont S. 189 das Ständeübergreifende dieser Vereinigungen; für die Flehinger Lesegesellschaft mit ihren Lehrern und Pfarrern trifft dieses Moment nicht zu.
- 33 Vgl. N. N., *Nachricht von der Errichtung und dem Fortgange einer neuen Lesegesellschaft für Schullehrer*. In: *Der neue Landschullehrer*. Bd. 2, Tübingen 1803, S. 126–131.
- 34 Über die 135 im Vorwort „An den Leser“ aufgelisteten Autoren der Lesegesellschaft hinaus erwähnt Sauter in den SG noch folgende Autoren: Burkhard Waldis 185, Vorholz 249, den Verfasser der „Lyra klänge“ 251, Gellert 270, den Verfasser von „Stunden für die Ewigkeit gelebt“ 284, den Verfasser der „Schulwahl von Blindheim“ 286, Schoder, Bürger, Fichte 286, Seybold 287 und Klopstock 327; hinzu kommt Huber in Vo VII. – Sauters Lese-Radius ist also schon beträchtlich zu nennen, wenn auch die von ihm genannten Autoren große Unterschiede in der dichterischen Qualität und der literarhistorischen Bedeutung aufweisen.
- 35 Manche Reime Sauters dürfen als tollkühn gelten, wenn man sie nicht eher als Hilflosigkeiten ansehen möchte. Vgl. Karl Hesselbacher, *Silhouetten neuerer badischer Dichter*. Heilbronn 1910, S. 18: „Reimereien [...] wie ein Stoppelfeld“. – Einige Beispiele: Schleifer drehn / Grazien (Vo 49). – Die folgenden Beispiele entstammen den SG: Prinzessinen / Wohl ergehn (4). – Gar zu weh / Kräftige (23). – Gläser / Esser (29). – Klosterwirth / inspirirt (35). – Zweier Staaten / Und an Baden (43). – Und Conradi / Herzenslady (47). [!] – Verbessert / Vergrößert (87). – Persien / Lang zu seh'n (41). – Mit Lust zu sehn / Aus Indien (42). – Und noch größer / Amtsassessor (77). – Stroh und Futter / Unglücksbruder (82). – Geschöpfe / Fußstapfe (337). – Als Mißgriff anderer Art sei erwähnt, daß Sauter die Eigenprägung „Pestmama“ für die Cholera gebraucht (SG 247).
- 36 Daß Sauter die Auftragsgedichte willkommen gewesen wären, um mit ihrem Erlös die Haushaltskasse aufzufüllen – so vermutet Vögely (wie Anm. 6), S. 119 –, wird auch außerhalb der schwäbischen Sparsamkeitsgrenze nicht anzunehmen sein. Zudem hätte Sauter eine Honorierung seiner Gedichte gewiß als Kränkung empfunden.
- 37 N. N. [Eichrodt/Kußmaul], *Auserlesene Geschichten von Weiland Gottlieb Biedermaier, Schulmeister in Schwaben, und Erzählungen des alten Schartenmaier*. Mit einem Anhang von Buchbinder Horatius Treuherz. In: *Facsimile Querschnitt durch die Fliegenden Blätter*, eingeleitet von Erich Pfeiffer-Belli, hrsg. von Eva Zahn. Bern, Stuttgart, Wien o. J., S. 108.
- 38 Klausing 1968 (wie Anm. 1), S. 7: „Überall guckt uns der knitze Schalk des vergnügten Dorfschulmeisterleins über die Schulter“. – Nach Siegert (wie Anm. 5), S. 127, gilt es gar, „einen komischen Dichter wiederzuentdecken“.
- 39 Die Schreibweise mit „ai“ wurde erst etwa ein halbes Jahrhundert später in die heutige mit „ei“ verändert.
- 40 Schon als Blaubeurer Seminarist pflegte Friedrich Theodor Vischer unter dem Pseudonym Philipp Ulrich Schartenmayer den Bänkelsängerton; Beispiele aus dieser Zeit bringt Fritz Schlawe, *Friedrich Theodor Vischer*. Stuttgart 1959, S. 14 ff. – Nach über 50 Jahren erinnerte sich Vischer seines alten Tons und veröffentlichte 1874 „Der deutsche Krieg 1870/71. Ein Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer, herausgegeben von einem Freunde des Verewigten“.
- 41 Vgl. Gerhard Hermann Mostar (Hrsg.), *Friederike Kempner, Der schlesische Schwan. Das Genie der unfreiwilligen Komik*. (= dtv 292) München 1972.
- 42 N. N. [Eichrodt/Kußmaul] (wie Anm. 37), S. 109.
- 43 1869, 1890 und 1911 – jeweils in der Schreibweise mit „ai“ – erschien „Das Buch Biedermaier“, das sich in einen eher gedachten als vorhandenen Sauter-Ton einzuschwingen versuchte und bei diesen Bemühungen nicht selten die Gefilde des Lällischen streifte. – Vgl. Horst Brandstätter, *Schau, dort spaziert Herr Biedermaier*. Aus der Vita des schwäbischen Dorfschulmeisterleins Samuel Friedrich Sauter. In: *Stuttgarter Zeitung*. Die Brücke zur Welt, 8. Juli 1978: „Es ist gerade ‚das naïv Komische‘, nach Vischer die erste und unterste Stufe des Komischen, das die blauäugigen Sauterschen Produkte selbst dort noch überlegen erscheinen lassen, wo sich Eichrodt (oder Kußmaul) darum bemühen, durch ‚Verbesserungen‘ oder Ergänzungen das Original an Witz zu übertrumpfen.“
- 44 Vgl. Pfaus Verse: „Schau, dort spaziert Herr Biedermaier, / Und seine Frau, den Sohn am Arm; / Sein Tritt ist sachte wie auf Eier, / Sein Wahlspruch: Weder kalt noch warm.“ – Zit. nach: Brandstätter (wie Anm. 43).
- 45 Vgl. den Titel der Untersuchung von Siegert (wie Anm. 5).
- 46 Sauter als „geistigen Vater [...] des Biedermaier“ zu benennen – wie es Klausing 1955 (wie Anm. 1), S. 3 unternimmt –, bezeichnet Siegert (wie Anm. 5), S. 115, zurecht als „an Rufmord“ grenzend.
- 47 In den SG werden die folgende Städte weiterer Entfernung genannt: Heidelberg (32), Mannheim



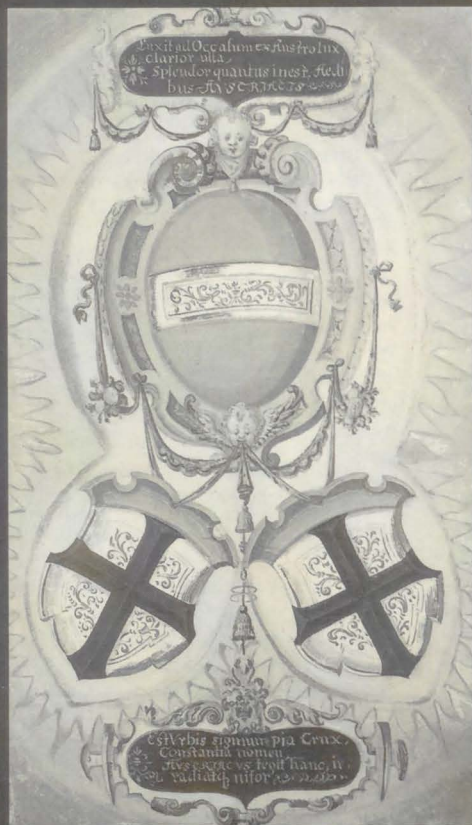
- (254), Ulm (204), Stuttgart (204), Ingolstadt (203), Linz (204), Leipzig (36, 204), Nürnberg (51), Basel (73, 141), Amsterdam (141), Brüssel (141), Rom (183), Paris (15), Stockholm (141), Baltimore (15, 155, 157).
- 48 Der Terminus des „poetischen Realismus“ stammt aus den Shakespeare-Studien von Otto Ludwig (1871) und steht für die typische idyllisch-resignative Ausrichtung des deutschen Realismus.
- 49 Vgl. Theodor Fontane, Heiteres Darüberstehen. Familienbriefe. Neue Folge. Hrsg. von Friedrich Fontane. Berlin 1937. – Das von allen Fontane-Kennern als gängig angesehene Zitat konnte weder von der Fontane-Gesellschaft noch vom Fontane-Archiv genau nachgewiesen werden.
- 50 In den SG werden genannt: Pfennigmagazin (29), Merkur (43), Lahrer Kalender (154), „Zeitungsblatt“ (258), „Dorfzeitung“ und „Volksblatt“ (259), „Blatt fürs Dorf“ „aus Hildburghausen“ (260). – Unverständlich erscheint deshalb der Kommentar von Klausung 1968 (wie Anm. 1), S. 10, Sauter sei „unbekümmert in seiner pastoralen Romantik um das, was draußen in der weiten Welt geschieht.“ – Oberderdingens Bürgermeister Erwin Breitingen verdanke ich nähere Informationen über das thüringische Hildburghausen; dorthin wurde, zwei Jahre nach seiner Gründung in Gotha, Joseph Meyers „Bibliographisches Institut“ verlegt, das neben dem „Konversationslexikon“ auch preiswerte Klassikerausgaben publizierte. Schon früher hatte der Schulreformer Carl Ludwig Nonne die „Hildburghäuser Dorfzeitung“ herauszugeben begonnen, deren Verbreitung im gesamten deutschsprachigen Raum heute staunen machen muß.
- 51 Vgl. Sauters Gedicht „Abschied der Auswanderer“ (SG 156). – Vgl. hierzu Karl Moersch (Hrsg.), Ein Unterthan, das ist ein Tropf. Politische Lieder der Schwaben aus zwei Jahrhunderten. Pfullingen 1985, S. 31–43; ausführlicher Kommentar: S. 44–51.
- 52 Kilian (wie Anm. 1), S. XXX, nennt Sauter einen „Volks- und Bauernsänger“, was bei Klausung 1968 (wie Anm. 1), S. 13, zu einem „Bauernsänger pur sang“ wird.
- 53 Vgl. etwa die Gedichte „Morgenlied“ (Vo 6), „Wiegenlied“ (Vo 12) oder „Wachtelschlag“ (SG 123).
- 54 Vgl. „Vergiß mein nicht (Gedicht einer Braut an ihren Bräutigam)“ (SG 220); „Antwort des Bräutigams auf das erhaltene Gedicht“ (SG 221); „Die Männerfeindin an Mädchen“ (SG 222); „Der Weiberfeind an Jünglinge“ (SG 223); „Abschied einer geliebten Tochter“ (SG 226f.). – Vgl. auch eine ganze Reihe von möglicherweise im Auftrag verfaßten Gedichten, etwa „An Luise“ (Vo 45); „Abschied von der Geliebten“ (Vo 46); „Bitte um Schnee im Namen eines Mädchens“ (Vo 47). – Eine Reimspielerei eigener Art stellt das Gedicht „Das gescheide Kind“ dar, bei dem sich alle Verse auf *-eit* und klangähnliche Endungen reimen (SG 224 ff.). – Einen weiteren Sonderfall bilden die Distichen der „Freundschaftlichen Worte an unsere Lesegesellschaft“ (SG 282f.).
- 55 Rudolf Stähle (wie Anm. 6), hat darauf hingewiesen, daß der 1896 erschienene „Meyer“ den Begriff *Biedermeier* noch nicht kannte; erstmals erschien er in dieser Enzyklopädie 1906.
- 56 Wenn sich Sauter 1811 im Vorwort „An den Leser“ an diejenigen unter den 135 Autoren wendet, „welche noch leben“ (Vo VI), dann wird auch daraus deutlich, daß seine literarischen Vorlieben im 18. Jahrhundert lagen und daß die Lesebibliothek nicht etwa aus relativ jungen Gegenwartsautoren bestand.
- 57 Die Meinung von Michael Ertz (wie Anm. 9, S. 244), Sauter habe Schubart auf dem Asperg nicht sprechen können, wird durch häufige Besucher Schubarts (u. a. auch Schiller) widerlegt; für die Auskunft Horst Brandstätters sei hier gedankt. – Über Sauters Besuche beim gefangenen Christian Friedrich Daniel Schubart – „öfters“ sei er bei ihm gewesen und hätte aus seinen damals erschienenen „Gedichten aus dem Kerker“ (1785) „die ersten poetischen Gedanken“ empfangen (SG V) – wüßte man gern Näheres. Erstaunlich muß bleiben, daß der nicht gerade obrigkeitfromme Schubart thematisch auf Sauter ohne Wirkung blieb.
- 58 Sauter ist auf den Tag genau sieben Tage nach Schiller geboren. Hölderlin kam vier Jahre nach Sauter zur Welt. – Diese Hinweise stehen stellvertretend, um auf die Geburtsjahre mehrerer Autoren aufmerksam zu machen, die mit Sauters Geburtsjahr verglichen werden sollten, um seine nicht nur adoleszente Einbindung ins 18. Jahrhundert deutlich zu machen.
- 59 Vgl. Anm. 31.
- 60 „Leuchttürme“ ist eine seit dem späten 19. Jahrhundert häufige, offenbar nicht einem einzelnen Autor zuzuweisende Metapher vor allem innerhalb der Diskussion um den Naturalismus. Diese Literaturkritik stammte weder von angesehenen Berühmtheiten noch hatte sie stofflich anderes im Blick als die alltägliche, schon in bloßer Mimesis provokative Wirklichkeit der kleinen Leute.
- 61 Gotthold Ephraim Lessing, Die Sinngedichte an den Leser. In: Lessings Werke. Hrsg. von Franz Bornmüller. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Erster Band. Leipzig und Wien o. J. 1. Band, S. 76.
- 62 Die ursprüngliche Schreibweise „zu Frieden“, etwa bei Luther, kennzeichnet dem Grimmschen Wörterbuch zufolge einen beendeten Streit und sowohl äußere als auch innere Ruhe. – Zur Zufriedenheit vgl. in den SG: 61 (91), 99, 125, 152, 163; zur Unzufriedenheit: 237, 238. – Im bürgerlichen Trauerspiel des späteren 18. Jahrhunderts kommt es beim (ehelichen) Zusammentreffen von Adel und Bürgertum zum nicht auszugleichenden Konflikt von ‚nimmersatter‘ Gier und Verschwendung einerseits und genügsamer Zufriedenheit andererseits; vgl. etwa Gustav Friedrich Wilhelm Großmann, „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ (1780).
- 63 Vgl. Albert Camus, Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde. Mit einem kommentie-

- renden Essay von Liselotte Richter. (= rde 90) Hamburg 1959, S. 125: „Ich revoltiere, ich lehne mich auf – also *sind wir*.“
- 64 Renate Begemann im Kommentarteil des Ausstellungskatalogs „Ludwig Eichrodt 1827–1892“ (wie Anm. 6), S. 199.
- 65 Im Zusammenhang mit der Vorstellung der Zufriedenheit vgl. auch die Gegensatzpaare Land/Stadt (SG 238) sowie reich/arm (SG 103).
- 66 Kilian (wie Anm. 1), S. XXVI, hebt für Sauter das „Maaß“ als zentrale Richtkategorie hervor.
- 67 Die berühmte Formulierung „Männer machen die Geschichte“ stammt aus dem I. Band von Heinrich v. Treitschkes „Deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert“ (1879). – Sauter jedoch, wie Klausung 1968 (wie Anm. 1), eine „Flucht nach Innen“ zu bescheinigen und ihn als „introvertierten Menschen“ zu bezeichnen (S. 9), erscheint ebenso falsch wie desselben Autors im Anschluß an Kilian (wie Anm. 1), S. XXIV, getroffene Feststellung, Sauter habe „Anschluß ans literarische Leben seiner Zeit“ gesucht (S. 12). – Für die zweite Behauptung fehlen die Quellen; der ersten widersprechen sie geradezu.
- 68 Vgl. Anm. 48 zu Otto Ludwigs in ähnliche Richtung gehender Formulierung „poetischer Realismus“.
- 69 Vgl. Günther Mahal, *Naturalismus*. (= Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert, Bd. 1; = UTB 363) München 31996.
- 70 Längere Suche führte sicherlich zum Autor der „Lyra Klänge“ (SG 251) oder jenem der „Stunden für die Ewigkeit gelebt“ (SG 284). – Ohne die ehemalige Ausleihbibliothek zur Hand zu haben, gelänge wohl die Identifizierung aller 135 genannter Autoren nur bedingt, ihrer Werke oft gar nicht, weil sich unter den – hier trifft die Etikettierung oft zu – *poetae minores* ausgesprochene Vielschreiber befanden. – Die Teilnehmer der Lesegesellschaft und des Kürnbacher „Kränzchens“ im einzelnen zu identifizieren, erbrächte zwar keine Namensgalerien von immer landesweiter Importanz, aber doch sicherlich eine auch für andere Zwecke nicht unwichtige Kulturträgerschaft im Kraichgau des frühen bis mittleren 19. Jahrhunderts. – Auch die von Sauter gelesenen Zeitungen könnten zum Vergleich mit seinen (gesellschafts)politischen Aussagen herangezogen werden, vor allem auch zur Feststellung, wie rasch er auf Veröffentlichtes reagierte. – Schließlich wäre ein durchgängiger Vergleich der 1811 wie 1845 gleichermaßen aufgenommenen und zuweilen über Kleinkorrekturen hinaus veränderten Gedichte ein Desiderat. – Dank der Vermittlung von Frau Dr. Renate Begemann von der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe kann eine Trouvaille präsentiert werden: ein Mitglied der Familie Eichrodt stellte einen Stammbaum zur Verfügung, der in Verbindung mit dem Badischen Dienerbuch von 1846 in der Familie Eichrodt mehrere im Forstdienst stehende Mitglieder ermitteln ließ. Nach Bretten kam der Forstmeister – nicht Bezirksförster, wie Sauter (SG 27) karrierefördernd annimmt – Christian Friedrich Eichrodt (1801–1847) im Jahr 1834; 1837 wurde er nach St. Blasien versetzt. Sein Vater war gleichfalls Forstmeister und in Karlsruhe tätig: August Ludwig Eichrodt (1760–1829). Dessen Bruder Carl Friedrich Eichrodt (1754–1813) war der Großvater von Ludwig Eichrodt (1827–1892). – Sauters Gruß nach Bretten galt also einem Onkel des Mannes, der ihm wenige Jahre nach seinem Tod durch die beabsichtigte Parodie seiner Gedichte zur Patenschaft einer ganzen Epoche verhelfen sollte!
- 71 Gottfried Benn, *Probleme der Lyrik*. In: G. B., *Essays, Reden, Vorträge*. (= Gesammelte Werke in vier Bänden, Bd. 1) Wiesbaden 1962, S. 494–532, hier S. 505.

Anschrift des Autors:

Dr. Günther Mahal  
Kunst-Museum und Kunst-Archiv  
Kirchplatz 2  
75438 Knittlingen





Die verdrängten Jahrhunderte

## Konstanz als österreichische Stadt 1548 - 1806

Konstanzer Museumsjournal

Anlässlich des tausendjährigen Jubiläums von Österreich in diesem Jahr erinnert das Rosgartenmuseum Konstanz an die rund zweieinhalb Jahrhunderte österreichischer Herrschaft über die Stadt.

Katalog zur Ausstellung: Konstanz als österreichische Stadt 1548–1808.

# Von der Euthanasie zur Eliteerziehung

Die Napola Reichenau 1941 – 1945

## ALLGEMEINES

Am 10. Dezember 1940 hielt Adolf Hitler in Berlin vor den Rüstungsarbeitern der Borsig-Werke eine Rede, in der er zum ersten und einzigen Male auch die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten (Napola, NPEA) erwähnte: „Wir haben unzählige Schulen, Nationalpolitische Erziehungsanstalten und Adolf-Hitler-Schulen usw. In diese Schulen holen wir die talentierten Kinder herein, die Kinder unserer breiten Massen, Arbeitersöhne, Bauernsöhne, deren Eltern es niemals bezahlen könnten, daß ihre Kinder ein höheres Studium mitmachen. Die kommen hier allmählich herein und werden hier weitergebildet, und sie werden später einmal in den Staat hineingeführt, kommen in die Ordensburgen und in die Partei. Sie werden einmal die höchsten Stellen einnehmen, wir haben hier große Möglichkeiten, diesen Staat so ganz von unten her aufzubauen. . .uns schwebt ein Staat vor, bei dem in Zukunft jede Stelle vom fähigsten Sohn unseres Volkes besetzt sein soll, ganz gleichgültig, wo er herkommt. Ein Staat, in dem die Geburt gar nichts ist und Leistung und Können alles“<sup>1)</sup>

Diese Sätze Hitlers waren der öffentliche Startschuß für eine Welle von Neugründungen von Napolas im Jahre 1941, zu denen auch Reichenau, d. h., die ehemalige Heil- und Pflegeanstalt bei Konstanz, gehört. Entstanden sind die ersten Schulen im April 1933, ihr Vorläufer waren die preußischen Kadettenanstalten, die durch den Versailler Vertrag verboten und als „staatliche Bildungsanstalten“ in Preußen fortgeführt wurden. Sie dienten der Unterbringung von Kriegswaisen, Kindern von Kriegsversehrten und von Deutschen aus abgetretenen Gebieten. Bis 1935 stieg ihre Zahl in Preußen auf 11 an. Eine gesetzliche Grundlage

gab es nicht, auch kein einheitliches Konzept. Ihre Funktionen waren lange unklar, so daß die anfängliche Bewerberwelle bald wieder nachließ und die Vorschläge der Schulen und die Musterungsfahrten der Anstalten ein größeres Gewicht bekamen. Die Aufgabe der Schule war die Nachwuchssicherung für Führungspositionen, neben der Schulbildung standen ein breites Sportangebot, Geländespiel, Muisches und Weltanschauung auf ihrem Programm. Lehrer und Schüler waren uniformiert, die Schulen autoritär strukturiert. Klassen hießen Züge, die Schüler Jungmannen, die Lehrer Erzieher und hatten Ränge wie Zugführer und Hundertschaftsführer. Außerhalb Preußens gründeten lediglich Anhalt, Sachsen und Württemberg (Backnang 1934 und Rottweil 1936) eigene Napolas. Im Jahre 1936 übernahm SS-Obergruppenführer August Heißmeyer das Amt eines Inspektors für die Napolas innerhalb des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Die Napolas blieben aber stets Staatsschulen, im Gegensatz zu den konkurrierenden Adolf-Hitler-Schulen, die der Partei, nämlich der Deutschen Jugendführung und der Deutschen Arbeitsfront, unterstanden. Heißmeyers Parolen hießen „Ehre ist Zwang genug“, „Mehr sein als scheinen“, „Glauben, Gehorchen und Kämpfen“, „Lebensbehauptung ist höchstes Lebensgebot“, „Männer machen die Geschichte. Und wir machen die Männer“. Die Schulen orientierten sich ab 1937 in ihrem Lehrplan an der achtjährigen Deutschen Oberschule. Zum Unterricht hinzu kamen Auslandsfahrten, auch Austauschaufenthalte einzelner Schüler, Wander- und Skifahrten, Arbeitseinsätze in der Landwirtschaft und im Bergwerk, HJ-Dienst, lokale und überregionale Sport- und Felddienstwettkämpfe. In voll ausgebauten Napolas konnten die Schüler



den Motorrad-Führerschein, Reiterschein, Segelschein oder Segelfliegerschein erwerben.

Auf eine Bewerbung folgte eine einwöchige Aufnahmeprüfung in den Schulfächern, im Sport einschließlich Mutproben, im Sozialverhalten und den musischen Anlagen, dann eine halbjährige Probezeit. Und was vor allem zum elitären Charakter der Napolas beigetragen haben dürfte, war die Regelung, daß es keine Repetenten gab, was die Schüler unter starken Druck setzte.

Im Krieg nahm die vormilitärische Ausbildung zu, auch der Einfluß der SS, doch waren die Absolventen nicht auf eine Waffengattung oder die Waffen-SS festgelegt. Sie blieben auch in ihrer Studien- und Berufswahl frei.<sup>2)</sup>

## NEUGRÜNDUNGEN IM SÜDWESTEN 1941

Geplant war nun 1941, daß von da an jedes Jahr zehn neue Napolas gegründet werden sollten, auch um den Nachwuchs an Offizieren für Wehrmacht und Waffen-SS zu sichern. Doch wurde diese Zahl nur in diesem Jahr eingehalten, in den folgenden Jahren wurden nur noch wenige Schulen eingerichtet. Überwiegend lagen die neuen Schulen in besetzten Gebieten, am Rande des Reichs oder gezielt in stark katholischen Regionen. Es wurden jetzt auch einige wenige Napolas für Mädchen in Österreich, Holland und Luxemburg geschaffen. Diese hatten den gleichen schulischen Lehrplan, doch wurde der Felddienst durch Gartenbau, Hauswirtschaft und Säuglingspflege ersetzt.

Gebäude gab es genug, sei es kirchliche Einrichtungen oder aber Heil- und Pflegeanstalten, die nach den Euthanasieaktionen requiriert wurden. Alle Neugründungen im Südwesten trugen diesen Makel, ihren Standort der Räumung von Heilanstalten oder gar der Tötung von Geisteskranken zu verdanken, nämlich Reichenau, Illenau bei Achern und Rufach im besetzten Elsaß. Der Fall Rufach liegt etwas anders. Hier hatten die Franzosen bei Ausbruch des 2. Weltkrieges die Patienten in Anstalten in Mittel- und Südwestfrankreich verlegt, und die Deutschen nahmen nach der Besetzung diese Patienten natürlich nicht zu-

rück, sondern verfügten über die leeren Gebäude.

In Rufach für Jungen und Achern/Illenau für Mädchen wurden im Herbst 1940 zunächst Schulen für Kinder aus Südtirol, deren Eltern für Deutschland optiert hatten, eingerichtet, sogenannte „Reichsschulen für Volksdeutsche“, die Himmler unterstanden. In Rufach erwartete man 1941 noch weitere Schüler aus Südtirol, aus Bessarabien, der Bukowina und, nach dem Endsieg, gar Deutsche aus Südamerika. Nach Illenau kamen auch polnische Mädchen zur „Eindeutschung“. An beiden Orten wurden im Frühjahr 1941 auch Napolas gegründet, in die auch Bewerber aus der Region aufgenommen wurden, wie die Mitteilungen in der Konstanzer „Bodensee-Rundschau“ zeigen. Rufach hatte im Schuljahr 1941 in der Reichsschule etwa 150 und in der Napola bereits 100 Schüler. In Illenau waren in der Reichsschule fast 100 Mädchen, in der Napola aber nur 25. In den folgenden Jahren erscheint diese Napola nicht mehr im offiziellen „Wegweiser durch das Höhere Schulwesen des Deutschen Reiches“, diese Mädchen wurden in die Napola Kolmarberg in Luxemburg weitergeschickt, deren oberste Klasse aus der österreichischen Mädchen-Napola Hubertendorf-Türnitz kam. Allein dieses Verschieben von ganzen Klassen zeigt schon, welch geringe Rolle die individuelle Erziehung in diesem System hatte.

Durch einen Staatsakt in Backnang am 22. April 1941 wurden sämtliche Napolas in Deutschland zu Reichsschulen erklärt und dem Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung unterstellt, was den Württembergern gar nicht schmeckte. Die Feier, bei der Reichsminister Bernhard Rust sprach, wurde im Rundfunk übertragen. Inspekteur Heißmeyer veröffentlichte im Stuttgarter „NS-Kurier“ unter dem Titel „Erziehung zur soldatischen Moral“ eine Beschreibung der Ziele der Napolas. Danach handelte es sich um eine „echte, allseitige Erziehung begabten Nachwuchses in der Gemeinschaft“, um eine „möglichst alle menschlichen Kräfte umfassende Gesamterziehung in einer festgefügtten Gemeinschaft, die als politische Erziehung im tiefen Sinne dieser Worte stets typenprägende und mannschaftsformende Erziehung mit der Kraft echter Lebensgeborgenheit ist.“<sup>3)</sup>



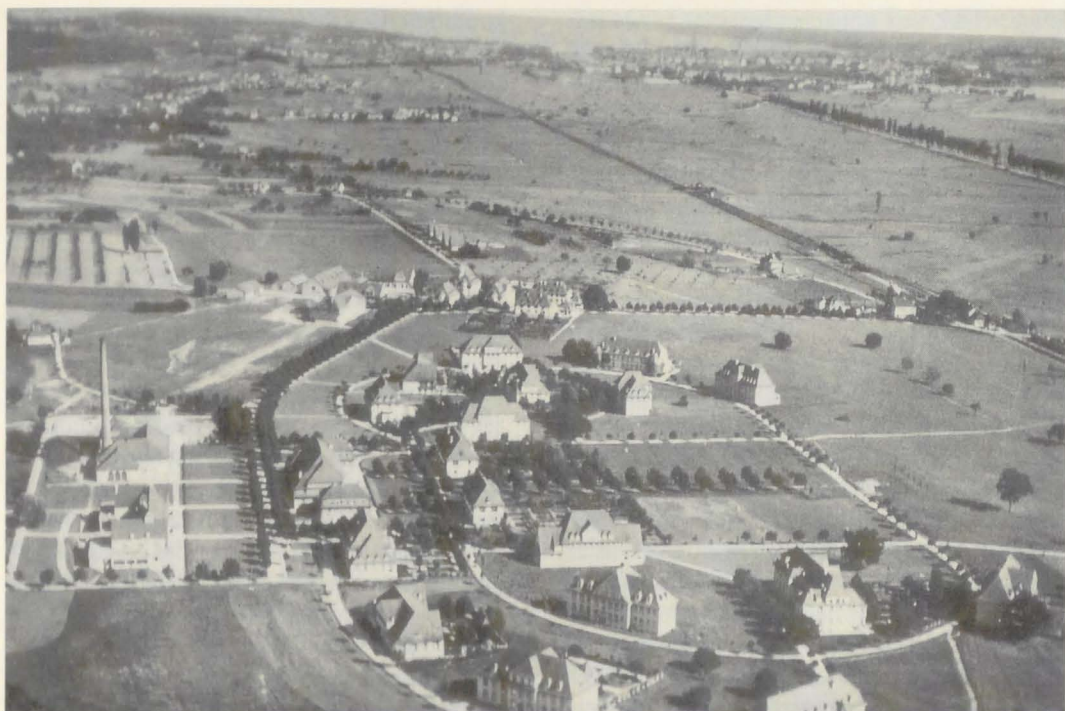


Abb. 1: Die Heil- und Pflegeanstalt Reichenau bei Konstanz. Am oberen Bildrand Konstanz und der Bodensee. Rechts die Straße zur Insel Reichenau. (Luftbild der 20er Jahre)

## VON ROTTWEIL NACH REICHENAU

Bei den Neugründungen wurde das Prinzip der Filialgründung praktiziert. Backnang betreute Rufach, Rottweil brachte Reichenau in Gang. Insofern ist es sinnvoll, auf die Gründung der württembergischen Anstalten einzugehen. Schon die Zeitgenossen beschäftigte es offensichtlich, warum diese Schulart vor 1941 in Süddeutschland ausschließlich in Württemberg eingerichtet wurde. Beim Staatsakt von Backnang hat der württembergische Kultminister Mergenthaler diese Frage so beantwortet: „Das hat einen tieferen Sinn. Im schwäbischen Stamm hat die Auslese und damit der Aufstieg der wirklich Tüchtigen und Begabten immer größtes inneres Verständnis und eine pflegliche Stätte gefunden. Der echte deutsche Sozialismus, der den Menschen wertet nach seiner Leistung, unabhängig von Rang und Stand, von Geld und Gut, liegt dem Schwaben im Blut.“

Die Besonderheiten von Backnang und Rottweil ergeben sich aus den Napola-Akten des württembergischen Kultministeriums, den Ansprachen der Schulleiter, Berichten der Schüler und vor allem der Zeitschrift „Im Gleichschritt“, die Rottweil von 1940 bis 1945 herausgebracht hat. Über die Rottweiler Schule existiert eine Darstellung in der Festschrift von 1993 aus Anlaß der Auflösung des Aufbaugymnasiums, in dessen Gebäude die Napola eingerichtet war. Diese Darstellung ist völlig distanz- und kritiklos, offensichtlich von ehemaligen Napola-Schülern verfaßt.

Die 1934 in einer aufgelösten Lehrerbildungsanstalt gegründete Napola Backnang ist eine gymnasiale Oberstufe (Klassen 11 bis 13), hat also mit der Tradition der preußischen Kadettenanstalten gar nichts zu tun. Sie versuchte vielmehr, die Tradition der evangelisch-theologischen Klosterschulen in Württemberg im nationalsozialistischen Sinne weiterzuentwickeln und umzuformen. Rottweil, 1936 ebenfalls in einer ehemaligen Lehrerbildungsanstalt



eingrichtet, war zunächst lediglich als Mittelstufe für Backnang gedacht (Klassen 8 bis 10). Für das Ministerium waren beide Schulen zunächst nur einer unter mehreren Schultypen mit Auslesecharakter. Bereits 1937/38, mit der Einführung der achtjährigen Deutschen Oberschule, wurden die beiden Napolas grundlegend umgestaltet und beide auf sechs Jahre ausgebaut. Sie führten die Klassen 7 bis 12 (Züge 3 bis 8), wobei Rottweil noch Vorklassen hatte. Im Gegensatz zu allen anderen Napolas wählten sie also ihre Schüler nicht aus den Volksschulklassen, sondern aus den unteren Klassen der Oberschule aus, die selber bereits eine Auswahl darstellten. Sie blieben bis 1941 württembergische Oberschulen, auch wenn Inspekteur Heißmeyer ab 1938 für das außerunterrichtliche Programm zuständig wurde. In diesem Jahr gab Rottweil einen aufwendigen Prospekt heraus, in dem auch der Anstaltsleiter (Alei) Dr. Max Hoffmann zusammen mit Himmler zu sehen ist. Die Devise von Rottweil war: „Wem das Zuhause zu eng ist, wem kein Berg hoch genug ist, kein Land zu weit ist, wer ein ganzer Kerl sein will und eine straffe Zucht weichem Genuß vorzieht, der gehört in eine NPEA.“

Der sozialpolitische Kurs der beiden Napolas ergibt sich aus der Gebühren- und Berufsstatistik von 1939. Bei einem Normalsatz von 1200 RM im Jahr zahlten die Rottweiler Schüler im Schnitt 510 RM, und nur 6 Schüler zahlten voll. In Backnang bezahlten 38 Angestellte im Schnitt 480 RM im Jahr für ihren Sohn, 28 Beamte im Schnitt 450 RM, ebenso 15 Freiberufler und 15 Unternehmer und Kaufleute unter den Vätern, 8 Bauern und Gutsbesitzer zahlten 425 RM, 3 Parteiangestellte 400 RM, 24 Handwerker 276 RM, 8 Wehrmachtsangehörige 250 RM und 11 Arbeiter 173 RM.<sup>4)</sup>

Dr. Hoffmann war Erzieher in Backnang gewesen, bevor er 1936 im Alter von 33 Jahren Direktor der neuen Napola Rottweil wurde. Im Frühjahr 1940 meldete er sich freiwillig für den Kriegseinsatz und kam für vier Monate zur Ausbildung bei der Leibstandarte SS „Adolf Hitler“ in Berlin. Hoffmann hielt Vorträge über den „Kampf des untergehenden demokratisch-liberalistischen Prinzips gegen das aufsteigende völkisch-sozialistische Prinzip“. Er ver-

knüpfte mit der Napola Vorstellungen von einer Kaste, bei der die jüngeren Brüder und später die Kinder der Schüler bevorzugt werden sollten. Die Ehemaligen sollten einen Ring tragen, an dem sie sich später erkennen könnten, um sich in ihrer gegenseitigen Karriere zu fördern. In diese Welt sollten die Reichenauer Schüler hineinwachsen.

## DIE GRÜNDUNG DER NAPOLA REICHENAU

Der Rottweiler Direktor wußte schon im Herb 1940, daß in Süddeutschland und im Elsaß Neugründungen geplant waren, und er war an der Standortsuche beteiligt. Und auch den Reichenauer Ärzten war die geplante Auflösung ihrer Anstalt bereits im Herbst bekannt. Die Verhandlungen zwischen den Behörden liefen bis Februar 1941. Das Land Baden trat Gebäude und Liegenschaften kostenlos an das Reich ab, das die laufenden Kosten ab April 1914 übernahm. Doch wurde bei dieser Gelegenheit auch der Wert des Anstaltskomplexes ermittelt. Die Heil- und Pflegeanstalt, 1913 gegründet und für 600 bis 800 Patienten ausgebaut, wurde am 20. März erst endgültig geräumt. Der letzte Transport Richtung Wiesloch und Hadamar, also zur Tötung, ging am 21. Februar ab. 508 Patienten dieser Anstalt kamen ums Leben. Die letzten Überlebenden wurden nach Emmendingen verlegt.

Eröffnet wurde die Napola Reichenau am 2. April mit einem feierlichen Flaggenzeremoniell durch Direktor Hoffmann. Anschließend legte er am Ehrenmal für die im 1. Weltkrieg gefallenen Beamten und Angestellten der Anstalt („Wir starben, daß du lebst, Vaterland. Weltkrieg 1914–1918“) einen Kranz nieder. Am Abend fand im Festsaal ein Kameradschaftsabend statt, zu dem alle Ärzte, Beamten und Angestellten geladen waren. Hier hielt Hoffmann eine längere Rede, in der er sinngemäß sagte, „daß die Anstalt bisher der Pflege des Kranken gedient, ja daß sie in der Betreuung vieler unheilbarer Kranker sozusagen im Dienste des Todes gestanden habe. Nun aber mache die Anstalt ihre Tore auf dem Leben, der gesunden und ausgewählten Jugend unseres Volkes. Das Opfer, das die bisherigen Insassen der



Anstalt bringen mußten, um der Jugend Platz zu machen, ist damit ein zutiefst sinnvolles, Leben und Zukunft unseres Volkes förderndes Opfer, das auch wir voll würdigen.“<sup>5)</sup> Das kann man nur als Menschenverachtung bezeichnen. Die Napola-Schüler aus Rottweil, die nachmittags schon ein Fest für die Kinder des Anstalts-personals organisiert hatten, gestalteten den zweiten Teil des Kameradschaftsabends mit Liedern und lustigen Aufführungen, was den Übergang von der Heilanstalt zur Napola auch nicht besser macht.

Bei diesen ersten Schülern handelte es sich um den 4. Zug (8. Klasse) aus Rottweil, der zunächst nach Rufach geschickt worden war, um dort die Napola miteinrichten zu helfen. Der Napola-Jungmann Klaus E. erinnerte sich später an Rufach: „Ja, da war also die Infrastruktur noch nicht auf unsere Belange eingerichtet. Wir mußten da sehr viel aufräumen. Und in einer Heil- und Pflegeanstalt aufräumen, das ist nicht schön, das kann ich Ihnen sagen. Also das war unheimlich, viel Verdrecktes und Verpißtes, aber wir haben uns drangestellt und gearbeitet. Dann durfte ja andererseits nichts kaputtgehen, da waren Roßhaarmatratzen, da mußte das Roßhaar gerettet werden. Dann haben wir die Roßhaarmatratzen aufgeschnitten, haben das alles auseinandergezupft, dieses Dreckszeug. Dann war bei der Anstalt ein großes Gut dabei, das von den Patienten ja bearbeitet worden war. Nun waren die Patienten nicht mehr da, jetzt mußten wir das machen. . .“<sup>6)</sup> Mit der gleichen Einstellung und Aufgabe kamen diese Schüler dann nach Reichenau, außerdem noch der 3. Zug (7. Klasse) aus Rottweil. Ob die Schüler mehr über die Begleitumstände der Auflösung der Anstalten wußten, ist fraglich. Die Lehrer wußten natürlich Bescheid.

Der Schuljahresanfang wurde 1941 in Deutschland von Ostern auf den Herbst umgestellt, und nach Berichten der Schüler wurden sie in dieser Anfangszeit vor allem in den Gärten und im Gutshof bzw. beim Feuerwehrdienst eingesetzt. Sogar einen Teil der Sommerferien verbrachten sie hier im Ernteeinsatz, was zum Erziehungsplan einer Napola gehörte. Eine Turnhalle wurde provisorisch eingerichtet, eine Schießbahn angelegt. Die ersten Lehrer wurden von Rottweil nach Reichenau ver-

setzt. Die Prominenz kam zur Besichtigung der neuen Napola, im Mai Inspekteur Heißmeyer sowie die Reichsfrauenführerin Frau Scholtz-Klink, im Juli Minister Rust.

Was die Lage anbelangt, so entsprach die Napola Reichenau sicher mehr als Backnang oder Rottweil den Idealforderungen der Napola-Pädagogen: „Darum müssen die nationalpolitischen Erziehungsanstalten dort stehen, wo der Blick täglich und stündlich in die Weite schweift, wo die Ferne lockt und verspricht und das Land zur Gestaltung ruft. Auf den Ausläufern des Gebirges über dem Tieflande, auf Bergeshöhe mit weitem Rundblick, an beherrschenden Punkten in großen Talungen, auf Hügeln mit dem Blick auf die Grenzenlosigkeit des Meeres oder als Mittelpunkt der weitgebreiteten Ebene ringsum, an den Knotenpunkten deutschen Schicksals müssen sie gefunden werden oder entstehen. Dort allein wachsen die Führer heran, die unser Volk zur Entfaltung seine großen Anlagen braucht.“<sup>7)</sup>

Vor dem Krieg hatten alle Napolas gemeinsame Sommermanöver durchgeführt. Im Krieg reduzierte sich dieser Aufwand. Ab 1941 gestalteten Rottweil und Reichenau im Sommer gemeinsame mehrtägige Manöver, die von Rottweil mit Rad oder zu Fuß in den Hegau führten, mit Orientierungsmärschen und Felddienstübungen, einem Kampf Rot gegen Blau um die Anstalt Reichenau. Wer im Kampf seinen „Lebensfaden“ verlor, mußte ausscheiden. Daran schloß sich ein Zeltlager am Wasserkwerk bei Konstanz an, bei dem auch Minister Rust erschien. Für das Konstanzer Badepublikum gab es einen Volkstumsnachmittag, vor allem aber wurde hier der erste Gästernachmittag vom 11. Juli vorbereitet, der musikalische Darbietungen, Ansprachen, Sportwettkämpfe, darunter Boxen, Hindernislauf auf einer neuen Anlage, eine Feuerwehrrübung sowie eine Führung für Partei- und Staatsvertreter durch die neue Napola und schließlich die feierliche Verleihung des Seitengewehres (Ehrendolches) an den 5. Zug (9. Klasse) aus Rottweil beinhaltete. Letzteres war eine Art Schwertleite.

Jetzt lief auch die Werbung für die neue Schule in den Volksschulklassen an, beim ersten Mal auch noch in den unteren Klassen der Oberschulen. Hoffmann selber schrieb den Text für die „Bodensee-Rundschau“ vom



15. Mai 1941: „Die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten stellen eine Neuschöpfung des nationalsozialistischen Staates dar. Sie sind Internate, die unter dem Gesichtspunkt der körperlichen, geistigen und charakterlichen Auslese nach den Grundsätzen der SS ihre Jungmänner in soldatischer Zucht unter gesündesten Lebensverhältnissen zu körperlicher und geistiger Lebensfähigkeit und zu verantwortungsbewußter Einsatzfreude erziehen.“ Eher ungewöhnlich ist die öffentliche Erwähnung der SS. Neben dem Fachunterricht konnte Hoffmann auf Werkunterricht, Musik und die breite Sportausbildung mit Geländesport, Wassersport, Reiten, Fechten, Skilaufen, Motorsport und Segelfliegen verweisen. Die Lebensform der Napola beschrieb er so: „In der Anstalt selbst bilden Erzieher und Jungmänner eine fest verschworene Kameradschaft, die von Zucht und Ordnung durchdrungen ist, keine Überheblichkeit kennt und freudig gewillt ist, unter dem Gesetz der Autorität zu

leben und die gestellten Aufgaben zu meistern.“

Im Juli 1941 wurden aus 132 Kandidaten für Reichenau 55 für die Züge 1 und 2 (Klassen 5 und 6) ausgewählt. Die Aufnahmeprüfung fand in Rottweil statt. Hinzu kamen der 3. und 4. Zug (Klassen 7 und 8) aus Rottweil, so daß die Napola Reichenau im Herbst mit etwa 100 Schülern den regulären Betrieb aufnahm.

Ein Schüler des 4. Zuges (8. Klasse) beschrieb für die Rottweiler Zeitschrift „Im Gleichschritt“ die neue Schule im Juni 1941: „Ihr denkt wohl alle, wir wären jetzt Inselbewohner geworden. Aber das ist nicht so. Wir sind gegenüber der Insel stationiert, was aber auch seine Vorteile hat. . . Unsere Anstalt selbst gleicht einem richtigen Park. Überall sind Kastanien- und Lindenalleen, dazwischen große Rasenflächen mit Blumenbeeten und anderen Verzierungen. Inmitten dieser Grasflächen liegen unsere Gebäude, die nicht gerade



Abb. 2: Ein Zug der Napola Reichenau vor dem Gutshof



so kasernenmäßig wie die Rottweiler Anstalt aussehen. Um das Haus herum wachsen Zierbüsche, und an der Hinterseite liegt ein kleines Gärtchen. Hier verbringen wir bei schönem Wetter unsere Arbeits- und Freizeit. Unsere Gebäude selber erinnern wenig mehr daran, daß hier einmal die Irren gehaust haben. . .“

## SCHULALLTAG

Der normale Schultag in Reichenau sah nach Berichten von Schülern und Lehrern etwa so aus: 6 Uhr Wecken mit Horn, Frühstück, Waschen, Arbeitszeug anziehen, 7 Uhr Appell hinter dem Verwaltungsgebäude, Meldung durch den Zugführer bzw. Jungmannzugführer, Frühstück im Festsaal, Morgenlesung. Vormittags fanden sechs Unterrichtsstunden statt. Zu Beginn des Unterrichts sorgte der Klassenführer für Ordnung und meldete dem Erzieher die kranken oder beurlaubten Schüler. Der Mittagsappell diente dem Verlesen von Bekanntmachungen und der Kontrolle von Fingernägeln und Kleidung. Beim Mittagessen saß der Erzieher am Tisch seiner Schüler. Der Nachmittag war ebenfalls in sechs Einheiten von 45 Minuten eingeteilt, außer mittwochs und samstags. Es standen vor allem Sport und Geländedienst auf dem Programm. Zum Geländedienst gehörten auch Kleinkaliberschießen und eine Stunde Formalexerzieren. Einen genauen Lehrplan für diesen außerunterrichtlichen Teil des Lehrprogramms gab es nicht. Hinzu kamen Ordnungsdienste, aber auch Chor, Orchester, Projektarbeit und Theater. Immerhin nannte sich eine Klasse Theaterzug. Die Schule führte „Wallenstein“ im Saal und im Freien auf. Die berühmte Pianistin Elly Ney trat in Reichenau auf. Den Tag beschloß ein abendliches Schlußsingen auf dem Appellplatz. An einem Abend der Woche war HJ-Dienst angesetzt.

Die Ausstattung der Schule war gut, ebenso die Verpflegung, was sicher auch mit dem eigenen Gutshof zusammenhängt. Jeder Zug hatte ein eigenes Gebäude, denn Häuser gab es genug auf dem Gelände. Unterkunft und Unterricht waren getrennt. Die beiden jüngsten Klassen wurden von Frauen betreut, sogenannten Hausdamen, von denen eine zugleich die Krankenschwester der Napola war. Ansonsten hat-

ten Frauen im System der Napola keine Funktion, abgesehen von der Tanzstunde in Rottweil für die älteren Schüler.

Die sogenannte „nationalpolitische Schulung“ wird von den Reichenauern als nicht übertrieben angegeben, d. h. nicht anders an anderen Oberschulen, doch darf nicht übersehen werden, daß bei der Napola die Politisierung nicht im Fachunterricht liegt, sondern in der totalen Erfassung der Schüler rund um die Uhr. Wegen der geringen Freizeit und wegen des reglementierten Taschengeldes kamen die Schüler nur selten nach Konstanz, meist in Gruppen, etwa zum Besuch des Hallenbades oder zu politischen Veranstaltungen. Wurden schon die Napolas in Rottweil und Backnang am Ort als Fremdkörper empfunden, so war Reichenau schon von der Lage her isoliert, doch gehörte auch dies zum elitären Anspruch.

Ab 1940 erhielten einzelne Napolas Spezialisierungen zugewiesen, so Rottweil neben Potsdam und Köslin einen sogenannten Fliegerzug ab der 10. Klasse. Die Schüler dieses neuen Zuges widmeten pro Monat eine Woche nur dem Segelfliegen in Theorie und Praxis, die Absolventen sollten Offiziere der Luftwaffe werden. Die Napola Reichenau sollte sich im Laufe der Zeit in der Marineausbildung spezialisieren. Bereits im September 1941 legte sie Pläne für einen eigenen Bootshafen im Ortsteil Egg gegenüber der Insel Mainau vor. Dort plante bereits die Reichsjugendführung eine Seesportschule bzw. später ein Ertüchtigungslager der Marine-HJ, mit der die Napola aber nicht zusammenarbeiten wollte. Doch lehnten alle Stellen das Napola-Projekt auch wegen der Nähe zur Mainau ab: „Es geht tatsächlich mit Rücksicht auf die Einmaligkeit der Seelandschaft um die Insel Mainau nicht an, daß dort aus irgendwelcher partikularistischer Einstellung verschiedener Behörden jede für sich dort eine Hafenanlage erstellt.“<sup>48</sup>) Das Hafenprojekt wurde bis nach dem Endsieg verschoben. Der nächste Plan, die Anlagen des Konstanzer Yachtclubs an der Seestraße nach deren Renovierung mitzubenutzen, scheiterte ebenfalls. Letztlich übte die Napola mit Jollen in Hegne und mit Kuttern im Ortsteil Staad.

Hoffmann war stets auf der Höhe der Zeit: für Rottweil legte er den Segelflugschein ab, für Reichenau absolvierte er einen Segelkurs





Abb. 3: Manöver im Hegau

an der Ostsee. Bei den Großveranstaltungen vom 30. Januar 1943 zum 10. Jahrestag der Machtergreifung war er der Hauptredner im Konstanzer Stadttheater, wobei er sich hauptsächlich über den Rußlandfeldzug ausließ: „... Heute aber wissen wir: wenn wir in diesem gewaltigsten aller deutschen Kriege das Reich nicht siegreich erkämpfen, dann wird auch die Substanz unseres Volkes selbst restlos vernichtet, und das Reich der Deutschen wird nie mehr Wirklichkeit. Dafür bürgen uns der infernalische Haß des Weltjudentums, das viehische Untermenschentum der bolschewistischen Horden und der blutgierige Vernichtungswillen Stalins...“<sup>9)</sup>

Im Sommer 1942 wurden die jüngeren Schüler wieder auf dem Gutshof der Reichenau eingesetzt. Die älteren Rottweiler Schüler kamen zum Ernteeinsatz in den Warthegau (Posen) zu baltischen und volksdeutschen Bauern, zum Einsatz bei der Kinderlandverschickung in Österreich, Böhmen und der Slowakei, wo die Napola-Schüler sich in Leitungsfunktionen zu bewähren hatten, oder sie absolvierten ein

Praktikum im Doggererzbergwerk bei Blumberg. Im Schuljahr 1942/43 führte die Napola Reichenau drei eigene Züge, die Klassen 5 bis 7, hinzu kamen der 3. und 4. Zug aus Rottweil (7. und 8. Klasse), also etwa 125 Schüler.

Nach zwei Schuljahren konnte die Napola Reichenau mit einem Gästetag am 17. Juli 1943 eine erste öffentliche Bilanz ziehen. Wehrmacht, Kreisparteileitung, Schulbehörden und die Gemeinde Reichenau waren vertreten. Die Gründung der Napola stellte die „Bodenseerundscha“ vom 20. Juli so dar: „Vor einigen Jahren nun ist in diese Anlage mit einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt die Fröhlichkeit deutscher Jungmannen eingezogen, und damit ergriffen Gesundheit und Zukunft Besitz von Räumen, in denen vorher entsetzliches Leid unheilbar Kranker und der bittere Kummer ihrer Angehörigen mit einem Aufwand an Mitteln verlängert wurden, die im einzelnen ein Vielfaches dessen betrogen, was man für ein gesundes Kind aufbringen wollte.“ Offensichtlich hatte es Kritik an der Nutzung der weitläufigen Anlage durch gerade 100 Schüler gege-



ben, denn die Zeitung betonte, daß manche Gebäude ohne aufwendige Umbauten und Renovierungen gar nicht anderweitig genutzt werden könnten und daß der Vollausbau der Napola durch weitere vier Züge schon geplant sei, so daß dann alle verfügbaren Räume voll belegt seien.

Es gab Unterrichtsvorfürhungen, Präsentation der „nationalpolitischen Arbeitsgemeinschaften“, d. h., die ganze Napola arbeitete an einem Großprojekt „Reichenau“ mit Arbeitsgruppen zu Geologie, Geschichte, Landwirtschaft, Kultur und Familiengeschichte der Insel Reichenau. Rottweil betrieb als Gesamtprojekt die Erstellung einer mittelalterlichen Stadtanlage im Modell. Der Werkunterricht zeigte Schiffs- und Segelflugmodelle, der Zeichenunterricht führte die Ausgestaltung von Räumen vor. Im Sport wurden Hechtsprung, Hindernislauf und Kleinkaliberschießen auf Kopfscheiben vorgeführt. Im Festsaal wurden Theater- und Musikstücke aufgeführt. Ein Jungmann dirigierte den von ihm komponierten „Reichenauer Marsch“. Zum Abschluß gab es Buchpreise, die der Bürgermeister der Gemeinde Reichenau gestiftet hatte.

## LEHRER UND SCHÜLER

Die Lehrer wurden von den ehemaligen Schülern als gut und engagiert bezeichnet, die Qualität des Unterrichts als besser als an der normalen Oberschule, was mit der Rekrutierung der Napola-Schüler und -lehrer erklärt wird. Ein Lehrer formulierte nach dem Krieg: „Der Dienst, den ich antrat, war ungeheuer vielseitig und zeitraubend; aber nie habe ich ein so einheitlich opferbereites Kollegium (von vorwiegend jungen Lehrern) erlebt wie in meinen ersten Jahren in der NPEA. . .“ (W. L.). Im Krieg wurden natürlich auch Napola-Erzieher eingezogen und mußten recht und schlecht vertreten werden. Alle Lehrer wohnten in der Anstalt. Für sie gab es ein Kasino. Ab und zu mußten sie ein Praktikum bei einer Gauleitung oder einem SS-Hauptamt absolvieren, was die Frankfurter Zeitung damals „Ausflüge ins Leben“ nannte. Gelegentlich gab es Kameradschaftsabende mit der SS in Radolfzell, wobei dann auch erbeutete amerikanische und russische Spielfilme und Jazz-Musik vorgeführt wurden.

Von den Lehrern wurde erwartet, daß sie heirateten bzw. nach der Eheschließung viele Kinder hatten. Im Sommer 1942 veröffentlichte die Rottweiler Schule in ihrer Zeitschrift eine Heirats- und Kinderstatistik der Rottweiler (und Reichenauer) Lehrer, die sie in einen Vergleich mit einer allgemeinen Napola-Statistik setzten. Krönung der Analyse ist die Prognose des künftigen Zeugungsverhaltens: „Da die durchschnittliche Ehedauer erst 6,5 Jahre beträgt, die meisten Ehen also bevölkerungspolitisch noch nicht abgeschlossen sind, so ist damit zu rechnen, daß die Kinderzahl im Lauf der kommenden Jahre noch erheblich ansteigt und daß die Rottweiler Erzieher nicht nur das zur Erhaltung des Volksbestandes (allerdings ohne Einrechnung des Kriegsausfalles) erforderliche Soll von 3,4 Kindern je Ehe erreichen, sondern überschreiten werden.“ Hoffmann selber hatte sechs Kinder, von denen der älteste Schüler in Reichenau war.

### Wer sind die Schüler der Napola Reichenau?

1. Der Normalfall, der schwer zu greifen ist, weil das heute niemand gerne zugibt, nämlich daß Eltern ihr Kind aus Karrieregründen für sich oder den Sohn in der Napola anmelden bzw. den Vorschlag der Schule akzeptieren.
2. Politische Prominenz wie ein Sohn des Reichsaußenministers von Ribbentrop. Inwieweit die örtliche NS-Prominenz aus Konstanz oder SS-Prominenz aus Radolfzell ihre Kinder nach Reichenau schickte, war nicht zu ermitteln. Eine Bevorzugung dieser Gruppe hat aber nicht bestanden.
3. Überdurchschnittlich häufig wie auch bei anderen Napolas Kinder nach dem Tod eines Elternteils oder aus zerbrochenen Ehen. Typisch erscheint dieser Bericht: „Meine Mutter starb schon 1937. Bis 1941 lebten wir mit drei unmündigen Kindern und meinem Vater mehr schlecht als recht. 1941 heiratete er wieder, und ab dann gab es mit meiner Stiefmutter nur Probleme. Diese Situation hat natürlich wesentlich zur weiteren Entwicklung beigetragen. . . Als Ende 1942 die NPEA Backnang in unserer Schule um etwas ältere Schüler warb, habe ich mich gemeldet. Parallel da-



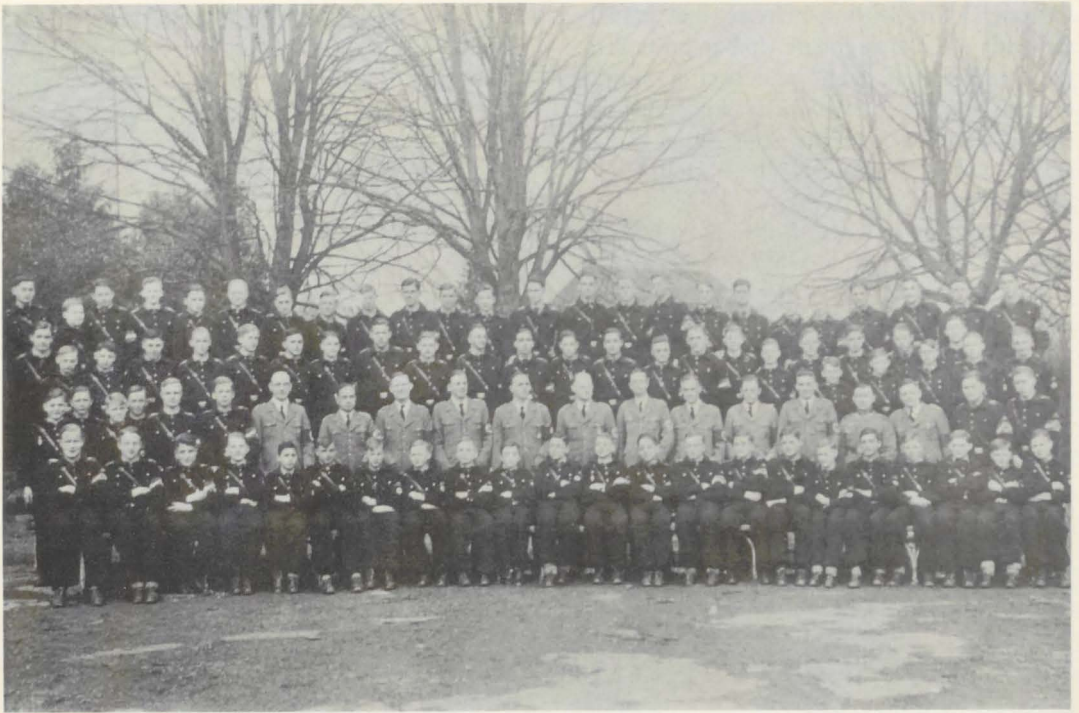


Abb. 4: Erzieher und Jungmannen der Napola Reichenau

zu lief eine Werbeaktion der NPEA Reichenau. Im Frühjahr 1943 hat Anstaltsleiter Hoffmann in X. die Bewerber gesichtet und mir dabei zugeredet, nach Reichenau zu kommen. Meine Zusage an Hoffmann habe ich nie bereut.“

4. Reichenau war für Baden und Österreich zuständig. Doch gab es Eltern aus bombengefährdeten Gebieten im Altreich, die ihre Kinder hier unten in der Nähe der Schweizer Grenze anmeldeten, um sie in Sicherheit zu wissen.
5. In geringer Zahl Kinder aus dem Anstaltsbereich, also Kinder des Personals der Heil- und Pflegeanstalt, und Kinder von der Insel Reichenau.
6. Die Napolas waren billiger als normale Oberschulen bzw. großzügiger bei Gebührennachlässen, vor allem bei kinderreichen Familien. Ab 1943 war der Besuch der Napola kostenfrei. Eltern mit geringem Einkommen meldeten ihr Kind um, um so die Schulbildung besser finanzieren zu können.

7. Die Eltern mußten zwar einen Ariernachweis vorlegen, aber kein Zeugnis der eigenen politischen Zuverlässigkeit. Es kam also auch vor, daß der Sohn des notorischen Sozialdemokraten oder gar des ortsbekanntesten Kommunisten für die Napola vorgeschlagen und aufgenommen wurde. Zum Teil rätseln diese Schüler heute noch, warum ihre Eltern dies mitgemacht haben.

Einzelne Schüler der älteren Züge, die sich besonders bewährt hatten, erhielten Ordnungsfunktionen über einen jüngeren Zug, d. h., sie waren verantwortlich für Appelle, Spind- und Kleiderkontrollen, Ordnungsdienste, Schlichtung von Streitigkeiten usw. Von dem von den Nazis hochgelobten Prinzip „Jugend wird von Jugend geführt“ kann aber keine Rede sein, weil es reine Ordnungsfunktionen waren. Diese Schüler wurden aber nicht gewählt, sondern vom Anstaltsleiter auf Zeit ernannt. Ein Lehrer hatte eine Woche lang rund um die Uhr Dienst als Zugführer vom Dienst, unterstützt von zwei Schülern als Unterführern.



Ein Rottweiler und Reichenauer Lehrer sah dies auch nach dem Krieg noch sehr positiv: „Ich habe nie wieder das Beispiel einer so weitgehenden Schülerelbstverantwortung erlebt. Sie trug ihre Früchte z. B. auf wochenlangen Ferienwanderungen, wo die Jungmannen schlechthin alles in eigener Regie machten und der Erzieher nur noch „Ja“ und „Amen“ zu sagen hatte oder Meinungsverschiedenheiten auf Verlangen entschied – falls er überhaupt dabei war. Grundlage dieses Funktionierens war der ständige, meist monatliche Wechsel der Verantwortung; man fügt sich bald in eine Ordnung, für die man in wenigen Wochen selbst die volle Verantwortung tragen muß.“ Sogar das Militärische findet seine Rechtfertigung: „Hier merkte ich zu meiner Überraschung, daß die militärische Form nicht nur ein Zwang oder ein im Internatsbetrieb notwendiges Übel ist (über die Grenzen kann man dabei streiten), sondern für eine völlig ungebildete und ungezogene Jugend die einzig mögliche Form überhaupt ist. Wenn die äußere Form nicht klappte, war fast nichts durchführbar... Die aus recht verschiedenem Milieu stammenden Jungmannen zeigten nach kurzer Zeit eine einheitliche Haltung; da sie gezwungen waren, beim Sprechen den Partner oder Vorgesetzten anzusehen, war die Versuchung der Lüge viel geringer. Sie wußten sehr bald, daß sie sich viel erlauben konnten, wenn sie die Form wahrten. Ihr Freimut uns Erziehern gegenüber unterschied sich aufs vorteilhafteste von der penetranten Frechheit des Normal-schülers, der einmal zu widersprechen wagt und dabei platzt. Da die Form des Verkehrs feststand, konnte der Inhalt des Gesprächs freier sein. Das Verantwortlichsein und der Stolz waren Grundlagen der Erziehung und mußten geachtet werden. Sie wurden auch geachtet, weil wir Erzieher alle vom Wert unserer Jungmannen überzeugt waren.“ (W. L.).

Zu den berüchtigten Strafen gehörte das sogenannte „Kostümfest“, d. h., der Jungmann mußte sich blitzschnell von der Arbeitskluft in die Ausgehuniform umziehen usw. Auch Prügelstrafen gab es, Strafexerzieren, Kollektivstrafen, natürlich auch Prügeleien, Rivalitäten, homoerotische Spielchen. Und das Problem der Bettnässer zeigt, daß nicht alle den Drill dieser Kadettenanstalt psychisch bewältigten.

Und die Art und Weise, wie die Reichenau dieses Problem, das auch für andere Napolas erwähnt wird, zu lösen suchte, ist eher schockierend: entweder mit Prügeln, oder aber man legte die Bettnässer in eine gemeinsame Ecke des Schlafsaals. Morgens mußten sie die Betten so machen, daß jeder kontrollieren konnte, ob etwas passiert war. Zum besonderen Ehrenkodex der Napola gehörte auch, daß Abschreiben bei Klassenarbeiten verpönt war. Der Lehrer verließ manchmal das Zimmer und überließ einem Schüler die Aufsicht. Wer beim Abschreiben erwischt wurde, riskierte als Strafe, daß die anderen ihn 14 Tage nicht ansprechen durften. Eine andere nach außen diskriminierende Strafe war die Anordnung, mehrere Tage die Uniform nicht tragen zu dürfen. Letztlich ging es also bei dieser Erziehung um Anpassung, Disziplin, bestimmte Haltungen, Zucht und Ordnung, funktionierende Gruppen.

## VERÄNDERUNGEN DURCH DIE KRIEGLAGE

Im Sommer 1943 gab es keine gemeinsamen Manöver mehr, die Lage war zu ernst geworden. Da die 12. Klasse in Rottweil bereits bei den Soldaten war und die 11. Klasse teilweise bei den Flakhelfern, durfte Rottweil jetzt mit der 5. Klasse anfangen. Reichenau hatte im Schuljahr 1943/44 vier eigene Züge (Klassen 5 bis 8), hinzu kam die 8. Klasse aus Rottweil, was wieder auf einen Höchststand von 125 Schülern hinausläuft.

Eine entscheidende Änderung trat im Oktober 1943 ein. Kurz nach seinem 40. Geburtstag ging Hoffmanns größter Wunsch in Erfüllung, er kam endlich an die Front, zu den SS-Panzergranadiern in Holland, dann in die Normandie. Dort wurde er im Sommer 1944 verwundet und kehrte Ende 1944 wieder nach Rottweil zurück. Seine Familie wohnte in Reichenau. Damit trennten sich Rottweil und Reichenau, die Leitung in Rottweil übernahm der Lehrer Schlichenmaier, in Reichenau der Lehrer Volz. Die Rottweiler Schüler verließen Reichenau. Von da an finden sich auch keine Informationen mehr über Reichenau in der Rottweiler Zeitschrift.

Was in dieser Phase zunimmt, sind Besuche und Vorträge von Offizieren aller Waffen-



gattungen bzw. der SS, Einladungen in Kasernen und Wehrtüchtigungslager, Einladungen zu Fahrten auf dem Kreuzer „Nürnberg“, auf einem KdF-Schiff und im U-Boot. Im Februar 1944 fuhren 40 Schüler von Rottweil, Backnang und Reichenau auf Einladung des Heeres nach Verdun, Paris und zum Atlantikwall in die Bretagne. Sommermanöver und Gästetage gab es 1944 nicht mehr, es wurden aber immer noch Fahrten durchgeführt. Die Lehrer erhielten jetzt alle einen SS-Rang.

In Reichenau trat im Herbst 1943 eine weitere gewichtige Veränderung ein: es kamen Mädchen auf das Gelände. Seit 1941 setzte auf Grund von Äußerungen Hitlers ein starker Druck auf die verbliebenen privaten und kirchlichen Schulen und Internate in Deutschland in Richtung einer Gleichschaltung ein. Auch Salem wurde im Sommer 1941 der Inspektion der Deutschen Heimschulen, also Inspekteur Heißmeyer unterstellt. Dieser besuchte Salem und plante gleich, das markgräfliche Schloß abzureißen und durch „einen zweckmäßigen Neubau“ zu ersetzen. Salem erhielt Anfang 1944 einen SS-Obersturmführer als kommissarischen Direktor, der die Schloßschule nach und nach in eine Napola umwandeln wollte.<sup>10)</sup>

Anfang 1943 wurde auch die Schule des Klosters Hegne (Marianum) in der Nähe von Reichenau in eine Deutsche Heimschule für Mädchen umgewandelt. Aus Achern/Illenau kamen zunächst drei Klassen mit der neuen Schulleiterin, Frau Dr. Gertrud Wevers, die aus Hegne gerne eine Mädchen-Napola gemacht hätte, wozu es aber nicht mehr gekommen ist. Die neue Schule im Kloster Hegne entwickelte sich dermaßen rasch, daß sie im Herbst 1943 Gebäude der Anstalt Reichenau zugewiesen bekam, die seit Anfang 1941 leerstanden und nach der Räumung gar nicht renoviert worden waren. Das badische Kultusministerium, das jetzt in Straßburg saß, weil es auch noch für das besetzte Elsaß zuständig war, schrieb am 15. Dezember an das Reichsbauamt in Konstanz: „Nach Mitteilung der Direktion der Deutschen Heimschule Hegne wohnen die in der NPEA Reichenau untergebrachten Schülerinnen der Deutschen Heimschule Hegne zum Teil in Räumen, die von den früheren Kranken ganz unsauber zurückgelassen worden sind. Da die sofortige Einrichtung der Deutschen

Heimschulen vom Führer trotz der kriegsbedingten Schwierigkeiten angeordnet worden ist und da diese Schulen durch die Aufnahme von Kindern gefallener oder an der Front stehender Soldaten sowie von Kindern aus fliegergeschädigten Familien kriegswichtige Aufgaben erfüllen, bitte ich, den Erfordernissen der Deutschen Heimschule Hegne durch die Instandsetzung der Räume zu entsprechen.“<sup>11)</sup> Diese Entwicklung war sicher nicht im Sinne der Napolas, die von Koedukation weit entfernt waren. Während die Napola überwiegend die Ostseite, die Männerseite der Heil- und Pflegeanstalt, nutzte, bezogen die Mädchen die Westseite, die Frauenseite.

## EVAKUIERUNGEN UND AUFLÖSUNG

Von einem normalen Schulbetrieb konnte im Herbst 1944 nicht mehr die Rede sein. Ob sich noch viele Interessenten beworben haben, ist nicht bekannt, die älteren Schüler der Reichenau wurden jedenfalls zu Schanzarbeiten ins Elsaß geschickt. Reichenau wurde in dieser Schlußphase des Krieges Rückzugs- und Evakuierungszentrum. Während die Jungen von Rufach nach Salem und Rottweil evakuiert wurden, kamen die Mädchen-Napolas nach Reichenau bzw. Hegne. Im September wurde die Napola Kolmarberg aus Luxemburg in einem geordneten Verfahren hierher verlegt. Sie führte die Klassen 8 bis 12, betrieb ihren Schulunterricht weiterhin und plante für Ostern 1945 eine 7. Klasse, wie die „Bodensee-Rundschau“ vom 21. November 1944 mitteilte. Aus Holland kamen zum gleichen Zeitpunkt deutsche und holländische Mädchen der Reichsschule Heijthuijzen bei Roermond. Diese Evakuierung war eher chaotisch verlaufen. Außerdem wurde noch die Reichsschule/Deutsche Heimschule Achern/Illenau nach Reichenau und Hegne verlegt. Diese Evakuierungen zeigen, wie großzügig nach wie vor die Raumverhältnisse in der Anstalt waren. Es ist nicht bekannt, was im einzelnen aus diesen Mädchen bei Kriegsende geworden ist. Wer von den Mädchen nach Hause fahren konnte, wurde heimgeschickt.

Vom 7. Dezember 1944 datiert ein Führerbefehl, wonach der Offiziersnachwuchs des



Heeres und der Waffen-SS nur noch aus den Napolas und Adolf-Hitler-Schulen kommen sollte. Für die Personalpolitik hatte dies sicher keine Bedeutung mehr, doch in dem Exemplar der Konstanzer Stadtverwaltung ist der letzte Satz dieses Führerbefehls unterstrichen: „Hierdurch sind diese Schulen für jeden Zugriff zu Gunsten anderer Zwecke gesperrt.“ Damit konnte die Napola bis kurz vor Kriegsende alle Bemühungen abwenden, die Räumlichkeiten einer sinnvolleren Nutzung zuzuführen. Während in Konstanz jedes verfügbare Gebäude in ein Lazarett umgewandelt wurde, gelang dies in Reichenau wie in Hegne erst ganz kurz vor Toresschluß.

In Rottweil wurden die Jüngsten nach Hause geschickt, die Ältesten nach einer Anweisung von Inspekteur Heißmeyer noch beim Volkssturm eingesetzt. Die Napolas sollten „feste Stützpunkte des Kampfes“ werden. Die mittleren Jahrgänge wurden beim Herannahen der französischen Truppen evakuiert, teils nach Reichenau und Salem, teils ins Kleine

Walsertal, wo sie auf Backnanger Napola-Schüler stießen.<sup>12</sup> Der Backnanger Direktor beging Selbstmord, der Rottweiler tauchte unter.

In Reichenau wurden die ältesten Schüler ins Allgäu weitergeschickt, die jüngeren, soweit möglich, nach Hause. Die Lehrerfamilien mußten auf der Stelle das Gelände verlassen, da die Franzosen in der Anstalt ein Militärkrankenhaus und ein Kindererholungsheim einrichteten. Erst 1949 konnte die Psychiatrie wieder einziehen.

## NACHWIRKUNGEN UND ERINNERUNG

Im Gegensatz zu den Lehrern der Adolf-Hitler-Schulen sind die Lehrer der Napolas nach einer Entnazifizierungspause später im allgemeinen wieder in den staatlichen Schuldienst übernommen worden. Sogar Direktor Hoffmann wurde wieder eingestellt, als Lehrer an einem Progymnasium am Fuße der Schwäbischen Alb. Ein Lehrer der Napola Reichenau



Abb. 5: Jungmannen bei einer vormilitärischen Übung



wurde Oberstudiendirektor in Baden-Württemberg, einer Stellvertreter, ein dritter Gymnasialprofessor. Letzterer, der neben der Napola auch als Propagandaredner aufgetreten war, vertrat das Kultusministerium als Beisitzer bei Staatsprüfungen in Pädagogik und Philosophie an der Universität Tübingen.

Die Schüler mußten ihre Napola-Vergangenheit in ganz anderer Weise ausbaden. Zumindest im Raum Konstanz lehnten Besatzungsoffiziere und Schulleiter im Herbst 1945 die Aufnahme dieser „Nazi-Schüler“ in die Gymnasien bei deren Wiederöffnung ab. Das brachte vor allem den damals 13–15jährigen einen Knick in ihrer Bildungslaufbahn. Da sie nicht ins ungewisse warten konnten, nahmen viele von ihnen irgendeine praktische Tätigkeit oder Ausbildung auf und erreichten keine weiteren Schulabschlüsse mehr, oder aber nur über Umwege. Auch an der Universität Tübingen gab es zunächst Probleme bei der Zulassung der Absolventen mit einem Reifezeugnis der Napola. Die Berufsangaben von Rottweiler und Reichenauer Klassentreffen weisen aber auch zahlreiche akademische Abschlüsse auf.<sup>13)</sup>

Im Rückblick schreibt ein Rottweiler und Reichenauer Lehrer: „Die NPE-Anstalten haben gezeigt, was sich mit einer (auch wissenschaftlich) ausgelesenen, beschränkten Schülerzahl in kurzer Zeit erreichen läßt. Warum ziehen wir daraus keine Folgerungen? . . . Die Chancengleichheit war dazu vollkommen: der Enkel Schlieffens wurde entlassen, der Sohn eines Stadtarbeiters stand in hohen Ehren als Gefolgschaftsführer (heute würde man sagen: Schulsprecher). Die Söhne von zwei Kreisleitern wurden ebenfalls nach Hause geschickt. Dabei war eine ganz wesentliche Maßnahme die Gleichheit des Taschengeldes. . . Die Bewährung bei harter Arbeit auf dem Land, in der Fabrik und im Bergwerk (damit in fremdem Milieu) setzte einen ganz neuen Akzent. . . Als willigere Schüler, sozial sachkundig und nachdenklich geworden, kehrten sie zurück. . . Der nationalsozialistische Grundton der ganzen Erziehung ist zu tadeln, und zwar nicht nur aus politischen Gründen, sondern weil grundsätzlich die Erziehung zum Problembewußtsein vernachlässigt wurde. Kritik blieb also auf einen bestimmten, nicht überschreitbaren Rahmen beschränkt. Diese nachträgliche Selbstkri-

tik ist umso schmerzlicher, als der damalige Idealismus, der so gar nicht an Geldfragen interessiert war (aber glücklich machte), sich als äußerst fragwürdig, weil so leicht zu mißbrauchen, erwiesen hat. . . Der äußere Betrieb war (wie hätte es anders sein können!) militärisch. Obwohl absolut demokratisch aufgewachsen, staunte ich über die Möglichkeiten, die diese Form bot. . .“ (W. L.).

Wie bewerten die Schüler der Napola Reichenau im Abstand von 50 Jahren ihre damalige Schulzeit? Abgesehen von einigen kritischen Äußerungen, gab die überwiegende Zahl der befragten Schüler eine sehr positive Bewertung ab: Vergleiche mit der amerikanischen Militärakademie Westpoint, „hohes Niveau“, „hervorragende Pädagogen“, „phantastischer Teamgeist“, „vielleicht die schönste Zeit des Lebens“, „viel Spaß“, „ideale Bedingungen“, „immer Programm“, „als Auszeichnung empfunden“. Ein Schüler, der aus einer sozialdemokratischen Familie stammt und später selber für die SPD in die Politik ging, sagte, er habe in der Reichenauer Zeit vor allem soziale Fähigkeiten und Gemeinschaftsdenken gelernt. Ein anderer Schüler, ebenfalls aus einer sozialdemokratischen Familie, berichtete: „Eigentlich habe ich nur positive Erinnerungen. Einzelne Lehrer ragten natürlich heraus, zu denen auch Hoffmann zählte. . . Rückblickend kann ich sagen, daß mich der Aufenthalt in Reichenau entscheidend geprägt hat. Die angelebte eiserne Disziplin hat mir immer wieder weitergeholfen. Ich möchte auch sagen, daß ich nirgendwo mehr über Demokratie gelernt habe als gerade auf der Napola. Und selbst im Sport habe ich, obwohl schlechter Schüler in Reichenau, dank der dort gelernten Tugenden noch eine achtbare Laufbahn bis hinauf zur höchsten Spitze durchgemacht. . . Ob ich in meinem Leben mehr erreicht hätte ohne die politische Hypothek, weiß ich nicht, es zählt heute auch nicht. Dank meiner Erziehung auf der Napola, an die ich mich wirklich gerne erinnere, konnte ich mich immer und überall behaupten.“ Und der Sohn eines Kommunisten antwortete auf die Frage nach positiven Eindrücken: „Positiv? Eigentlich alles. Von Rassenhaß und ähnlichem haben wir nichts gehört, jedenfalls nichts, was mir im Bewußtsein geblieben wäre. Für mich erfüllten sich lauter



Träume: Kleidung, Bäder, Sport aller Arten, z. B. Tennisunterricht, Reiten, Bergsteigen, Klavierunterricht, Blaskapelle, Chorsingen, Werkunterricht. Können Sie sich vorstellen, was das für ein dreckiges Arbeiterkind bedeutete? . . . Geländespiele hatten für uns mehr mit Karl May als sonst was zu tun. . . die Landschaft! Die Linden und Kastanienbäume, die Natur zu den verschiedenen Jahreszeiten! Kein Auto! Weihnachtsferien! Elly Ney hat gespielt.“

Insgesamt sind die Napola-Absolventen heute eher dem konservativen politischen Spektrum zuzurechnen, vor allem wenn sie wie in Rottweil die Napola komplett absolvierten und vielleicht auch noch Soldat wurden, weniger, wenn sie wie die Reichenauer nur die ersten Jahre der Napola-Ausbildung durchliefen. Man darf auch nicht aus dem Auge verlieren, wohin diese Ausbildung letztlich führen sollte, nämlich in Richtung einer militärisch-ideologischen Kadenschmiede, zu einem Gruppendrill ohne individuelle Entfaltung. Der Titel der Rottweiler Zeitschrift („Im Gleichschritt“) gibt dieses Ziel exakt wieder. Insofern muß man froh sein, daß dieses pädagogisch-politische Experiment 1945 zu Ende gegangen ist.

Daß das Thema noch nicht abgeschlossen ist, zeigt eine psychologische Untersuchung, die auf einer ganz anderen Ebene, als es diese regionale Studie vermag, das Fortleben der Napola-Erziehung in der Bundesrepublik untersucht. Die Autoren haben dabei nicht nur Napola-Schüler befragt, sondern auch deren Kinder und Enkel und gelangen so zu einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus. Die Feststellung, daß Napola und KZ das gleiche Vokabular, allerdings in Umkehrung, verwenden (Auslese, Zucht, Selektion, Reinheit etc.) gilt auch für das Gegensatzpaar Napola und Euthanasie.<sup>14)</sup>

1973. H. Ueberhorst, Elite für die Diktatur. Die Napolas 1933-45. Ein Dokumentarbericht, Düsseldorf 1969.

- 3 Rufach: Ueberhorst, S. 123–125. Illenau: H. Schneider, Die ehemalige Heil- und Pflegeanstalt Illenau. Ihre Geschichte, ihre Bedeutung, in: Die Ortenau 61/1981, S. 231. Staatsakt Backnang: Im Gleichschritt, Heft 4, Mai 1941. Rust: Deutsche Schulerziehung 1941/42, Berlin 1943, S. 3–12. Mädchen-Napolas: Frankfurter Zeitung, 4. Januar 1942.
- 4 Staatsarchiv Ludwigsburg, F 455 und E 202, Bd. 1745–1749. Berufsstatistik Bd. 1747. W. Gschwend, Die nationalpolitische Erziehungsanstalt in Backnang, in: Aus Unterricht und Forschung Bd. 6/1934, S. 65–70. M. Conradt, Vom Königlich Württembergischen Lehrerseminar zum Staatlichen Aufbau-Gymnasium des Landes Baden-Württemberg, Rottweil 1993, S. 31–49.
- 5 Ende der Heil- und Pflegeanstalt: H. Faulstich, Von der Irrenfürsorge zur „Euthanasie“. Geschichte der badischen Psychiatrie bis 1945, Freiburg 1993, S. 268 f. 75 Jahre Psychiatrisches Landeskrankenhaus Reichenau 1913–1988, Konstanz 1988. Gründung der Napola: Im Gleichschritt, Heft 4, Mai 1941.
- 6 L. Steinbach, Ein Volk, ein Reich, ein Glaube? Ehemalige Nationalsozialisten und Zeitzeugen berichten über ihr Leben im Dritten Reich, Bonn 1983, S. 158.
- 7 O. Schäfer, Ziel und Gestalt der nationalpolitischen Erziehungsanstalten, in: Nationalsozialistisches Bildungswesen Bd. 7/1942, S. 24.
- 8 Stadtarchiv Konstanz, Napola-Akten, S. II 4136 und S II 17679. Tiefbauamt Konstanz, 2. März 1942.
- 9 Im Gleichschritt, Heft 11, Februar 1943. Bodensee-Rundschau Konstanz, 1. Februar 1943.
- 10 W. Ruge, Die Deutschen Heimschulen, in: Deutsche Schulerziehung 1941/42, S. 219–223. R. Poensgen, Die Schule Schloß Salem im Dritten Reich, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Bd. 44/1996, S. 25–54. Schule Schloß Salem. Chronik, Bilder Visionen, Salem 1995, S. 95–97.
- 11 Archiv PLK Reichenau: Akte Bezirksbauamt Konstanz, Auflösung der Heil- und Pflegeanstalt.
- 12 Ludwigsburg, E 202, Bd. 1749. Ueberhorst S. 421 f.
- 13 Tübingen: P. Meuer, Linien des Lebens. Eine Kindheit und Jugend im Schwäbischen und anderswo, Stuttgart 1991, S. 195.
- 14 C. Schneider, C. Stillke, B. Leineweber, Das Erbe der Napola. Versuch einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus, Hamburg 1996.

#### Anmerkungen

- 1 Im Gleichschritt. Rundbrief der NPEA Rottweil, Heft 3, Februar 1941 (Deutsche Bibliothek Leipzig).
- 2 H. Scholtz, NS-Ausleseschulen. Internatsschulen als Herrschaftsmittel des Führerstaates, Göttingen

Anschrift des Autors:  
 Dr. Arnulf Moser  
 Allmannsdorferstr. 68  
 78464 Konstanz





# „Gartenmöbel des Jugendstils — Künstlermodelle für Beißbarth & Hoffmann, Mannheim-Rheinau“

Ausstellung im Museum beim Markt, Karlsruhe, vom 11. 5. bis 25. 8. 1996

Nach der 1907 erfolgten Produktionsaufnahme weißlackierter, hölzerner Gartenmöbel gehörte die Firma Beißbarth & Hoffmann aus Mannheim schon bald zu den führenden kunstgewerblichen Werkstätten ihrer Art in Deutschland. Ein ganzer Stab international bekannter Künstler wie Peter Behrens, Max Laeuger, Otto Prutscher oder Emanuel von Seidl konnten als Entwerfer zur Mitarbeit gewonnen werden.

Gemäß der modernen Gartengestaltung jener Zeit gab man den Möbeln überwiegend strenge, ornamentlose Formen. Mit Behrens und Laeuger hatte man die führenden Vertreter der modernen, architektonischen Gartenkunst unter Vertrag.

Das Weiß der Möbel verlieh nicht nur den Gärten von Villen einen farbigen Akzent, auch der Badische und Württembergische Hof bestückte seine Schlösser mit Rheinauer Modellen. So konnte man sich im Park der Insel Mainau auf einem Bankmodell Max Laeugers

niederlassen; im Schwetzingen Schloßpark standen Bänke eines Firmenentwurfes, die zwar heute noch in Gebrauch sind, inzwischen jedoch erneuert wurden. Die Kuranlagen in Bad Kissingen sind noch heute mit Bänken nach Entwürfen Max Littmanns versehen, von denen zumindest ein Teil aus Rheinau stammt.

Dank einer großangelegten und außergewöhnlichen Suchaktion gelang es, von den witterungsempfindlichen Möbeln noch Modelle von Max Laeuger, Emanuel von Seidl oder Max Littmann aufzufinden. Als besonderer Erfolg war zu verzeichnen, daß unter den Fundstücken auch zwei Bänke von Peter Behrens waren. Bisher galten nämlich sämtliche Gartenmöbel des ersten deutschen Industriedesigners als verschollen.

Eine vergleichbare museale Präsentation hat es bisher wohl aus Furcht vor aufwendigen Recherchen noch nicht gegeben – immerhin sind etwa 30 Originalmöbel der Rheinauer Fabrik zu sehen. Mit der Ausstellung betritt das Badische Landesmuseum daher neue Wege. Sie bietet zusammen mit dem Katalog (ca. 30 DM), der einige der ausgestellten Möbel am historischen Originalstandort zeigt, einen fundierten wie auch attraktiven Beitrag zur kürzlich eingesetzten Erforschung historischer Gärten und ihrer Ausstattung. Ein Stück Jugendstilkultur, das vergessen schien, konnte gesichert und nun der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Die Ausstellung des Badischen Landesmuseums findet im Museum beim Markt statt. Dadurch ist dem Besucher die Gelegenheit gegeben, neben den Gartenmöbeln auch die umfangreiche, hochrangige Jugendstil-Sammlung in der Dauer-Ausstellung zu bewundern.



Sitzbank, Entwurf: Max Laeuger, ca. 1907. Ausführung: Beißbarth & Hoffmann AG, Mannheim-Rheinau



# 60 Jahre Schwarzwaldmuseum Triberg als Heimatmuseum

Am 30. Mai 1936, also vor 60 Jahren, wurde das Neue Heimatmuseum Triberg feierlich eröffnet.

Es war aus der früheren „Gewerbehalle“ entstanden.

Der Gewerbeverein Triberg hatte dieses Ausstellungsgebäude 1873 aus eigenen Vereinsmitteln errichtet. Hier wurden Erzeugnisse des Triberger Gewerbes ausgestellt. Uhren, Orchestrien, Möbel und Strohwaren aller Art vermittelten ein Bild des heimischen Handwerks.

Das Haus wurde auch immer mehr zum Zentrum wirtschaftlicher und kultureller Veranstaltungen in der Stadt Triberg. Der im unteren Stockwerk eingebaute große Saal diente als Festsaal für besondere Feiern und wurde jahrelang der evangelischen Kirchengemeinde für die Abhaltung der Gottesdienste zur Verfügung gestellt. 1898 beschloß man, eine Abteilung „Historische Uhren“ einzurichten, beschäftigte sich mit der Ausstellung Schwarzwälder Trachten und dachte an die Errichtung einer alten Uhrmacherwerkstätte.

Durch die Ausgestaltung der Gewerbehalle mit Werken des Triberger Holzschnitzers Josef Fortwängler, des „Schnitzersepps“, bekam die Ausstellung 1926 ihren eigenen, unverwechselbaren Charakter.

Der Schnitzersepp war ein Original, ein eigenwilliger, urwüchsiger Schwarzwälder, der in keine Schablone paßte. Nach 24 „Lehrjahren“ in München, Paris und Rom kehrte er nach Triberg zurück und begann seine überschüssige Kraft im Holz auszutoben. Quelle seiner Kreativität waren die Natur, die Menschen seiner Heimat und ihr Brauchtum. Im Museum schuf er den „Schnitzersepp-Saal“, in dem er Beispiele für die vielseitige Anwendung der Schnitzkunst zeigte, wie z. B. in einem Trauzimmer eines Standesamtes, der Wand einer Sakristei oder einer Treppe in einem Bürgerhaus. Aber auch sonst stößt man im

Museum immer wieder auf Werke seiner Schnitzkunst.

1926 schuf der Künstler auch den bekannten Rathaussaal in Triberg.

Inflation und Krisenjahre lähmten zunächst die Weiterentwicklung der Ausstellung, aber in der Aufbruchsstimmung der 30er Jahre reifte dann der Gedanke, die Präsentation in der Gewerbehalle zu verbessern, um damit dem geschwächten Handwerk und der Uhrenindustrie neue Impulse zu verschaffen.

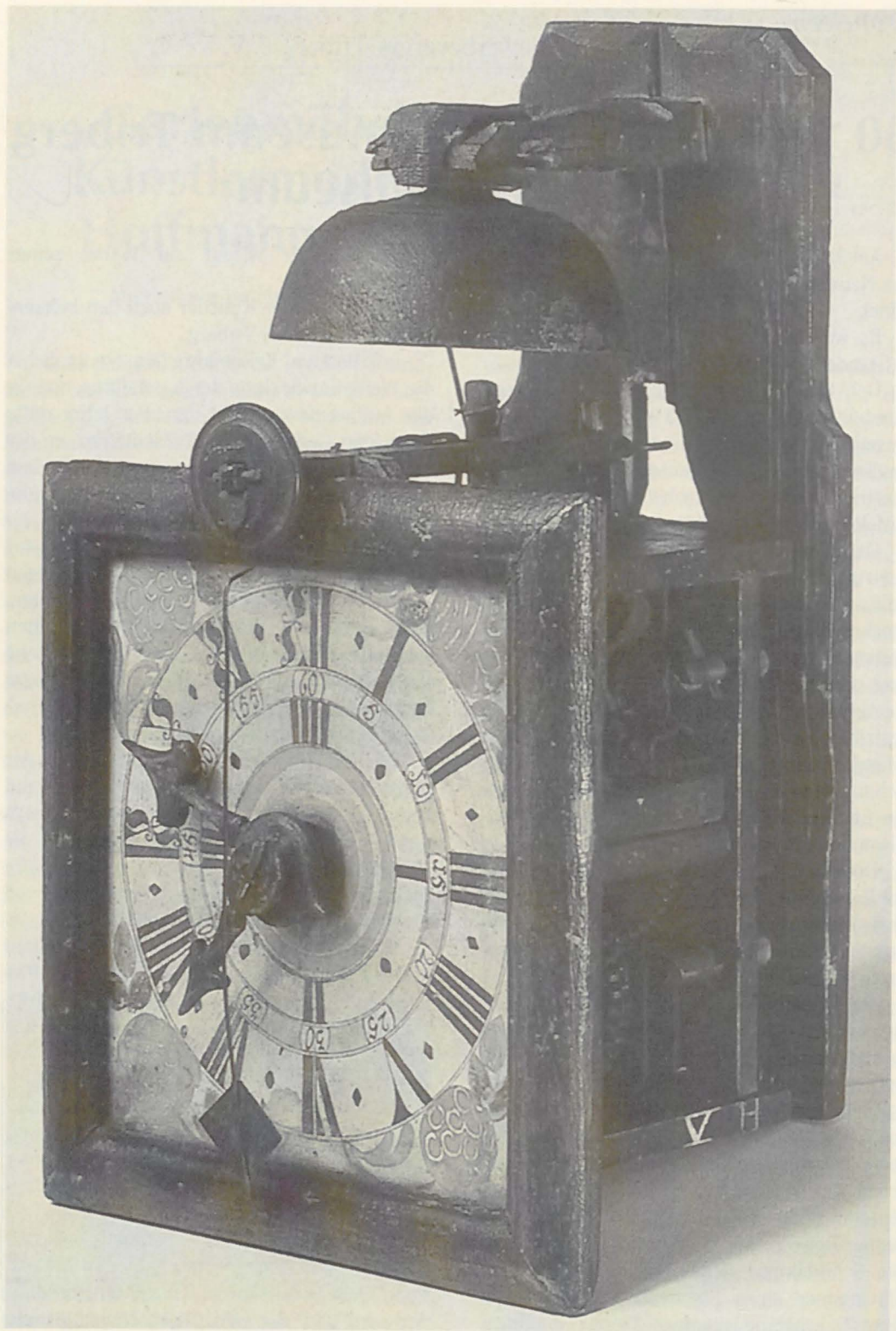
Gleichzeitig tauchten auch Pläne auf, zur Belebung der Wirtschaft am Platz des heutigen Kurhauses ein „Haus der Heimat“ zu errichten, das neben großzügigen Gesellschaftsräumen und einer Schwimmhalle auch medizinische Bäder enthalten sollte. Schließlich sollte sogar später die Ausstellung der ganzen Gewerbehalle darin aufgenommen werden.

Der Triberger Bürgersohn und Gründer der SABA-Werke Villingen, Hermann Schwer und seine Frau Johanna hatten sich bereit erklärt, den Gewerbeverein in den Bemühungen um die Reorganisation der Gewerbehalle großzügig zu unterstützen und setzten sich schließlich voll für das Projekt an der Luisenstraße ein.

Bei einem ersten Heimatabend der Stadt Triberg am 9. Dezember 1933 wurde das Programm für das neue „Kulturzentrum“ vorgestellt. Die Bevölkerung sollte diese große Aufgabe durch Zeichnung von Kleinaktien und Spenden unterstützen.

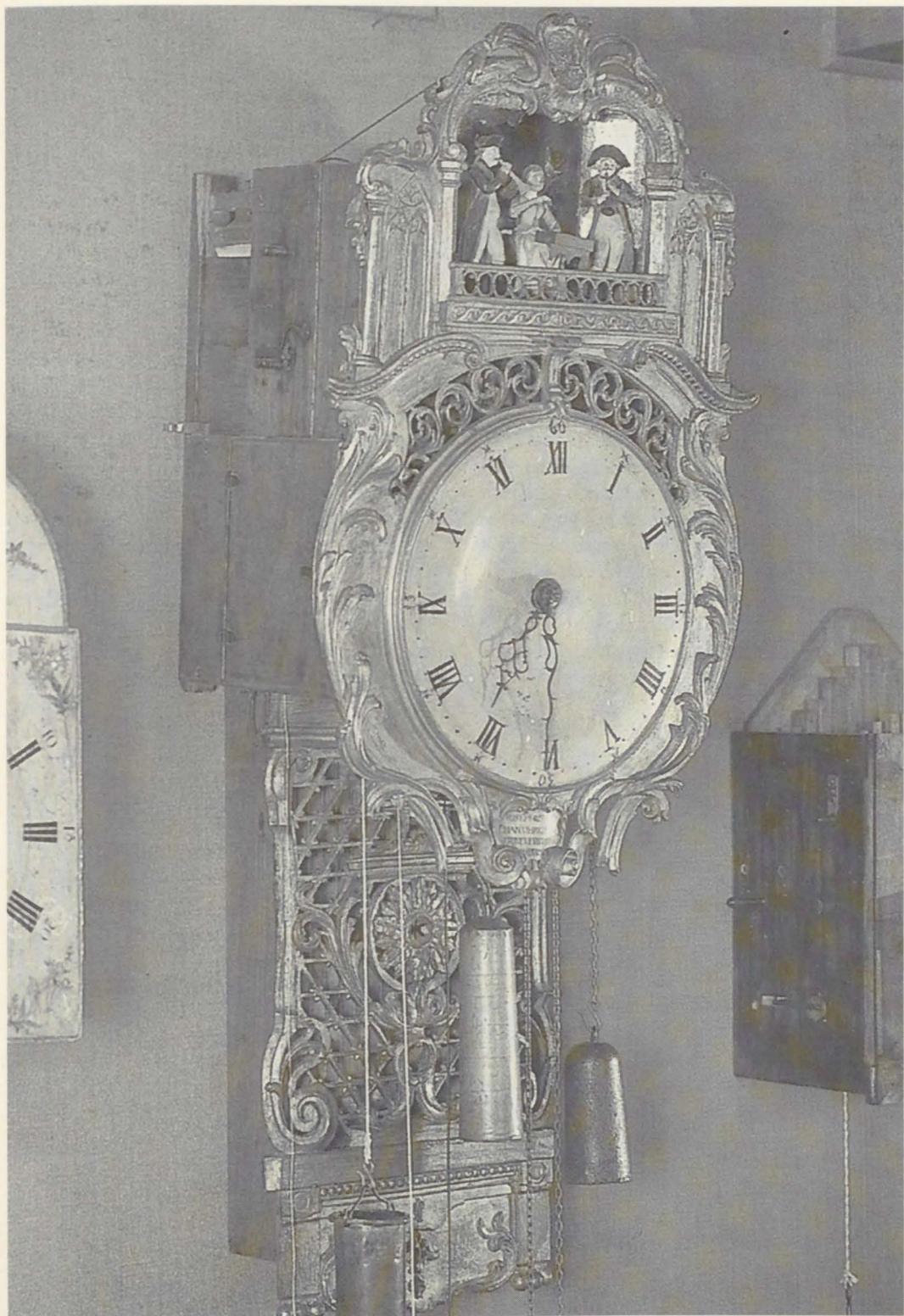
Bei einem zweiten Heimatabend am 29. April 1934 konnten die Pläne namhafter Architekten für den Neubau gezeigt werden. Doch im Lauf des Jahres zeigte es sich, daß die Bereitschaft, für das Vorhaben auch finanzielle Opfer zu bringen, nicht groß genug war. Anfang 1935 stand fest: Das „Haus der Heimat“ kann nicht gebaut werden. Reaktion Hermann Schwers und der „Triberger Heimatgemeinschaft“ (zwangsweise umbenannter Gewerbe-





Schwarzwaldmuseum Triberg: Kuhschwanzpendeluhr





Schwarzwaldmuseum Triberg: Spieluhr



verein): „Nun bauen wir eben alleine ein neues Heimatmuseum“.

Nach kurzer Planung ging man daran, die Gewerbehalle umzubauen und dazu noch einen „Hochbau“ zu errichten. Die Inneneinrichtung wurde neu gestaltet und der Ausstellung wertvolle Objekte hinzugefügt.

Schon am 30. Mai 1936 konnte das neue „Heimatmuseum“ eröffnet werden. Leider verstarb sein Mäzen, Hermann Schwer, noch im gleichen Jahr.

Um die Bedeutung des Hausgewerbes für unsere Vorfahren zu illustrieren, richtete man eine Strohflechterstube ein. Die Strohflechte rei half den Menschen in Notzeiten, ein paar Gulden hinzu zu verdienen.

In einer weiteren Handwerkerstube sitzt ein „Schnefler“, wie der Schindelmacher früher hieß, bei der Herstellung von Dachschilden, Trögen, Tellern und Butterfässern. Einem Feilhauer kann man in einer eigenen Werkstatt zuschauen. Feilhauer und Löffelschmiede waren in Triberg die Vorläufer späterer Mechaniker und Uhrmacher.

Die aus der Gewerbehalle übernommene Uhrmacherwerkstatt wurde verbessert und ergänzt.

Frau Johanna Schwer schuf mit Energie und Geschick die Schwarzwälder Trachtenschau mit Volkstrachten aus Triberg und Umgebung. Strohzyylinder aus Triberg und Schwarzwald und der Bollenhut aus Gutach durften dabei nicht fehlen. Ein Brautpaar aus St. Georgen mit dem typischen „Schäppel“, Trachten aus dem Prechtal, Kinzig- und Glottertal sind in Lebensgröße zu sehen.

Der 2. Weltkrieg schränkte die Tätigkeit des Heimat- und Gewerbevereins Triberg e. V. (Vereinsname ab 1946) erheblich ein, jedoch konnte man 1953 zum 100jährigen Bestehen des Vereins einen neuen Flügel anbauen, der die Uhrensammlung aufnahm. Im Untergeschoß richtete man eine Dokumentation zur Geschichte der Stadt Triberg ein. Die für Triberg charakteristischen Fastnachtmasken, der „Federeschnabel“, der „Rote Fuchs“ und der „Triberger Teufel“ sind in ihren Originalkostümen zu sehen.

Im gleichen Jahr entstand auch ein großes, naturgetreues Diorama der Schwarzwaldbahn zwischen Niederwasser und Sommerau mit

fahrenden Zügen. Es zeigt, wie der Erbauer der Schwarzwaldbahn, Robert Gerwig, mit der genialen Idee der „Doppelschleife“ den Höhenunterschied in extremer Gebirgslage überwand. Um die Bedeutung der Schwarzwaldbahn für unser Gebiet besonders herauszustellen, zeigte man 1988 im Schwarzwaldbahn-Saal Dokumente zur Planung, dem Bau und der 1972–1975 erfolgten Elektrifizierung der Bahn.

1958 ergänzte man die Ausstellung der Werke des „Schnitzersepps“ mit einer Schnitzersepp-Werkstatt.

1968 erwarb das Museum eine bedeutende Mineraliensammlung und erbaute 1969/70 für ihre Präsentation einen eigenen Mineralien-Bergwerksstollen. Seltene Schätze der Erde leuchten uns nun in magischem Licht entgegen. Eine Fundgrube auch für den Fachmann.

1978 entstand ein neuer Uhrensaal mit einer Uhrenschilder-Malerwerkstatt. Hier fand die erweiterte Sammlung Historischer Uhren endlich ihren gebührenden Platz. Von der ältesten Holzräderuhr über „Waaguhren“, „Kuhschwanzpendeluhren“, erste Kuckucksuhren, Schotten- und Flötenspielluhren, um nur einige Beispiele zu nennen, bekommt man einen Eindruck von dem Erfindungsreichtum Schwarzwälder Uhrenmacher vergangener Zeiten.

Die in ihrer Art einmaligen Uhren der ehemaligen Jahresuhrenfabrik, August Schatz und Söhne, Triberg, werden in einem besonderen Raum vorgestellt.

Unser Gebiet war auch führend im Bau von Orchestrien, deren Melodien das ganze Museum erfüllen. Sie sind eine Weiterentwicklung der Flöten- und Spieluhren. Das Prachtstück des Hauses ist eine Konstruktion der Firma Tobias Heizmann, Villingen, das speziell für die Triberger Gewerbehalle gebaut wurde. Es ersetzte damals ein Orchester von 50 Musikern.

Die Firmen Imhof & Muckle, Vöhrenbach, Ketterer, Furtwangen und Gebr. Weber, Waldkirch, sind mit eigenen Modellen vertreten.

Große Aufmerksamkeit verdient auch die Bauernkapelle der Firma Blessing, Unterkirnach. Sie wird von einem automatischen Klavier der Firma Welte, Vöhrenbach, dem Welte-Mignon gesteuert.



Michael Welte, der Erfinder dieses Klaviers, war schon 1867 auf der großen Pariser Weltausstellung mit seinen großen Orchestrien aufgefallen. Mit seinem **Welte-Mignon Reproduktionspiano** war es ihm 1904 gelungen, das Spiel bedeutender Pianisten dieser Zeit auf gestanzten Papierrollen aufzuzeichnen. Mit Hilfe dieser Rollen konnte man dann die Klavierkonzerte auf dem automatischen Klavier jederzeit original reproduzieren.

1979 richtete der Enkel Hermann Schwers, Hans Georg Brunner-Schwer, eine Dokumentation der **Entwicklung der Rundfunktechnik** mit den Rundfunkgeräten der SABA-Werke Villingen ein.

Vom einfachen Detektor bis zum „Superhet“ der 30er Jahre findet man die besten Modelle der SABA.

Um sich gegenüber den überall neu entstandenen „Heimatismuseen“ abzugrenzen, wurde das Museum 1980 in „Schwarzwaldmuseum“ umbenannt.

1994/95 ging man daran, das Museum gründlich zu sanieren. Das Dach, die Heizung und die sanitären Anlagen wurden erneuert. Man entfernte die Decke der Eingangshalle, so daß nun die ursprüngliche originelle Spann-

konstruktion des Dachstuhles der alten Gewerhalle wieder zum Vorschein kam.

Der zu enge **Eingangsbereich** bekam mit einer zeitgemäßen Stahl-Glaskonstruktion ein neues Gesicht und die notwendige funktionelle Verbesserung.

Die Schaffung weiterer Ausstellungsflächen, welche auch die Durchführung von **Sonderausstellungen** ermöglichen sollen, kann baldmöglichst angegangen werden, wenn die Finanzierung gesichert ist.

Schließlich besteht die Möglichkeit, später einmal auf einem angrenzenden Grundstück einen Anbau zu erstellen, in dem dann weitere Abteilungen wie z. B. die **Strohhatfabrikation**, die **Turmuhrenfabrikation** oder die **Entwicklung des Wintersports** in der Raumschaft gezeigt werden könnten.

Das 60jährige Jubiläum des Schwarzwaldmuseums Triberg wurde am 1. und 2. Juni 1996 gebührend gefeiert.

Anschrift des Vereins:

E. Bausch, Schriftführer

Heimat- und Gewerbeverein Triberg e. V.

Wallfahrtstraße 4

78098 Triberg



Schwarzwaldmuseum Triberg: Hochzeitszug in St. Georgen





*Schwarzwaldmuseum Triberg: Lackschildermaler*



## Zego — Renaissance des „Badischen Nationalspiels“?

Unlängst fuhr ich mit der Eisenbahn von Baden-Baden zum Flugplatz Frankfurt. Im Nebenabteil hörte ich eifriges „Kartenklopfen“. Die Neugier packte mich, ich schaute nach. Es waren drei junge Männer, vielleicht zwischen 20 und 25 Jahren. „... Und Truck, ... und nochmals Truck und ...“. „Zego, ... selber, Eine — hab ich auch noch ...“. Tatsächlich, es ist noch nicht ausgestorben, das gute alte Zegospiel, das „Badische Nationalspiel“, wie der Beitrag von Dr. Friedrich Schlager in der Festschrift für Ernst Ochs 1951 überschrieben war.

Alte Erinnerungen wurden wach. Als junger Student fuhr ich in den ersten Nachkriegsjahren oft mit Dr. Schlager und seinen Paddelbooten in die Ferien; alte, über den Krieg gerettete Faltboote waren es, mit denen wir die Wildflüsse Bayerns, Südtirols und (damals noch sensationell) Jugoslawiens unsicher machten. Dabei führten wir einmal, ohne es zu wissen und zu wollen, die Erstbefahrung eines als unfahrbar geltenden Teils der Wocheiner Save durch.

An den Zeltabenden, wenn wir irgendwo vor dem Zelt am Ufer eines Flusses saßen und die Gespräche um Gott und die Welt kreisten, kam Schlager auch gelegentlich auf eine Entdeckung zu sprechen, die er im „Atlas für Deutsche Volkskunde“ gemacht hatte. Dieser Atlas beruht auf einer volkskundlichen Erhebung, die im Jahr 1932 für alle Gemeinden des damaligen Deutschland durchgeführt wurde. Unter vielen andern Fragen war auch folgende Frage: „Welches Kartenspiel spielen die Männer (warum nur sie?) Ihres Ortes am liebsten?“ Es stellte sich heraus, daß Zego nur im Bereich des alten Landes Baden und des alten Fürsten-

tums Hohenzollern-Sigmaringen sowie in sechs unmittelbar an der Grenze gelegenen Orten gespielt wurde. Wie ist es möglich, daß eine Brauchtumserscheinung, die — wie das Kartenspiel — nur dem freien Spiel der Kräfte anheim gegeben scheint, sich so eng an Landesgrenzen anschließt, fragte Schlager.

Die Frage ließ uns keine Ruhe, und so entstand schließlich Schlagers oben erwähnte Untersuchung. Ich möchte die Grundgedanken Schlagers zusammenfassen und sie noch erweitern und ergänzen, soweit ich aus eigenem Suchen noch etwas hinzufinden konnte. Das Zegospiel ist ohne Zweifel eine Variante des Tarockspieles, wie es in Österreich verbreitet war. Die Karten — aber nur die Karten, nicht die Spielregeln — sind mit dem Tarot verwandt (zumindest in einigen Versionen), jener esoterischen Spielart, die gerade heute im Zeitalter des (abklingenden) New Age fröhliche Urständ feiert.

Nach Österreich kamen die Tarockkarten aus Italien. Südlich der Alpen wird das Kartenspiel um 1370 erstmals faßbar, und zwar in verschiedenen Spielarten. Vieles ist im Zusammenhang mit dem Aufkommen der Spielkarten noch unklar, etwa die Entfaltung der Farb- und Zählssysteme. Gibt es Vorbilder im Osten? (Weiterführende Gedanken und Literaturangaben in „Tarocchi, Menschenwelt und Kosmos“, Ausstellung des Wallraf-Richartz-Museums, Köln 1988, Katalog gestaltet von Dr. Uwe Westfeling.) Jedenfalls: Um 1465 entstehen in Italien die sogenannten Tarocchi des Mantegna, die wichtig werden für die weitere Entfaltung der Tarockkarten. „Diese berühmten Blätter sind gleichermaßen Inkunabeln des italienischen Kupferstichs und Schlüsselstück für die Ent-





Abb. 1a

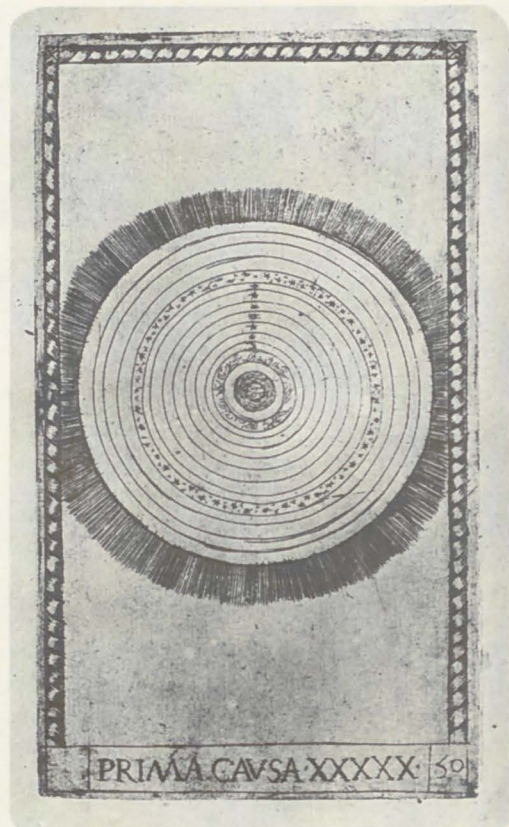


Abb. 1b

wicklung neuer Formen europäischer Spielkarten aus dem Geist des italienischen Humanismus. . . Von den Rängen menschlicher Gesellschaft spannt sich der Bogen bis zur Person Gottes als Urgrund und oberstes Prinzip des Kosmos“. (Tarocchi, S. 13; vgl. dazu die Abb. 1a u. 1b). Diese beiden letzten Karten aus den Tarockkarten von Ladenspelder, Nr. 49 und 50, zeigen die Sphäre der Urbewegung („Primo Mobile“) und des ersten Grundes („Prima Causa“) im Kosmoschema der konzentrischen Kreise. Wer denkt dabei nicht an die Philosophie des Aristoteles, die ja in der Zeit des Humanismus einen so großen Einfluß hatte? Wir werden sehen, daß sich in den alten badischen Zegokarten noch ein Abglanz eines solch großen ständisch-kosmischen Weltentwurfs findet, freilich ins Kleine und Bürgerliche des 19. Jahrhunderts gewandelt.

Die Alpen waren immer sowohl Grenze als auch Übergang aus dem mediterranen in den

deutschen Raum, insbesondere zunächst in den österreichischen Bereich. Die Handelsbeziehungen waren eng, und so ist die Übernahme des Kartenspiels ganz allgemein nur eine Frage der Zeit. Die Anfänge des Holzschnitts und des Kupferstichs lassen die Produktion von Spielkarten in größerer Menge zu, und so finden wir bereits Anfang des 15. Jahrhunderts eine ganze Reihe verschiedener Spielkarten, darunter auch die Tarockkarten, im Bereich des heutigen Österreich. Es liegt auf der Hand, daß die esoterisch-weltanschaulichen Themen des Humanismus, wie wir sie etwa in den Karten des Ladensperger und des Mantegna finden, in einem Spiel für breitere Schichten sich verändern; aber es ist sicher, daß sich in Anklängen kosmisch-gesellschaftliche Themen bis in die Zegokarten unserer Zeit erhalten haben, wie noch zu zeigen sein wird.

Zu Vorderösterreich gehörten Städte wie Freiburg i.Br. und große Teile des süddeut-





Abb. 2



schen Raums. Es liegt nahe, daß mit den österreichischen Verwaltungsbeamten auch deren heimatliche Spiele in den südbadischen Raum gelangten. Deshalb ist auch heute noch der südbadische Raum das bevorzugte Verbreitungsgebiet des Zego. Allerdings hat sich eine besondere Spielart und Kartengestaltung herausgebildet. Wie dies geschah, ist noch weitgehend unklar. Zur Verbreitung des eigentlich südbadischen Zego auch in den nördlicheren Teilen des alten Landes Baden ist es wahrscheinlich, daß mit der Entstehung des Großherzogtums dieses Spiel durch die Beamten, deren Mobilität durch die Versetzungspraxis größer war als die Mobilität der übrigen Bevölkerung, in die andern Landesteile gebracht wurde. Wichtig mag auch die Teilnahme badischer Truppen am Spanienfeldzug Napoleons 1808 bis 1814 für die Verbreitung des Zegospiels gewesen sein. Dabei waren ja Soldaten aus allen Landesteilen vertreten, und das Kartenspiel gehörte auch damals sicherlich zum Zeitvertreib der Soldaten und damit in ihren Tornister.

Ein Problem beschäftigte Friedrich Schläger besonders: Wie kommt das Zego, das ja so exakt umschrieben nur im badischen Raum zu finden ist, ins Hohenzollern-Sigmaringische? Die Lösung liegt nahe, aber man muß halt die zündende Idee finden: Seit 1827, also seit der Auflösung des alten Bistums Konstanz, gehört der Raum des alten Fürstentums Hohenzollern-Sigmaringen zur Erzdiözese Freiburg; das bedeutete, daß die katholischen Geistlichen in diesen Raum versetzt wurden. Dieses Gebiet ist ja überwiegend katholisch. Das Kartenspiel ist zwar des Teufels, wie der Volksmund sagt, aber der Bund von Karte und Soutane war seit jeher recht eng. In diesem Zusammenhang möchte ich wenigstens eine kleine Passage aus der „Studienzeit“ des badischen Prälaten und Zentrumsabgeordneten Heinrich Hansjakob zitieren. Hansjakob berichtet aus seiner Pennälerzeit in Rastatt:

„Meine Hausfrau hatte längst bemerkt, daß mein Klavier selten einen Ton von sich gab . . . In Geldsachen allezeit ein billiger Denker, schloß ich mit der Hausfrau ab, daß sie mein Klavier für zehn badische Gulden erhielt, ein Preis, wie ihn wohl selten ein Klavier erduldet. Die zehn Gulden aber gab ich in den folgenden

Wochen aus, um ein viel unnötigeres Spiel zu lernen, das Zego nämlich . . . In der Tat hatte ich Freunde bis in die Obersexta (Prima) hinauf, von denen ich nicht bloß frühzeitig den „Comment“, sondern auch das Zegospielen lernte. Meine ersten öffentlichen Studien mit „Skis“ und „Bagad“ machte ich im „Oberen Prinz“, einem feineren Bierlokal, das meist von österreichischen Offizieren besucht war. Ich erinnere mich noch lebhaft jenes Samstagnachmittags im Herbst 1855, da ich das erste Bierzego mitmachte. Die Mutter hatte mir am Tag zuvor einen gekochten Schinken geschickt, und den opferte ich als erste Hekatombe dem „Skis“ (oberster Trumpf im Zego). Er ward auf dem Zimmer des Obersextaners Wickert verzehrt, und dann wurde zum Zego im „Prinz“ geschritten. Die Obersekundaner Strauß, später Jesuit, und Fingado, als junger Kameralpraktikant in Freiburg gestorben, waren die weiteren Mitglieder der Gesellschaft. Sie schmierten mir richtig auch die Zeche hin. Allein, das trübte meine Heiterkeit keinen Augenblick; ich war stolz darauf, mit Obersextanern mein erstes Zego gespielt zu haben.“

Nun: Dieser Leidenschaft blieb Hansjakob bis in seine späteren Zeiten treu.

Es kann hier nicht darum gehen, die Regeln des Zegospiels aufzuzeigen. Doch die Karten und ihre Bilder sollen wenigstens kurz vorgestellt werden.

Das „badische“ Zego Spiel hat 54 Karten. Es wird in der Regel von drei Spielern gespielt, wobei – ähnlich wie beim Skat – einer gegen die beiden andern spielt. Er nimmt die verdeckt, „blind“ liegenden Karten an sich (spanisch „ciego“ = blind; Cego oder Zego!). Es gibt die sog. „Luschen“, die nicht zählen. Es gibt ferner die vier Farben und ihre Bilder; allerdings gibt es neben den Buben, Damen und Königen noch den sog. Cavall, den Ritter (span. caballero, ein weiterer Hinweis auf eine mögliche spanische Beziehung. Das Besondere am Zego sind allerdings die sog. Trucks, (Tarock!), die Trümpfe, und zwar als Bildkarten mit Zahlen von 1 bis 21 und der sog. Sküs oder Stieß oder ähnliche Bezeichnungen für den obersten Trumpf vgl. Abb. 2.

Auf diese Trucks und ihre Bilder soll wenigstens noch kurz eingegangen werden. Dazu vergleiche man die Abb. 3 ff. Die Bilder stam-





Abb. 3





Abb. 4





Abb. 5





Abb. 6





Abb. 7



men aus dem sog. „Enzyklopädischen Tarock“ (Angaben aus dem Band „Tarocke mit französischen Farben“, Katalog Deutsches Spielkartenmuseum, Echterdingen-Leinfelden, herausgegeben von Detlef Hofmann und Margot Dietrich).

Auf der Bildkarte Nr. 1 vgl. Abb. 3 ist ein Harlekin oder Clown zu sehen im Gespräch mit Columbine bzw. altem Mann. Die Gestalt des Narren ist stets im Zusammenhang mit einer höheren Wahrheit gesehen (vgl. den Hofnarren), und so steht er auch in der Nähe zum Magier z. B. des Marseiller Tarots vgl. Abb. 4. Der Magier hat übernatürliche Kräfte, und so trägt er auf den Spielkarten des Tarot (Tarot – die esoterische Variante des Tarock) stets einen Hut in Form einer liegenden Acht, das Unendlichkeitssymbol der Mathematik, der sog. Lemniskos: Bezug zum großen mittelalterlichen und humanistischen Weltbild der Tarocchi des 14. und 15. Jahrhunderts in Italien!

Abb. 5 Truck 2: Jungensspiel und Mädchen-spiel; Truck 3: Damen schauen nach Herrn, Herren schauen nach Damen; Truck 4: Vater und Sohn im Kontor, Mutter und Tochter im Garten; Truck 5: bürgerliche Großmutter mit Enkelin bei der Handarbeit, bäuerlicher Großvater mit Enkel im Spiel: Die großen Grundgedanken sind die Menschenalter und die Geschlechterspannung, aber hier nicht im mythologischen Zusammenhang des humanistischen Weltbilds, sondern im bürgerlich-bäuerlichen Rahmen der Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts.

Abb. 6 Truck 6: Damen beim Morgenkaffee bzw. Bauern beim Schwätzchen in der Arbeits-pause; Truck 7: städt. Paar bei der Mittags-pause bzw. Bauern auf dem Feld bei der Mittags-pause; Truck 8: Bürger beim Abendkonzert im Salon bzw. Abendfrieden der Bauern; Truck 9: Dieb bzw. Nachtwächter. Der Grundgedanke: Menschen und Stände im Rhythmus der Tageszeiten. Wer denkt nicht an den großen mittelalterlichen Ordo, das Eingefügtsein des Menschen in das Ordnungsgefüge von Natur und Kosmos.

Abb. 7 Truck 10: Hirtenbube auf Bergeshöhen (Luft); Bergleute im Salzbergwerk (in der Erde); Truck 11: Weinpartie auf dem Wasser bzw. Picknick am Feuer: Wir erhalten die 4 Elemente (Feuer, Wasser, Erde, Luft), die im

Mittelalter und bis weit in die Neuzeit hinein die Konstituentien des Universums darstellten. Die alte große kosmische Ordnung lebt weiter in den kleinen Zegobildern der Gesellschaft und Arbeitswelt des vorigen Jahrhunderts!

Man könnte diese Betrachtung durchaus noch weiter führen und sehr vertiefen. Doch mögen diese Andeutungen genügen, um zu zeigen, daß das Zegospiel nicht nur eine liebenswürdige badische Spezialität ist, sondern daß in den Spielkarten der älteren Art eine sehr weitgespannte kulturhistorische Tradition weiterlebt.

Wenn nicht alles trügt – und damit komme ich zum Ausgangspunkt dieser kleinen Betrachtung zurück – so ist das Zegospiel wieder im Kommen. In nicht wenigen Orten Badens wird die alte Tradition wieder lebendig, und dies auch unter jungen Leuten. Wettspiele werden veranstaltet und Preiszego gespielt. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Information, die ich bei einem Vortrag im Renchtal erhielt: Das Zegospiel wurde und wird nicht bloß in Baden gespielt, sondern es wurde und wird sehr wohl auch im alemannischen Raum des Elsaß gespielt. Da dieser Raum aber nicht vom Atlas für deutsche Volkskunde erfaßt wird, entzieht sich die Kenntnis der Verbreitung des Zegospiels im Elsaß dieser kleinen Betrachtung. Es wäre aber interessant zu erfahren, wie weit die Gemeinsamkeit des „Alemannischen Kulturkreises“ den zentralistisch-nivellierenden Bestrebungen der franzö-

Anschrift des Autors:  
Dr. Wolfgang Bruder  
Im Eichengarten 16  
76530 Baden-Baden

---

#### Literatur

Dietrich Margot und Hoffmann Detlef: Tarocke mit französischen Farben, Katalog eines Sammlungs-bereichs des Deutschen Spielkartenmuseums Leinfelden-Echterdingen, 1984

Schlager Friedrich: Das Badische Nationalspiel Zego in „Beiträge zur Sprachwissenschaft und Volkskunde“, Festschrift für Ernst Ochs 1951, S. 293–307.

Westfehling Uwe: Tarocchi, Menschenwelt und Kosmos, Ausstellungskatalog des Wallraf-Richartz-Museum, Köln 1988



## Die 20er Jahre im Rhein-Neckar-Dreieck<sup>1</sup>

Das Rhein-Neckar-Dreieck, über dessen Situation in den 20er Jahren in der nächsten halben Stunde zu sprechen ist, läßt sich als historische Größe nicht leicht fassen. Im Laufe der Jahrzehnte wuchs es kontinuierlich an. Für die Gegenwart ist die Definition einfach: da sollte man sich auf den Raumordnungsverband Rhein-Neckar beziehen, also die linksrheinischen Stadtkreise Worms, Frankenthal, Ludwigshafen, Neustadt und Speyer und die Landkreise Ludwigshafen und Bad Dürkheim sowie rechtsrheinisch die Städte Mannheim und Heidelberg, den Kreis Bergstraße und den Rhein-Neckar-Kreis hinzunehmen, ein Gebiet von gut 3300 km<sup>2</sup> mit rund 1,8 Mill. Einwohnern. Vor 40 Jahren hätte man sicher gezögert, die Grenzen so weit auszudehnen, weil die Verflechtungen in der Region so großräumig noch nicht waren, und vor zwei Menschenaltern wäre der Rhein-Neckar-Raum noch enger zu fassen gewesen. Er zählte nach damaliger Einschätzung etwa 750 000 Menschen. Die beiden Kernstädte Mannheim und Ludwigshafen hatten 1925 250 000 und 100 000 Einwohner. Heidelberg war noch mittelstädtisch geprägt; seine Bevölkerung belief sich auf 73 000. Daneben gab es etliche kleinere Städte und zahlreiche Gemeinden mit zumeist ansehnlichen Einwohnerzahlen. Anders als heute rechnete man große Teile der Kreise Bergstraße, Rhein-Neckar, Bad Dürkheim und Ludwigshafen und die Städte Neustadt, Speyer und Worms noch nicht zur Region. Wie auch immer: es handelte sich in der jüngeren Geschichte stets um ein von Grenzen mannigfach durchschnittenes Gebiet. Bis 1945 trafen hier die drei Länder Baden, Bayern (mit seinem rheinischen Besitz Pfalz) und Hessen in ihrer vom Wiener Kongreß geschaffenen

Gestalt zusammen, Territorien, die im Laufe des 19. Jh.s ein beachtliches Maß an Loyalität ihre Bewohner auf sich vereinigt hatten und deren politisches Klima sich weitgehend entsprach; das blieb, wenn man die Pfalz isoliert betrachtet, auch in der Weimarer Zeit so. Unterhalb der Landesgrenzen, aber gewöhnlich mit ihnen identisch, fanden sich mannigfache andere administrative Demarkationslinien auf der Ebene der Mittelinstanz, die von Eisenbahn- und Oberpostdirektionen beispielsweise.

Trotz der politisch-administrativen Teilung war das Rhein-Neckar-Gebiet doch sozialstrukturell sehr einheitlich. Es handelte sich auch in den 20er Jahren schon um eine hochindustrialisierte Region mit einem entsprechend großen Arbeiteranteil an der Bevölkerung und zugleich einer leistungsfähigen, weitgehend kleinbetrieblich organisierten und auf Sonderkulturen ausgerichteten Landwirtschaft. Gemüse, Obst, Wein, Tabak, Handelsgewächse waren die hauptsächlichen Produkte, und viele Landwirtschaften wurden nur noch im Nebenberuf geführt; diese Betriebsinhaber hatten ihren Haupterwerb als Arbeiterbauern in der Industrie. Die aus der Realteilung herrührende fortschreitende Besitzersplitterung und die damit verbundene Abkömmlichkeit von Arbeitskraft war im 19. Jahrhundert neben der verkehrsgünstigen Lage der Region eine wesentliche Voraussetzung der Industrialisierung gewesen. Die Industrie war diversifiziert, rechtsrheinisch stärker als linksrheinisch. Hier dominierte die Metallverarbeitung, dort die Chemie, und die BASF war der größte Arbeitgeber. Mannheim war zudem ein Handelsplatz von Rang. Die beiden großen Konfessionen waren annähernd von gleicher Stärke. In



Mannheim hatten die Protestanten einen Anteil von 50% an der Bevölkerung, während die Katholiken auf 41% kamen, für Ludwigshafen lauteten die Werte 48% und 46%. Die Zahl der Bürger israelitischer Konfession war beachtlich; in Mannheim betrug sie 2,8%.

Den differenzierten sozialen Verhältnissen entsprach ein vielgestaltiges politisches Kraftfeld. Das deutsche Parteiensystem hatte sich von Anfang an mehrgliedrig entwickelt. Es war charakterisiert durch einige deutlich erkennbare Trennungslinien, die, wie man heute sagt, sozialmoralische Milieus voneinander abgrenzten. Am deutlichsten erkennbar war das sozialdemokratische Milieu. In größeren Gemeinden mit einem kräftigen Arbeiteranteil an der Einwohnerschaft manifestierte es sich in einem ausgeprägt eigenständigen Vereinsleben neben den bürgerlichen Vereinen sowie in der Existenz eigener Wirtschaftsunternehmungen, namentlich der Konsumgenossenschaften. Das katholische Milieu war nicht ganz so breit ausgebildet, aber doch ebenfalls klar erkennbar. Daneben stand der liberale und konservative Sektor, den man gemeinhin nicht sehr glücklich als bürgerlich oder national zusammenfaßt; dies Milieu war eher protestantisch bestimmt. Die Bedeutung der Teilkulturen sollte man nicht überschätzen. Es gab einen breiten Sockel gemeinsamer Überzeugungen und Haltungen und viele Grenzüberschreitungen. Politisch waren das sozialdemokratische und das katholische Milieu bis weit in den Ersten Weltkrieg hinein in je einer Partei organisiert, der SPD und dem Zentrum, für das bürgerliche Lager waren stets mehrere Parteien charakteristisch. Das alles galt auch für den Rhein-Neckar-Raum; hier war im bürgerlichen Lager der Liberalismus besonders stark ausgeprägt.

Die konstitutiven Tatsachen für die deutsche Geschichte in der Weimarer Zeit waren der enorme Kräfteverlust durch den mehr als vierjährigen Ersten Weltkrieg, die Niederlage mit den sich daraus ergebenden Friedensbedingungen und der am Ende des Krieges stehende revolutionäre Staatsformwechsel. Dadurch wurden die inneren Gegensätze im deutschen Volk ungleich härter als vor 1914, und die Kompromißfähigkeit der Parteien ging spürbar zurück. Das schlug sich unmittelbar im Parteienfeld nieder. Schon 1916/17 trennte sich die

USPD wegen der Einstellung zum Kriege von der SPD. In der kritischen Situation 1918/19 erwies sich diese Neugründung als radikaler als die Mutterpartei, also letztlich als Linksabspaltung, aber doch nicht als radikal genug, um die Kommunisten bei sich festhalten zu können; sie verselbständigte sich Anfang 1919 in der KPD. Im Herbst 1920 schloß sich der relativ größte Teil der USPD-Mitglieder der KPD an und machte sie damit zur Massenpartei, andere kehrten, wie die meisten Funktionsträger, 1922 zur SPD zurück, während die Rest-USPD fortan ein Splitterdasein führte. Auch der politische Katholizismus vermochte seine Geschlossenheit nicht ganz zu bewahren. Aus Sorge um den Föderalismus verselbständigte sich das bayerische Zentrum im November 1918 als Bayerische Volkspartei. Dieser Schritt stieß in der Pfalz nicht überall auf Verständnis, so daß hier Zentrum und BVP lange miteinander konkurrierten und sich dabei nicht selten lebhaft bekämpften.

Im bürgerlichen Lager sah es zunächst eher nach Konzentration aus. Die Konservativen schlossen sich in der DNVP zusammen, die Liberalen suchten die jahrzehntelange Trennung in linke und gemäßigte Liberale zu überwinden, aber neben die neugegründete Deutsche Demokratische Partei trat doch bald wieder eine nationalliberale Deutsche Volkspartei, und in der Folge entstanden weitere bürgerliche Parteien, von denen namentlich die Reichspartei des deutschen Mittelstandes genannt sei. Von Anfang an gab es auch ausgeprägt rechtsradikale Tendenzen. Sie sammelten sich schnell, aber nicht ausschließlich, in der zunächst nur in Bayern tätigen NSDAP. Vermutlich entstand in Mannheim die erste außerbayerische Ortsgruppe, jedenfalls wurde von hier schon im Februar 1921 ein Versammlungsbericht nach München gegeben. Aber auch in der linksrheinischen Pfalz begegneten 1921 die ersten Nationalsozialisten.

Die gemeindeutschen Entwicklungstendenzen des Parteilebens gelten naturgemäß voll auch für das Rhein-Neckar-Gebiet. Für eine Industrieregion ist die vergleichsweise schwache Ausprägung der Extreme auffallend; das hing vermutlich auch mit dem Arbeiterbauerntum zusammen, ferner damit, daß der Katholikenanteil an der Bevölkerung recht hoch war.



Wegen der vielerlei administrativen Grenzen lassen sich an keiner Stelle die Wahlstärken der Parteien im Rhein-Neckar-Gebiet nachschlagen, die lokalen Ergebnisse müßten addiert werden. Hier genügt es, als Exempel auf Mannheim zu verweisen. Von den 96 Mitgliedern des Bürgerausschusses nach der Wahl im Mai 1919, davon 9 Frauen, entfielen 16 auf die USPD, 36 auf die SPD, 18 auf die DDP, 16 auf das Zentrum, 3 auf die gemäßigten Liberalen, je einer auf Evangelisch-Soziale und Mieter und 5 auf die DNVP. Die Mandatszahlen entsprechen ziemlich genau den Hundertsätzen bei den Stimmen. Gut 11 Jahre später, Ende 1930, wurden 14 Kommunisten, 25 Sozialdemokraten, 4 Linksliberale, 14 Zentrumsangehörige, 4 Nationalliberale, 9 Vertreter kleinerer Parteien der rechten Mitte und Rechten und 14 Nationalsozialisten gewählt; der Bürgerausschuß zählte jetzt 85 Mitglieder. Nun gehörte jeder dritte Abgeordnete extremistischen Parteien an, während 1919 nur ein Teil der USPD-Stadtverordneten dieser Kategorie zuzuordnen war. Noch 1929 hätte die Wahl ein anderes Resultat gehabt. Der Aufstieg der NSDAP zu einem politischen Faktor von Gewicht setzte erst im Winter 1929/30 ein. Die Zersplitterung des Parteienfeldes und die Radikalisierung beträchtlicher Teile der Wählerschaft im Laufe der 20er Jahren waren nicht Folge eines fehlerhaften Wahlsystems und einer allzu liberalen Politik der Regierungen, sondern ergaben sich aus den außerordentlichen Schwierigkeiten, mental und ökonomisch mit den Kriegsoffern fertig zu werden. Das deutsche Parteileben schon der 20er Jahre war ein sehr markanter Ausdruck für die zerrissenen Lebenswelten der Deutschen.

Die Kriegsfolgen trafen die verschiedenen Regionen des Reiches nicht gleichmäßig. Am drückendsten waren sie im Westen, wenn das damals der Öffentlichkeit auch kaum bewußt wurde. Wohl wegen der großen Gebietsverluste im Osten hielt man die Problemlast dort für schwerer. Freilich hatte der Osten auch eine bessere Lobby, wie sich aus den Bemühungen Ende der 20er Jahre ablesen läßt, neben die Osthilfe auch eine Westhilfe zu stellen – in diesen Auseinandersetzungen spielte der Ludwigshafener Reichstagsabgeordnete Hermann Hofmann vom Zentrum eine wichtige Rolle.

Die Ergebnisse waren nicht besonders; es wurden nur 15 Millionen Mark für die Westhilfe ausgewiesen, die für den gesamten Raum von der holländischen bis zur Schweizer Grenze reichen sollten. Die Sprecher der Westdeutschen auf Kommunalen Ebene, in den Parlamenten und den Landesregierungen machten in vielerlei mündlichen Äußerungen, Resolutionen und Denkschriften auf – um einen Buchtitel zu benutzen – „Die Not im Westgrenzgebiet“ aufmerksam. Um ihre Zwecke besser zu erreichen, neigten sie zu besonders düsteren Gemälden und zur Ableitung fast aller Probleme von der alliierten Besetzung des Rheinlands, sie instrumentalisierten also den Nationalismus. So heißt es in der anlässlich der Pfalzreise des Bayerischen Landtags im Oktober 1925 vorgelegten Denkschrift der Stadt Ludwigshafen und mit der gleichen Formulierung und Argumentation vier Jahre später in einem Memorandum für den Reichsrat: „Spiel- und Sportstätten für die Jugend fehlen hier fast völlig“. Das wurde mit der besatzungsbedingt schwierigen ökonomischen Lage der Stadt, aber auch mit dem generellen Mißtrauen der Franzosen begründet. Tatsächlich aber gab es um 1930 in Ludwigshafen 30 Sportvereine mit 18 000 Mitgliedern, davon 14 mit 6000 Aktiven im sozialdemokratischen Milieu. Ihnen standen 30 Sportplätze zur Verfügung, auf denen natürlich auch die Jugend sich betätigte. Trotz des generellen Tenors machen die Denkschriften deutlich, daß manches, über das geklagt wurde, Investitionsrückstand aus der Vorkriegszeit war. Die zu enge Straßenbrücke zwischen Mannheim und Ludwigshafen war wahrlich keine Besatzungsfolge. Andere Probleme hingen mit unternehmerischen Fehlentscheidungen aus der Nachkriegszeit zusammen. Diese Einschränkungen ändern aber nichts daran, daß die Situation des Rhein-Neckar-Raumes in den 20er Jahren wesentlich Kriegsfolge war. Die Wiederangliederung Elsaß-Lothringens an Frankreich und die damit verbundene Ausweisung von 200 000 Menschen, die zum guten Teil in Baden blieben, die erneuerte unmittelbare Grenzlage Badens und der Pfalz, die anderthalb Jahrzehnte währende Herausnahme des Saarlandes aus dem deutschen Wirtschaftsgebiet, die zunächst für 15 Jahre nach Inkrafttreten des Versailler Vertra-



ges, also bis zum 10. Januar 1935 vorgesehene, dann aber schon am 30. Juni 1930 beendete Besetzung der dritten sogenannten Mainzer Zone, zu der mit der gesamten Pfalz auch Ludwigshafen gehörte, sowie die Härte der französischen Besatzungspolitik im ersten Jahrfünft nach 1918 mit mehrfacher Sperrung der Rheinübergänge und der zeitweiligen, langandauernden Vorverlegung der Zollgrenze an den Rhein, schließlich die außerordentliche Zuspitzung des deutsch-französischen Verhältnisses im sogenannten Ruhrkampf 1923 mit ihren schweren ökonomischen Folgen, namentlich der Hochinflation, das waren Faktoren, die den Westen schwerer trafen als das übrige Reich und von denen das Rhein-Neckar-Gebiet in ganzer Härte mitbetroffen wurde. Die Steuerkraft der Kommunen wurde dadurch erheblich beeinträchtigt, während andererseits die Anforderungen an die öffentliche Hand merklich stiegen. Die sozialen Probleme waren in der Nachkriegszeit größer als vor 1914, aber die für ihre Milderung – von Lösung kann man ohnehin nicht sprechen – verfügbaren Mittel waren knapper, und das Reich, vor die Aufgabe gestellt, die Kosten des Krieges im Innern und gegenüber den Siegermächten zu tragen, konnte nicht viel helfen. Während des Ruhrkampfes, der für Mannheim eine bis Herbst 1924 dauernde Besetzung des Hafengebietes und schließlich auch des Schlosses brachte, kam das Wirtschaftsleben zu einem erheblichen Teil zum Erliegen. In Berlin gab es schließlich deutliche Tendenzen, das Rheinland „versacken“ zu lassen, eine Politik, die glücklicherweise abgewendet werden konnte.

Die wirtschaftliche Erholung ab 1924 war schwer. Stets blieben die Arbeitslosenzahlen im Rhein-Neckar-Gebiet über dem Reichsdurchschnitt, und Mannheim belegte einen der Spitzenplätze. Hier lag die Arbeitslosenquote Anfang 1927, also in den sogenannten besten Jahren der Republik, bei knapp 14%. Als im Januar 1929 der badische Staatspräsident in die Stadt kam, schätzte Oberbürgermeister Heimerich, daß 40 000 oder 50 000 Mannheimer, also ein Sechstel oder ein Fünftel der Bevölkerung, in irgendeiner Form von öffentlicher Unterstützung lebten. Die Stadt hatte außerordentlich hohe Fürsorgelasten zu tragen. Die Unterstützungssätze waren nicht aus-

reichend hoch, so daß die Betroffenen erhebliche Abstriche von einer normalen Lebensführung machen mußten; die Lage des unterstützten Bevölkerungsteils war alles andere als gut. Aber auch die Verhältnisse der in Lohn und Brot Stehenden und vieler Selbständiger war nicht sonderlich günstig. In den ersten Jahren nach dem Kriege war ein schnelles Steigen der Löhne, ein langsames der Preise zu beobachten, so daß eine Erhöhung der im Kriege stark abgesunkenen Realeinkünfte erzielt wurde, ohne daß das Vorkriegsniveau schon wieder erreicht werden konnte. Im Winter 1920/21 kehrte die Entwicklung sich um. Die Einkommen aus abhängiger Arbeit vermochten nun nicht mehr mit der Preisentwicklung Schritt zu halten, und während der Hochinflation 1923 wurde die Diskrepanz besonders groß. Überall sank die Kaufkraft breiter Bevölkerungsteile stark ab. Erst infolge der Währungsreform im November kamen Löhne und Preise wieder in eine berechenbare Relation und nach einiger Zeit wuchsen die Löhne sogar wieder schneller als die Preise. Ungelernte Arbeitnehmer hatten schon im Sommer 1924 die gleiche Kaufkraft wie im Jahre 1913, Facharbeiter kamen erst im zweiten Halbjahr 1927 auf diesen Stand. Bis Ende der 20er Jahre verbesserte sich die Situation beider Gruppen weiter.

Wie schwer sich die Bevölkerung durchschlug, ist etwa an den schulärztlichen Befunden abzulesen. 1925 waren in Ludwigshafen 18% der Schüler schlecht, 53% mittelmäßig und nur 29% gut ernährt. Fast 29% hatten rachitische Schäden und mehr als die Hälfte litt an Blutarmut. Die Zwangsbewirtschaftung wichtiger Konsumgüter konnte keineswegs gleich nach dem Abbruch der alliierten Blockade im Sommer 1919 aufgehoben werden, sie wurden vielmehr nur langsam abgebaut, aber 1921 war sie für Lebensmittel weitgehend verschwunden. Ende 1923 hörte sie endlich auch für die Steinkohlebewirtschaftung auf.

Angesichts der sehr schwierigen materiellen Verhältnisse bis 1924/27 ist es nicht verwunderlich, daß es eine große soziale Gärung gab und daß bei Demonstrationen ein beachtliches Maß an Gewaltbereitschaft bestand. Sie kam wiederholt zum Ausbruch, so in Mannheim im Februar und im Juni 1919, im März 1921 und im Oktober 1923. Jedesmal waren



dabei Menschenleben zu beklagen. In Ludwigs-  
hafen waren die Verhältnisse etwas ruhiger;  
das Vorhandensein der Besatzungstruppen  
wirkte sich in dieser Hinsicht positiv aus. Wie-  
derholt kam es auch zu Streiks und Aussper-  
rungen; sie nahmen gelegentlich Massencha-  
rakter an, so etwa bei den Mannheimer Metal-  
lern im März 1922.

Selbstverständlich gab es auch eine ganz  
andere Art von Alltag. Wer etwa die Hefte der  
„Pfalz am Rhein“, also der Zeitschrift des pfälzi-  
schen Fremdenverkehrsverbandes, durchblät-  
tert, findet ein anderes Bild. Die Reichsbahn  
warb mit der Aufforderung „Macht Wochen-  
end-Ausflüge mit Sonntagsrückfahrkarten. Auf  
in die romantische, weinfrohe, gesegnete  
Rheinpfalz“ und legte dazu ein Verzeichnis mit  
Wandervorschlägen im Umfang von 15 Seiten  
vor. Vielerorts gab es Wein- und Spargelfeste  
oder Sängertreffen und Freilichtaufführungen,  
und in jedem Ort wurden Sport- und Vereinsfe-  
ste und Kirchweihen begangen, und alle fan-  
den sie ihre Besucher.

Was die Kommunen trotz dieser schwieri-  
gen Situation leisteten, war sehr beachtlich.  
Resignation machte sich nicht breit, und in  
vielfacher Hinsicht wurden die Weichen Rich-  
tung Zukunft gestellt. Selbst in der ersten  
Hälfte der 20er Jahre, als die Mittel äußerst  
knapp waren, wurden große Unternehmungen  
ins Werk gesetzt. In Mannheim machte man  
sich an den Hafenausbau, errichtete ein neues  
Wasserwerk und 1921/23 gemeinsam mit den  
Pfalzwerken und anderen Aktionären das  
Großkraftwerk. Auch beteiligte man sich an  
der Neckar-AG, die sich die Kanalisierung des  
Flusses zum Ziel setzte. Zwischen 1921 und  
1927 konnte das Vorhaben bis Heidelberg rea-  
lisiert werden. Große Aufgaben stellte der Aus-  
bau der Verkehrswege. Hier ist etwa auf eine  
bessere Straßenbahnverbindung zwischen  
Mannheim und Ludwigshafen, auf den Ausbau  
der OEG und auf mannigfache Straßenbauten  
zu blicken; all dies gehörte vornehmlich in die  
zweite Hälfte der 20er Jahre. 1928 konnte der  
Ersatz der 60 Jahre alten und längst zu schma-  
len Brücke zwischen den beiden Kernstädten  
der Region dergestalt in Angriff genommen  
werden, daß eine neue Eisenbahnbrücke er-  
richtet wurde, so daß der bisherige Eisenbahn-  
teil der Brücke für den Straßenverkehr frei

wurde; fertig war das Werk 1932. In den begin-  
nenden Luftverkehr schalteten sich Mannheim  
und Ludwigshafen sogleich ein, zunächst ab  
Sandhof, ab 1926 ab Neuostheim; gleichzeitig  
wurde die Badisch-Pfälzische Lufthansa ge-  
gründet. Mit Heidelberg zusammen plante  
Mannheim eine durch Gebühren zu finanzia-  
rende Autostraße zwischen den beiden Städ-  
ten. Das Reich machte allerdings unüberwindli-  
che Schwierigkeiten, da es die Gebührenfinan-  
zierung für öffentliche Wege ausschloß. Der  
1926 in Frankfurt gegründeten Hafraba AG,  
die sich den Bau der Autobahn Hamburg –  
Frankfurt – Basel zum Ziel setzte, trat Mann-  
heim sogleich bei.

Auf eine gründliche Verbesserung der Ver-  
kehrsverhältnisse richteten sich große Erwar-  
tungen. Man hoffte bei der Neckar-AG, daß von  
Plochingen aus schließlich die Schwäbische  
Alb überquert und dann bei Ulm der Donau-  
Anschluß erreicht würde. Dann könne Mann-  
heim zur Drehscheibe der Binnenschifffahrt  
werden. Dabei stand man allerdings in Konkur-  
renz mit der Rhein-Main-Donau AG.

Großes Gewicht kam überall dem Woh-  
nungsbau zu. Auch dieses Problem schrieb  
man gerne der Besetzung zu, als ob die weni-  
gen Hunderte beschlagnahmter Wohnungen  
viel ausgemacht hätten. Der Geburtenüber-  
schuß, der in den zurückliegenden Jahrzehnten  
Deutschlands Bevölkerung so stark hatte  
anschwellen lassen, verlangte gebieterisch  
nach einer ständigen Vermehrung des Woh-  
nungsbestandes. Auch dauerte die Land-Stadt-  
Wanderung an, und so waren die Städte beson-  
ders gefordert. Gemeinhin übernahmen die  
Kommunen den Wohnungsbau nicht direkt,  
sondern überließen das Genossenschaften, die  
sie freilich auch finanziell fördern mußten.  
Parallel dazu war der Schulbau eine stete  
Aufgabe, und auch andere öffentliche Einrich-  
tungen mußten an die wachsende Bevölkerung  
angepaßt werden. Mannheim und Ludwigsha-  
fen erweiterten in den 20er Jahren ihre Kran-  
kenanstalten beträchtlich. Im Ludwigshafer  
Raum war der schnelle Wiederaufbau des  
durch das Explosionsunglück vom September  
1921 zerstörten Oppau eine große Leistung.

Das Kaiserreich und die Weimarer Repu-  
blik gelten als eine Zeit, in der die deutschen  
Großstädte über besonders qualifiziertes lei-



tendes Personal verfügten. Man verweist gern auf eine ansehnliche Reihe „großer“ Oberbürgermeister. Zu ihnen gehörte zweifellos auch der Mannheimer Theodor Kutzer, der dieses Amt seit 1913 innehatte. Sein Frankfurter Kollege Ludwig Landmann hatte seine kommunale Karriere vor dem Kriege in seiner Geburtsstadt Mannheim begonnen und hier wichtige Eindrücke empfangen. Aber man darf nicht nur auf die Stadtoberhäupter blicken – für Ludwigshafen ist Christian Weiß zu nennen –, sondern muß ebenso auf die Dezernenten sehen. Auch sie waren tatkräftige und tüchtige Männer, die in schwieriger Zeit Bedeutendes für die ihnen anvertrauten Gemeinwesen leisteten. Daß die Parteien in den Kommunalparlamenten bei vielen Entscheidungen und Äußerungen allzu sehr auf ihre Klientel achteten, notierten sie mit Irritation.

Aussichtsreiche Versuche zur Herstellung der politischen Einheit des Rhein-Neckar-Raumes gab es nicht. Sogleich nach der Revolution sprach sich der Eberbacher Bürgermeister John Gustav Weiß für die Wiederherstellung der Kurpfalz aus; dabei spielte historische Romantik eine gewisse Rolle. Mit seinen Ansichten fand er bei Kutzer und dem Heidelberger Pharmakologen Albert Fraenkel, der einen Kreis ähnlich denkender Männer um sich gesammelt hatte, positive Resonanz, ebenso bei dem mit dem nunmehrigen bayerischen Ministerpräsidenten Eisner in Verbindung stehenden Mannheimer Linksradikalen Lederer. Dieser meinte, man solle das neue Gebilde eng an Bayern anlehnen, womit die bayerischen Kontiguitätssträume in den ersten anderthalb Jahrzehnten nach dem Wiener Kongreß wieder auftauchten, aber das dürfte Lederer nicht bewußt gewesen sein. In Karlsruhe konnte man der Kurpfalz-Idee nichts abgewinnen. Im Ministerrat wurde am 9. Dezember 1918 über die Pläne von Weiß gesprochen. Dabei teilte der Außenminister Dietrich mit, er habe Weiß im Einvernehmen mit Ministerpräsident Geiß geschrieben, daß er „die törichten Sachen bleiben lassen“ möge, denn das ganze Deutsche Reich werde auseinanderfallen, sobald man mit Veränderungen beginne. Diese Haltung entsprach der Meinung des Ministerrates. In der linksrheinischen Pfalz war eine neue Stellung des Regierungsbezirks im Winter 1918/19 ein

lebhaft diskutiertes Thema. Im katholischen Lager hatte man wenig Neigung, einem Bayern weiter anzugehören, in dem die radikale Linke den Ton angab. Im Gegenteil sei dafür Sorge zu tragen, daß die Pfalz nicht in den bolschewistischen Strudel gerissen werde. Genaue Zielvorstellungen hatte man nicht. Eine Option war die Verbindung mit der preußischen Rheinprovinz, die andere die Vergrößerung der Pfalz. Begehrliche Blicke richtete man dabei auf Rheinhessen, das allein doch nicht lebensfähig sei. Die Kurpfalz interessierte weniger. Ähnliche Spekulationen gab es kurzfristig auch bei den Liberalen und der Sozialdemokratie. Die Erörterungen waren freilich wenig erfolgversprechend, denn auch in München wollte man, ähnlich wie die badische Regierung, nicht an den Gebietsstand der Länder rühren. Schon im Dezember brachte Eisner diese Position auf die knappe Formel: „Wir verzichten nicht auf die Pfalz, unter keinen Umständen“. Das blieb die Leitlinie der bayerischen Pfalzpolitik bis in den Zweiten Weltkrieg hinein. Mit München war in dieser Frage nicht zu sprechen.

Angesichts der Unlust der süddeutschen Regierungen war die Absicht von Hugo Preuß, das Reich zum dezentralisierten Einheitsstaat zu machen, von vornherein zum Scheitern verurteilt. An den Verwaltungsgrenzen im Rhein-Neckar-Dreieck hätte dieser Plan ohnehin nichts geändert, nur wäre die Pfalz anders zugeordnet worden, nämlich zum Rheinland. Mit dem Fortschreiten der Arbeit an der Weimarer Verfassung wurde allen Erwartungen auf eine schnelle Neugliederung der Boden entzogen. Art. 18 enthielt zwar umfangreiche Vorschriften über diesen Problembereich und erklärte einleitend: „Die Gliederung des Reichs soll unter möglichster Berücksichtigung des Willens der beteiligten Bevölkerung der wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistung des Volkes dienen“, aber durch Art. 167,1 wurde der wesentliche Inhalt des Art. 18 für zwei Jahre suspendiert, weil man mit Rücksicht auf die französische Besatzungspolitik nicht in den tradierten Gebietsstand Westdeutschlands eingreifen wollte. Kurz vor Ablauf der Frist verständigten sich die Parteien im Sommer 1921 darauf, sie bis zum Ende der Besatzungszeit zu verlängern. Unberührt davon blieb nur



die Grundaussage in Art. 18,1 und die Feststellung in Art. 18,2, daß ein einfaches Reichsgesetz für eine Neugliederung genüge, sofern die unmittelbar beteiligten Länder zustimmten. Angesichts der eben erwähnten Zurückhaltung in München und Karlsruhe war eine Gebietsreform im Rhein-Neckar-Raum nicht zu erwarten.

In der Folge wurde über die Beseitigung der Rheingrenze mehr rechts- als linksrheinisch nachgedacht, namentlich in Mannheim, wo man sich durch die Landesgrenze unmittelbar westlich, nördlich und nordöstlich der Stadt sehr eingeengt fühlte. An erster Stelle ist der Professor an der Handelshochschule Tukerkmann zu nennen, der 1920 die Angliederung der Pfalz an Baden vorschlug. Mitte der 20er Jahre trat ihm der Handelskammersyndikus Blaustein an die Seite. Für ihn konnte sich Mannheims Lage nur dann verbessern, wenn die Landesgrenze zur Pfalz fiel oder ein Südweststaat gebildet wurde. Der engagierteste Vorkämpfer einer Territorialrevision wurde der im April 1928 sein Amt antretende Oberbürgermeister Heimerich, an sich Verfechter des Einheitsstaates. Er entfaltete eine rege Tätigkeit, um die Grenzfrage immer wieder ins öffentliche Bewußtsein zu heben. Durch eine enge Zusammenarbeit von Mannheim, Ludwigshafen und Heidelberg sollte die Grenze allmählich aufgelöst werden. Ein so großes, eng aneinander gerücktes Städtegebiet erfordere gemeinsame Regelungen. Mannheims Lage im bayerisch-hessisch-badischen Dreiländereck sei, so hieß es in einer 1929 dem Reichsrat vorgelegten Denkschrift, ein Paradebeispiel für die Schädigung der Wirtschaft durch veraltete Grenzen. Mannheim sei das natürliche Zentrum dieses Raumes, aber nur die Hälfte der Bevölkerung – in einem Kreis mit 25 km Radius von der Stadtmitte aus – lebe in Baden, ein Drittel in der Pfalz, der Rest in Hessen, und die Nachbarländer versuchten, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Region zu schwächen. Überhaupt müßten die Grenzziehungen im Reich mehr an wirtschaftlichen Gesichtspunkten ausgerichtet sein. Ähnlich sah Heimerichs Parteifreund, der badische Kultus- und Justizminister Adam Remmele die Dinge. Auch er wollte am liebsten den Einheitsstaat. Da sich das nicht erreichen ließ, plädierte er für drei oder vier direkt vom Reich regierte Selbstver-

waltungskörper im Norden und für zwei Länder im Süden, nämlich für Bayern und einen Südweststaat, der Württemberg, Baden, Hohenzollern, Hessen und die Pfalz umfassen sollte. Alle diese Vorschläge stießen selbst in Baden auf ein gemischtes Echo, auch in der SPD, der Heimerich und Remmele angehörten. Man bezweifelte, ob die badischen Interessen in einem größeren Gebilde noch so wirkungsvoll vertreten werden könnten, wie durch ein selbständiges Baden.

In München notierte man all diese Erörterungen mit großem Mißtrauen und betrieb gelegentliche Gegenwirkungen durch Proteste etwa in Karlsruhe oder Berlin oder mittels der Presse. Die Tendenz ging dahin, die Dinge nicht hochzuspielen. Man hielt Schweigen für eine wirksame Waffe. Die bayerischen Zeitungen einschließlich eines Teils der pfälzischen kritisierten die angeblichen badischen Annexionsgelüste immer wieder, und mancher Journalist behauptete, daß Mannheim seinen Niedergang durch Einverleibung Ludwigshafens aufhalten wolle. In Ludwigshafen stimmte man der Ansicht zwar zu, daß der Rhein keine Grenze sein dürfe, aber selbstverständlich wollte man nicht zum Vorfeld Mannheims werden, sondern die eigene Kräftigung erreichen. Die dem Reichsrat 1929 überreichte Denkschrift sprach denn auch andere Probleme an als die Mannheims.

Ende der 20er Jahre nahm die Neugliederungsdebatte an Intensität zu, da der Ablauf des Stillhalteabkommens von 1921 absehbar war. Resultate hatte das allerdings nicht. Einerseits war die Schwerkraft der 1815 geschaffenen Territorien zu groß, andererseits ließ sich doch nicht ganz glaubhaft machen, daß die vorhandenen Grenzen so drückten, wie die Reichsreformer vortrugen. Die Diskussion hatte eher akademischen Charakter als breite öffentliche Wirkung.

Hier sei abgebrochen. In den späten 20er Jahren schien die Entwicklung zur Normalität sich zu beschleunigen. Daß die Nationalsozialisten unangenehme Kumpane waren, sah man wohl, aber man hielt sie für kaum bedeutsam. Eine Prognose, sie würden Deutschland wenige Jahre später in die Katastrophe führen, wäre auf Unglauben gestoßen. Niemand ahnte, auf wie dünnem Boden die Normalität stand.



Eine Schlußbemerkung sei noch gestattet. Die 20er Jahre im Rhein-Neckar-Dreieck: Unter dieser weitgefaßten Überschrift hätte sich auch über ganz andere Dinge reden lassen, über Wohnküchen und die Mühsal des Hausfrauen-Alltags, über Brot- und Bierpreise, über Arbeitsbedingungen und Streiks, über die Häufigkeit von Krankheiten und Todesursachen zum Beispiel. Gegenüber einer derartigen Sehweise erschien freilich die hier ausgewählte, an der politischen Geschichte orientierte Annäherung an das Thema besser geeignet, die Charakteristika des Rhein-Neckar-Raumes zu kennzeichnen. Der Terminus Rhein-Neckar-Raum spricht sich im übrigen leicht aus. Indessen hat die Historiographie die Region als Gesamtheit eigentlich noch gar nicht entdeckt. Eine umfassende Geschichte des Rhein-Neckar-Raumes in den letzten 100 Jahren, also seit dem Zeitpunkt, an dem die Verdichtung zur Agglomeration einsetzte, unter Einbeziehung sowohl der poli-

tik- wie der sozial- wie schließlich der kulturgeschichtlichen Dimension ist eine lohnende historiographische Aufgabe. Auch die Historiker dieser Region sollten Grenzen nicht scheuen, weder die territorialen noch die zwischen den Teildisziplinen ihres Faches.

Anschrift des Autors:  
Prof. Dr. Hans Fenske  
Karl-Wendel-Straße 45  
67346 Speyer

---

*Anmerkungen*

- 1 Erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten am 15. 9. 1994 in Ludwigshafen und am 24. 11. 1994 in Speyer zur Eröffnung der Ausstellung „Zerrissene Lebenswelten. Der Alltag im Rhein-Neckar-Dreieck in den 20er Jahren“.



# Ausstellung zur Familiengeschichte „Gressler“ in Eppingen

Der geographische und historische Raum des „Kraichgau“ ist in letzten Jahrzehnten im wahrsten Sinne des Wortes genealogisch durchforscht worden. Was dabei herausgekommen ist, kann sich wahrlich sehen lassen, gibt es doch Zeugnis für einen großen Fleiß und von einer Entdeckerfreude der Suchenden“ auf den Spuren ihrer Ahnen“. Aus dem langen Kreis dieser forschenden Genealogen seien stellvertretend genannt: Heinz Schuchmann, Karl Diefenbacher, Hermann-Oskar Pertsch, Rudolf Herzer, die zumeist mit dem Kraichgau herkunftsmäßig Verbundenheit hatten, Veröffentlichungen zum Problem der „Schweizer Einwanderer in den Kraichgau“, eine stattliche Anzahl von Sippenbüchern in Ortschaften und von Familien u. a. bringen dieses Bemühen beredt zum Ausdruck, aber auch Aufsätze und die Aufschlüsselung von Listen von Familien, die aus dem Kraichgau ausgewandert sind nach den Vereinigten Staaten und nach Rußland mitsamt der Ahnentafeln von Leuten, die in Amerika zu Prominenten avanciert sind, runden das Bild ab. Hinzukommt noch die vielfältige Erforschung der Adelsgeschlechter und ihrer Archive – teilweise schon aus sehr früher Zeit –, die hier daheim sind, die uns Einblicke geben in die bewegte Geschichte des Raumes des Kraichgau. Alles zusammengekommen erlaubt uns, einen Blick in die Sozialgeschichte vor allem der letzten Jahrhunderte zu werfen und auch Aufschluß über die soziologische Struktur dieser geographischen und historischen Einheit Kraichgau zu bekommen, dieses Kulturraumes sowieso.

Höhepunkt in diesem Bemühen war jetzt die Ausstellung, die Kurt Gressler aus Elsenz, einem Teilort Eppingens, vom 10. bis 19. Mai 96 in der „Alten Universität“ in Eppingen zu

seiner „Familiengeschichte“ arrangiert hatte, bei deren Eröffnung am 15. Mai 96 Interessierte aus dem Kraichgau und Genealogen aus ganz Baden-Württemberg sich eingefunden hatten. In stiller, unermüdlicher und konsequenter Weise hat dieser seine Ausstellung aufgebaut, hat auf 40 qm Fläche auf dicht beschriebenen Ahnen-, Nachkommen- oder Bildertafeln die Namen von 2000 Personen präsentiert, dazu hat er auch die Form des Kreises und des Baumes benutzt. Hinzugefügt hat er auch noch Familienwappen. Mit Bewunderung und Erstaunen kann man das nur zur Kenntnis nehmen, allein das minutiöse Schreiben der Namen, der Symbole und der Hinweise hat Wochen in Anspruch genommen, dabei haben wir gar noch nicht berücksichtigt die Zeit und die Mühen, die er zum Auffinden in den Ständes- und Kirchenbüchern, aber auch in den Archiven aufbringen mußte: insgesamt eine Riesenarbeit, die der jetzt pensionierte Gemeindeangestellte geleistet hat. Dergleichen hat der Berichterstatter noch nirgends gesehen, das alles anzufertigen hat mit Sicherheit viel Überwindung gekostet. Alle, die von diesen Dingen nur eine kleine Ahnung haben, sind des Lobes voll über diese Leistung, umgekehrt sind wir als Liebhaber und Vertreter des Kraichgau auch wieder stolz darüber, daß einer von uns solche Tätigkeit übernommen hat und damit seiner Heimatregion ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, das in die Zukunft weist.

Kurt Gressler ließ es nicht bei der Familiengeschichte allein bewenden, er zog auch die Nebenlinien der „Gressler“ mit ein, dabei geht er zurück bis zum Jahre 1545, was an sich schon beachtlich ist in unserer Gegend, wo die Einträge erst nach dem 30-jährigen Krieg regelmäßig werden. Viele Orte des Kraichgau wer-

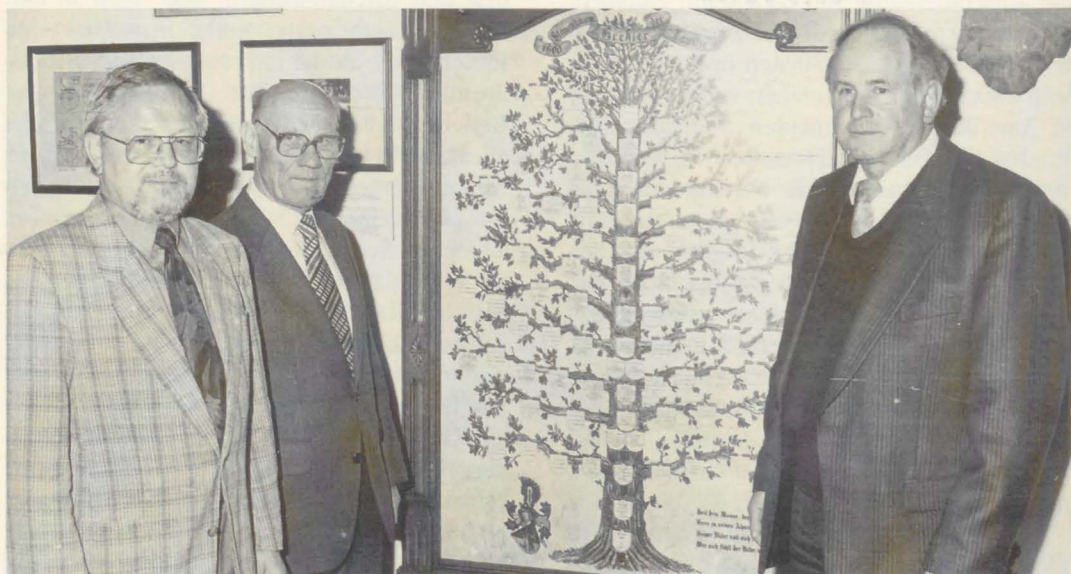


den erwähnt, auch noch einige Dörfer, die an diesen Raum anschließen, die Gemeinde „Stein bei Pforzheim“ ist so etwas wie ein Ausgangspunkt der Linie, eine genaue Herkunft konnte Kurt Gressler nicht einwandfrei feststellen. Bei seinem Forschen und Suchen hat er Namensverwandtschaft in anderen Gegenden Deutschlands entdeckt, sei es, daß diese „Gressler“ von hier sich ableiten lassen, sei es, daß sie eine andere Linie darstellen. Auch hat sich Kurt Gressler über die Etymologie seines Familiennamens Gedanken gemacht, wobei er einige Varianten in der Erklärung anfügt, dabei aber ist keine dieser Möglichkeiten der Erklärung ganz schlüssig. Interessant mag noch sein zu erkennen, mit welchen Sippen im Kraichgau die „Gressler“ verwandt sind, das ist nur möglich, weil die Arbeit über die Familiengeschichte hinaus angelegt ist. Bei der Vorstellung der Ausstellung haben Bernd Röcker, der Vorsitzende des „Heimatvereins Kraichgau“, Eppingen, der die Exemplarität dieser Arbeit hervorhob, und Emil Schumacher, Rohrbach bei Sinsheim, der bei der Erstellung der Daten und der Aufmachung mit Pate stand, gesprochen. Kurt Gressler selbst will in einer Buchveröffentlichung, die noch in diesem Jahr erscheinen soll, berichten über seine Erfahrungen, die er beim Forschen und Suchen im Umgang mit den

Quellen und dem Anlegen seiner Tafeln gemacht hat, auch darüber etwas zu vernehmen, dürfen wir gespannt sein. Daß er diese Arbeit auf sich genommen – so sagt es Kurt Gressler, kam nicht nur aus Liebe zu den Ahnen und zu seiner Heimat zustande, sondern auch als Teilstück einer Auffassung, die dem Grundsatz huldigt, daß „wer die Vergangenheit nicht kennt, auch die Gegenwart nicht verstehen und die Zukunft nicht meistern“ kann.

Genealogie wird im Kraichgau auch heute noch intensiv betrieben, Emil Schumacher leitet den „Arbeitskreis Generalogie“ innerhalb des „Heimatkreises Kraichgau“, dieser trifft sich regelmäßig und tauscht gegenseitig Erfahrungen aus. Emil Schumacher hat mit dem Ehepaar Adolf und Berta Geiser aus Reigen bei Sinsheim schon einige evangelische und katholische Kirchenbücher ausgewertet und die Listen darüber im Druck erscheinen lassen. Unter diesen Aspekten hat die Ahnenforschung zumindestens noch im Kraichgau Bestand und den Sitz im Leben.

Anschrift des Autors:  
 Michael Ertz  
 Renchlinstraße 146  
 75015 Bretten



*l. Bernd Röcker, Vorsitzender des HV Kraichgau; Kurt Greßler  
 r. Emil Schumacher, Vorsitzender der AK Heimatpflege/HV Kraichgau*



## Johann Peter Hebel-Literaturpreis 1996 des Landes Baden-Württemberg für Kundeyt Surdum ✓

Mit dem Johann Peter Hebel-Literaturpreis des Landes Baden-Württemberg wurde der türkische Lyriker Kundeyt Surdum am 10. Mai 1996 in Hausen im Wiesental ausgezeichnet. Kundeyt Surdum wurde am 17. Februar 1937 in Konya geboren und lebt seit 1971 in Frastanz in Vorarlberg. In Istanbul besuchte er das

österreichische Gymnasium „St. Georg College“ und erlernte dort die deutsche Sprache. Bereits als Gymnasiast übersetzte er deutsche Texte ins Türkische.

Der jüngste Preisträger studierte unter anderem Germanistik, Kunstgeschichte und Klassische Archäologie.



Mit dem Johann Peter Hebel-Literaturpreis 1996 des Landes Baden-Württemberg wurde der Lyriker Kundeyt Surdum von der Ministerin für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst, Brigitte Unger-Soyka (links) ausgezeichnet. In der Bildmitte die Gattin des Geehrten und rechts im Bild Hausens Bürgermeister Karl Heinz Vogt. Foto: Elmar Vogt



Seine ersten Gedichte schrieb Kundeyt Surdum im Jahre 1969, sechs Jahre später trat er mit Lesungen an die Öffentlichkeit. Sein erstes Buch erschien 1988 unter dem Titel „Unter einem geliehenen Himmel“ und wurde gleich von einem großen Leserkreis positiv aufgenommen. Der Nachfolgebänd, ein Werk mit Fotos von Nikolaus Walter trägt den Titel „Landlos – Türken in Vorarlberg“ und erschien im Jahre 1991.

Kundeyt Surdum arbeitet weiter als Übersetzer, Gerichtsdolmetscher und Lehrer für türkische Kinder. Ebenso schreibt Kundeyt Surdum Beiträge für eine türkische Zeitschrift, die monatlich erscheint. Für den österreichischen Rundfunk (Radio Vorarlberg) gestaltet Kundeyt Surdum türkischsprachige Nachrichtensendungen. Doch dieser Job als „Nachrichtensammler“ sei seinem anderen, dem lyrischen Ich fremd, verriet der jüngste Preisträger bei der Lesung am Vorabend der Preisverleihung im Hebelhaus in Hausen im Wiesental.

Bescheiden saß Kundeyt Surdum bei der Lesung im Hebelhaus am Tisch, ein wenig ungläubig fast, daß „diese große Ehre“, diesen Preis entgegenzunehmen, ausgerechnet ihm in den Schoß gefallen sein soll.

Unvermeidlich tauchte da die Frage nach Heimat und Identität auf, für den Autor weniger ein Problem der Entwurzelung als eines der doppelten Wurzeln. „Die Spielplätze der Kindheit sind Heimat“, sagt er mit Bestimmtheit. Aber auch: „Habe ich das Land verlassen oder das Land mich?, ich weiß es nicht“. Obligatorisch auch die Frage nach Kundeyt Surdums Bezug zu Johann Peter Hebel, dessen „Kannitverstan“ er im österreichischen Gymnasium in Istanbul kennenlernte, und dessen augenzwinkernde Schlagfertigkeit und Vernunft er zweifellos geerbt hat. „Wer je unter einem heimatlichen Himmel lebte, zögert nicht bei der Frage nach der Muttersprache. Türkisch sei die Sprache, in der er großgeworden ist; Muttersprache meint mehr, sagt Kundeyt

## Sehr geehrte Frau Ministerin

meine sehr verehrten Damen und Herren,

manche wollen von mir wissen, in welcher Sprache ich träume, jetzt ist es angebracht, daß ich diese Frage beantworte. In meinen Träumen spreche ich mehrere Sprachen, die Sprache der Inkas inbegriffen. Die Menschen, Pflanzen und Tiere, wir verstehen uns vollständig. Die andere oft gestellte Frage ist noch schwieriger und gilt dem Schweigen und dem Krieg, der Ausländerfeindlichkeit und dem Menschenrecht in manchen Ländern.

Um die Völker zu vereinen, brauchen wir Wissen und Vernunft, sagen sie. Ich finde es richtig. Um die Ängste zu löschen, wie das Feuer einer brennenden Stadt, brauchen wir Liebe, sagen die anderen. Es klingt so schön, ich sage sofort ja. Das Wissen, die Vernunft und die Liebe sind vorhanden, und auch die brennenden Städte; das verstehe ich nicht.

Das Schweigen halte ich für ein sehr wichtiges Wort, besonders dann, wenn man die Gedichte mit den Bomben vergleicht. Das ist die ewige Frage: töten die Bomben weniger, wenn die Dichter nicht schweigen? Über diese Frage habe ich nachgedacht.

Mein Computer grüßt mich, wenn ich ihn einschalte. Den Mond kopieren und einsetzen kann ich schon. Hinter mir mein Farbfernseher, gekoppelt mit dem Video. Ich kann alle Gemeinheiten schneller sehen als zum Beispiel Walt Whitman. Hatte er überhaupt ein Auto? Wie dem auch sei, „ich sehe, höre und schweige“ wie Walt Whitman es schrieb, aber schneller. Natürlich hat er nicht geschwiegen, indem er das Gedicht schrieb. Das Schweigen und Schreien, die Menschenrechte oder die Erfahrungen aus der Geschichte, die heutigen Bilder aus Tschetschenien haben die Kriege nicht verhindern können oder doch?



Surdum. Professor Dr. Sigurd Paul Scheichl von der Universität Innsbruck bedauerte in seiner Laudatio, daß zu wenige den Dichter Kundeyt Surdum kennen würden. Ein Grund dafür sei sicher, daß der Lyriker sehr zurückgezogen lebe und schreibe und sich dem Litera-

turbetrieb weitgehend entziehe. „Was noch alles Wertvolles in den Schubladen von Kundeyt Surdum liegt, kann man nur ahnen“, bemerkte der Laudator.

Die Auszeichnung und Würdigung mit dem Johann Peter Hebel-Literaturpreis als Hilfe: So

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich glaube, viele wollen es wissen, wer dieser Fremde ist, der auf Deutsch schreibt. Wenn ich auf die Uhr schaue, dann sehe ich, daß inzwischen mehr als 25 Jahre vergangen sind, daß ich die ersten Gedichte oder wie sie auch heißen mögen, Ende der 60er Jahre geschrieben habe. Geschrieben und weggelegt liegen sie in den Schubladen, versteckt in den Mappen, zwischen anderen Papieren. Jahre vergehen, bis ich sie finde und lese. Die, die mir immer noch gefallen, die, von denen ich mich an ein paar Worte erinnere, lege ich in eine neue Mappe, die ich leichter finden kann, wenn ich doch einige Gedichte für eine Lesung brauche. Johann Peter Hebel hat bestimmt seine Gedichte überarbeitet, um ihnen die beste Form zu geben. Georg Trakl hat es auch so gemacht, ein einziges Wort hat er mehrere Male durch ein anderes Wort ersetzt. Was ich tue, ist, daß ich die Gedichte in die Schublade stecke. Dann hole ich sie heraus; wenn sie mir gefallen, veröffentliche ich sie. Wenn ich aber einen Artikel falsch verwendet habe, verbessere ich ihn; wenn der neue das Fließen des Gedichts stört, werfe ich das Gedicht weg. Weder Hebel noch Trakl bin ich. Wo finde ich noch ein passenderes Wort, mit dem ich meine Gedichte überarbeiten kann? Die deutschen Sätze in mir schreibe ich auf die Papiere, habe keine anderen Sätze, außer denen, die ich schreibe. Deshalb kann ich auf dem Markt schwer ein Hemd kaufen. Ich bin ein Fremder mit einem gebrochenen Deutsch. Dann muß ich mich trösten und denke, du hast einige Gedichte geschrieben; deine deutschsprachigen Freunde, die Lyrik, Romane oder Hörspiele schreiben, akzeptieren

doch deine Arbeiten. Also, bleibe ein Fremder, sprich mit deinem gebrochenen Deutsch, wenn du ein Brot kaufen mußt. Manchmal hilft es, wenn ich mir so zurede, manchmal hilft es nicht.

Dann sage ich mir, daß es in der Weltliteratur viele Schriftsteller gibt, die in einer Fremdsprache große Werke geschrieben haben. Auf diese Erklärung hin überfällt mich eine bittere Antwort: sie beherrschten die Fremdsprache, in der sie schrieben, genau so gut wie ihre Muttersprache, wenn nicht besser. Eine furchtbare Last ist das.

Bitte erlauben Sie mir, daß ich weiter vorlese, das ist mein Dankeswort, denn diese Ehrung wird mir hoffentlich die Möglichkeit geben, die Last von meinen Schultern wegzuworfen, mich so zu akzeptieren, wie ich bin, und nicht traurig zu sein, wenn ich die Kinderreime, die wunderbar klingenden Dialektgedichte nicht verstehe.

Wenn mir der Hebel-Preis gegönnt ist, ist es wegen dem, was ich geschrieben habe, und nicht deshalb, daß ich irgendwann mit Mühe und Not einem Menschen auf der Straße, der mich nach einer Adresse fragte, den Weg, den er begehen sollte, erklärte.

Jetzt fühle ich eine Dankbarkeit, die mich stolz macht. Ich danke Johann Peter Hebel und allen Dichtern, die mich gelehrt haben, die Literatur zu lieben. Ich danke allen, die mir den Johann-Peter-Hebel-Preis verliehen haben. Ich weiß nicht, ob ich nach dieser Auszeichnung bessere Gedichte schreiben werde, weder hoffe ich es, noch erwarte ich es von mir. Ich weiß aber, daß es gut war, jeden Tag, besonders jede Nacht mit den Gedichten gelebt zu haben. Das werde ich weiter machen.



versteht der Lyriker Kundeyt Surdum die Ehrung durch das Land Baden-Württemberg zuallererst. Einem Bekenntnis gleich, legte Kundeyt Surdum mit der ihm eigenen Bescheidenheit in seiner Dankesrede auch gleich dar, warum: „Es gibt in der Weltliteratur viele Schriftsteller, die in einer Fremdsprache große Werke geschrieben haben. Sie beherrschten diese Fremdsprache in der sie schrieben, genauso gut wie ihre Muttersprache, wenn nicht sogar besser. Eine furchtbare Last ist das. Diese Ehrung wird mir hoffentlich die Möglichkeit geben, die Last von meinen Schultern wegzuwerfen.“

Doch kaum schien mit der Auszeichnung die Last von seinen Schultern genommen, ergänzte der Geehrte das eben Gesagte auch gleich wieder: „Ich weiß nicht, ob ich nach dieser Auszeichnung bessere Gedichte schreiben werde, weder hoffe ich es, noch erwarte ich es von mir“, blieb „der Fremde mit dem gebro-

chenen Deutsch“ (Kundeyt Surdum über sich selbst) skeptisch.

In Vorarlberg ist Kundeyt Surdum kein anonymer und unbekannter Schriftsteller mehr. Er und die deutsche Gegenwartsliteratur haben es verdient, daß der Johann Peter Hebel-Literaturpreis mit dazu beiträgt, daß sich dieser Bekanntheitsgrad auch überregional entfalten und ausdehnen kann.

Mit seinem breitgefächerten schriftstellerischen Werk hat Kundeyt Surdum einen wichtigen Beitrag zur Völkerverständigung geleistet, in dem er auf das Verbindende zwischen den Völkern setzt und nicht auf das Trennende. Dies kommt auch in seiner außergewöhnlichen Dankesrede zum Ausdruck.

Anschrift des Autors:

Elmar Vogt

Riedackerweg 7

79688 Hausen im Wiesental



# Günter Braun, engagierter Naturschützer,

mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 1996 ausgezeichnet

Mit der Verleihung der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 1996 beim Hebelabend am 4. Mai in Hausen im Wiesental an Günter Braun wurde erstmals ein aktiver und engagierter Umwelt- und Naturschützer ausgezeichnet. „Zum erschte Mol würd mit de Plakette sit 1960 e Ma uszeichnet, wo sich im Natur- und Landschaftsschutz höchst verdient gemacht het. Er cha mengmol recht unbequem si, er isch e Chämpferherz, gradlinig und unbeirrbar, wenns ums Durchsetze vo Naturschutzbelange goht“, so Bürgermeister Karl Heinz Vogt. Der am 29. März 1926 in Lörrach geborene Günter Braun hat sich in vorbildlicher Weise mit großem Engagement und Sachverstand ehrenamtlich für die Verwirklichung eines an der Praxis orientierten und umfassenden Natur- und Umweltschutzes eingesetzt. Er hat sich dabei auch nicht durch zahlreiche Widerstände entmutigen lassen, die sich seiner Arbeit immer wieder entgegenstellten.

Sein Wirken begann im Jahre 1971 mit dem Eintritt in den Schwarzwaldverein, Ortsgruppe Lörrach. Bereits zwei Jahre später übernahm er die Aufgabe eines ehrenamtlichen Naturschutzwartes der Lörracher Ortsgruppe. Im Jahre 1977 wurde er vom Hauptverein zum Bezirksnaturschutzwart für den Gau „Markgräflerland“ bestellt. Diese Funktion übt er bis heute mit großem Engagement, mit beispielhafter Einsatzfreude und mit außergewöhnlichem Sachverstand aus. Seit 1981 pflegt Günter Braun grenzüberschreitende Kontakte zu Naturschutzgruppen in der Schweiz und im Elsaß. Auf seine Anregung geht die Gründung der Arbeitsgruppe Naturschutz Markgräflerland e. V. zurück, die am 4. Februar 1988 ins Leben gerufen wurde. Dieser Arbeitsgruppe

gehören heute zehn Ortsgruppen des Schwarzwaldvereins Gau „Markgräflerland“, die Hauptgeschäftsstelle in Freiburg im Breisgau und zwei Ortsgruppen der Naturfreunde an. Seit der Gründung dieser Arbeitsgemeinschaft vor acht Jahren ist Günter Braun ihr Vorsitzender.

Einen groben Einblick in die vielfältigen Aktivitäten, die dem unermüdlichen Einsatz von Günter Braun zu verdanken sind, zeigt der folgende Auszug:

- Ankauf, Pacht, Pflege und Betreuung von nahezu 50 Schutzgebieten, meist ausgewiesene „Flächenhafte Naturdenkmale“ oder „Naturschutzgebiete“. Die Gesamtfläche beläuft sich auf annähernd 400 Hektar.
- Anlage neuer Biotopflächen
- Vertretung der Naturschutzbelange in Flurbereinigungsverfahren
- Erhaltung eines gesprengten Bunkers und Gestaltung zu einem wertvollen Refugium für seltene und bedrohte Tier- und Pflanzenarten
- Anregungen und Vorschläge zur Ausweitung und zur Pflege zahlreicher Schutzgebiete bei den zuständigen Behörden
- Einsatz für einen wirksamen Schutz des Belchengipfels, des Feldbergs und des Dinkelbergs
- Renaturierung und Erhalt von Kiesgruben, Streuobstwiesen, Dolinen und Feuchtbiotopen
- Durchführung eines modellhaften Projekts „Ökologischer Getreideanbau und Wildkrautflora“
- Sicherung und Ausbau verschiedener Fledermausstandorte.

„Wir brauchen Leute, die uns zeigen, wie wir unsere Schätze schützen können“, mit





Aus den Händen von Bürgermeister Karl Heinz Vogt (links) erhielt Günter Braun (2. v.l.) die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 1996. Weiter auf dem Bild: Die Gattin des Geehrten, Margarete Braun, der Präsident des Schwarzwaldvereins, Eugen Dieterle und der Obmann des Schwarzwaldvereins, „Gau Markgräflerland“, Otto Reinacher.

Foto: Elmar Vogt

diesen Worten umschrieb der Präsident des Schwarzwaldvereins, Eugen Dieterle, die Notwendigkeit des Wirkens und Schaffens von Günter Braun. Im Engagement Günter Brauns für die Umwelt sah Eugen Dieterle auch eine Parallele zu Intentionen, wie sie auch Johann Peter Hebel hatte: Auch Hebels Leidenschaft habe seiner Heimat gehört; ihre Schätze zu erhalten, sei zur Triebfeder des Wirkens und der Erfüllung der Lebensaufgabe Günter Brauns geworden.

Betrachte man die Natur als ein Kunstwerk, so müsse auch Günter Braun als begnadeter Künstler betrachtet werden, dem es in vielen Fällen gelungen sei, sich erfolgreich für den Erhalt der Kulturlandschaft in der Region einzusetzen, betonte der Präsident des Schwarzwaldvereins, Eugen Dieterle, der vor allem die Kompetenz, aber auch das Selbstbewusstsein und die stete Korrektheit Günter Brauns im Einsatz für die Umwelt hervorhob.

Der jüngste Hebelplaketenträger gab das mit der Ehrung verbundene Lob prompt an Bürgermeister Karl Heinz Vogt zurück: „Einen Naturschützer auszuzeichnen, dazu gehört in der heutigen Zeit, da der Naturschutz oft nur

noch als notwendiges Übel betrachtet wird, eine gehörige Portion Mut. Meinen Respekt für diese Entscheidung“.

„Wichtig ist mir, daß auch meine Kollegen und Mitarbeiter die Auszeichnung als Ehre aufassen und sich von ihr anspornen lassen, denn im Naturschutz kann ein einzelner wenig erreichen, ein Team dagegen viel“, so der Geehrte.

„Wenn der Mensch überleben will, braucht er die Artenvielfalt“, so Günter Braun in seinem Plädoyer für eine liebenswerte und schützenswerte Heimat.

Mit der Verleihung der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 1996 an den Lörrascher Bürger Günter Braun haben die Hausener Hebelkommission und der Gemeinderat einmal mehr das gute Gespür bewiesen und eine Persönlichkeit für ihren unermüdlichen Einsatz für die Erhaltung der Natur und ihrer Lebensräume geehrt.

Anschrift des Autors:

Elmar Vogt

Riedackerweg 7

79688 Hausen im Wiesental



## Hermann Brommer zum 70. Geburtstag

Vor gut 30 Jahren begann Hermann Brommer, Schulmann am Tuniberg, mit seinen Forschungsergebnissen zum oberrheinischen Barock Aufsehen zu erregen. Dank seiner genealogischen Methode und intensiver Archivarbeit konnte er seither zahlreiche Künstlerviten aufhellen, umstrittene stilistische Zuweisungen durch Rechnungsbelege korrigieren oder bestätigen, Spekulationen kunstdetektivisch aufklären. Das Schwergewicht seiner Arbeiten galt dem Barock. Aber auch die verkannte sakrale Kunst des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hat er in ihren religiösen Intentionen einem breiten Publikum nahegebracht. 1988 erhielt Hermann Brommer vom Land Baden-Württemberg den Professorentitel verliehen.

Die vom Bau- und Kunstreferenten der Erzdiözese Freiburg herausgegebene Festschrift zum 70. Geburtstag des Gelehrten vereint Autoren links und rechts des Oberrheins. Stichworte müssen da genügen: Roger Lehn „Der Erwin-Mythos vor Goethe“; Hugo Ott „Nachdenken über das Freiburger Münster“; Clemens Jöckle „Der Boßweilerer Altar“; Manfred Hermann „Zu den Schwarzwälder Bildhauern Winterhalder in Neukirch und Vöhrenbach“; Suso Frank „Ordensikonographie in der ehemaligen Benediktinerkirche Wiblingen“; Heinfried Wischermann „Ut Rhetorica Pictura – Überlegungen zu einem Deutungsmuster barocker Kirchenbauprogramme“; Hans-Otto Mühleisen „Geistlich-Politische Karrieren im 18. Jahrhundert – Abtswahlen in St. Peter im Schwarzwald“; Franz Kern „Philipp Jakob Steyrer, Abt des Benediktinerklosters St. Peter im Schwarzwald“; Johannes Gut „Der Weg der Mönche aus St. Blasien/Schwarzwald nach St.

Paul/Kärnten“; Willi K. Müller „Mutmaßliche Quellen der Karleichname und Grablegungen am Oberrhein“; Saskia Durian-Ress „Ein Reliquienkreuz aus der Sammlung des Makrgrafen von Baden im Augustinermuseum Freiburg“; Wolfgang Stopfel „Bethlehem in Rastatt“; Dieter Weis „Zur Restaurierungsgeschichte der Stadtkirche St. Bartholomäus in Ettenheim“; Hans H. Hofstätter „Anstoß oder anstößig – Der Bildhauer Franz Gutmann und die Chorraumgestaltung der Universitätskirche in Freiburg“; Bernd Mathias Kremer „Kunst und Kirche im 19. Jahrhundert“; Hans Jakob Wörner „Zum Kirchenbau des 19. Jahrhunderts im Ortenaukreis“, Harald Siebenmorgen „Zeitgeist und Staatsschiff. Eine Huldigung auf Großherzog Friedrich I. von Baden.“

Die 175 Nummern umfassende Bibliographie Brommers umfaßt auch zahlreiche Kunstführer zu sakralen Bauwerken, Klein-Kompendien mit unzähligen Nebenverweisen. 1990 gab Brommer das Wallfahrtsbuch der Erzdiözese heraus. Neuerdings kamen Titel zur Geschichte des Deutschen Ordens hinzu, dem der Jubilar als Familiare und Vizekomtur der Komturei Am Oberrhein angehört.

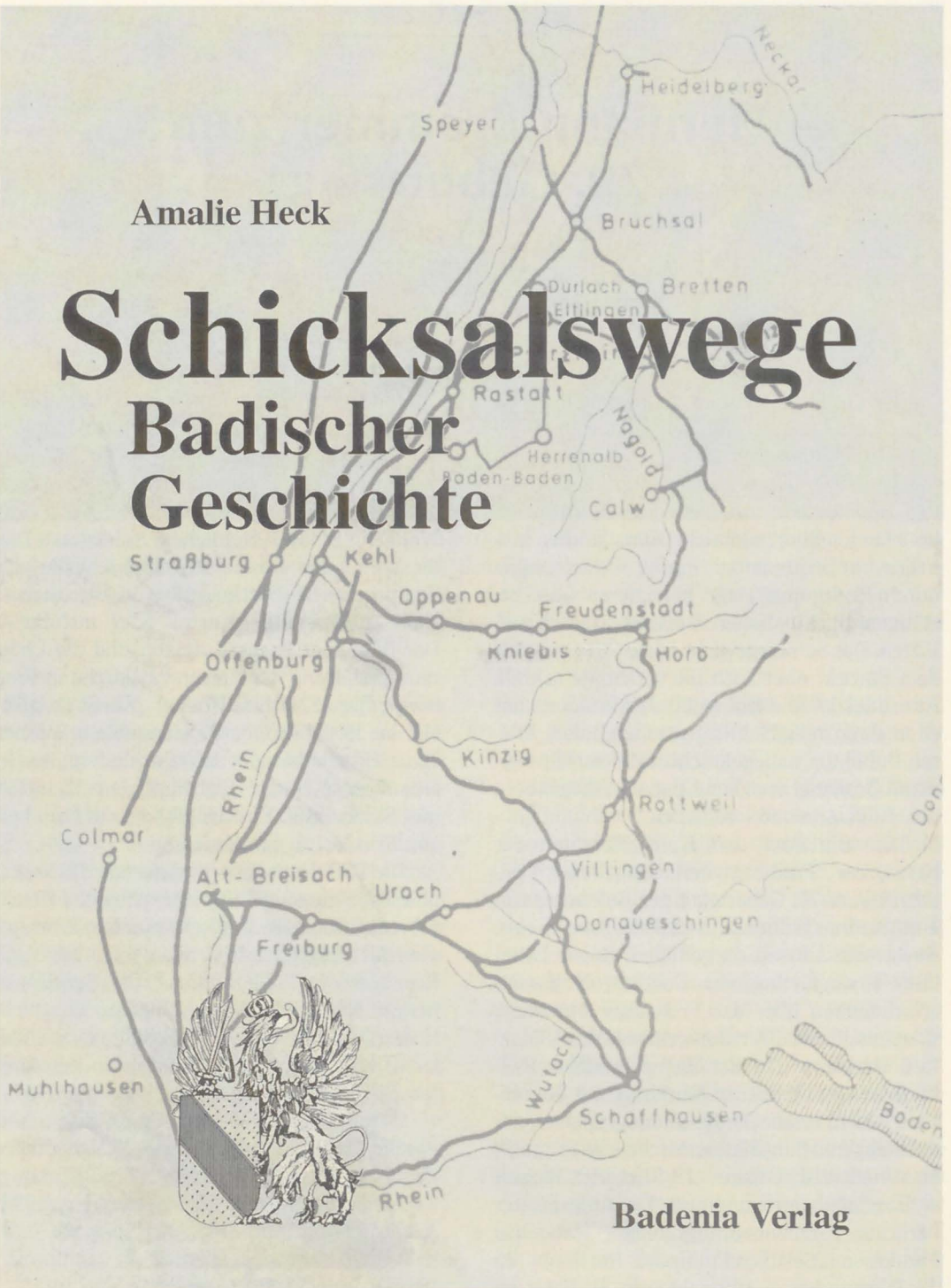
Bernd Mathias Kremer. Hrsg.: Kunst und geistliche Kultur am Oberrhein. Festschrift für Hermann Brommer zum 70. Geburtstag. Kunstverlage Josef Fink, Lindenberg 1996. 321 S., 120 Abb., 48 DM.

Dr. Carlheinz Gräter  
Spartaweg 35  
97084 Würzburg  
Tel. 09 31/66 14 88



Amalie Heck

# Schicksalswege Badischer Geschichte



Badenia-Verlag DM 29,80



# Neues zu Pole Poppenspärer ✓

Mechanikus Johann Georg Geißelbrecht als markgräflich  
badischer Hofkomödiant<sup>1</sup>

*Ganz Pforzheim ist voll Flüchtlinge, und fast hätten wir kein Logis bekommen [!],* meldete Goethes Nichte Lulu Schlosser am 9. Januar 1794 ihrer Düsseldorfer Brieffreundin.<sup>2</sup> Seit März 1793 befand sich das Reich im Krieg mit der französischen Republik. Der Winter war klirrend kalt, die Gefahr eines durch Eisbildung erleichterten Rheinübergangs der Revolutionstruppen hatte zahlreiche hochgestellte Karlsruher und schließlich auch die Familie des Hofgerichtsdirektors Schlosser zur Flucht nach Pforzheim getrieben.<sup>3</sup> Schade, daß Lulu, diese Plaudertasche, in den drei Wochen, die sie hier zubrachte, kaum *vor die Thüre gekommen*<sup>4</sup> und daher auch nicht Zeuge eines Theatergastspiels geworden ist, das nur der extraordinären Umstände wegen möglich war.

Schon die bürokratischen Präliminarien fielen aus dem Rahmen. Während man in Karlsruhe normalerweise allein nach dem Gutachten des Pforzheimer Oberamts über die Vergabe von Spielkonzessionen entschied, hatte das Hofratskollegium Anfang November 1793 das *Gesuch der Geißelbrechtischen Schauspieler Gesellschaft auf drei Monate in der Stadt Pforzheim Vorstellungen geben zu dürfen*, den Geheimen Räten mit der Bitte zugeschoben, *Serenissimi Höchste Entschließung gefällig einzuholen*. Markgraf Karl Friedrich genehmigte nicht nur gnädigst, sein Plazet mußte am 7. November sogar per Extrapost nach Pforzheim befördert werden, und in diesem Zusammenhang ist vom *Comödio aulico*, vom Hofkomödianten also, die Rede.<sup>5</sup>

Das macht den Pforzheimer Auftritt des 1762 in Hanau geborenen Mechanikus Johann Georg Geißelbrecht für die Forschung noch um einiges interessanter. Zwei kümmerliche Aufführungsdaten – 1790 Solothurn und

1796/97 Nürnberg – bezeichnen nämlich bislang die Anfänge dieses Marionetten- und Schattenspielers, aus dessen Besitz die beiden wichtigsten Manuskripte des Puppenspiels vom „Dr. Faust“ stammen und der für Theodor Storms Novelle „Pole Poppenspärer“ das Vorbild gewesen sein soll.<sup>6</sup>

Leute dieses Schlages waren in Pforzheim angeblich ungern gesehen. Sie seien *der Verfassung hiesigen Orts nicht verträglich*, hatte das Oberamt, vertreten durch seinen Chef Karl Friedrich Wielandt und Assessor Wilhelm Eisenlohr, im Januar 1791, anlässlich eines Konzessionsgesuchs des Straßburger Marionettenkünstlers Jacob Walter<sup>7</sup>, erklärt: *Die hiesige Einwohnerschaft besteht aus lauter Professionisten und Fabricanten, denen nichts mehr schädlich ist, als durch dergleichen Lustbarkeiten, welche ihnen das Geld aus dem Beutel locken, Gelegenheit zu schaffen, von ihrer Emsigkeit sich abzuziehen, und die Zeit mit deren Besuchung zu verwenden. Es leiden hierunter nicht nur die Besucher der Comödien, sondern vielmehr ihre Meister, welche um Unwillen zu vermeiden, ihnen die Anwendung der Zeit hierzu gestatten müs[s]en, solche verliehren und desto weniger Gewinn erlangen*. Außerdem sei den vermögenderen Bürgern das *Marionetten Spiel zum Ekel*, weshalb der Mann entweder Schulden machen werde oder, wenn ihm der *Pöbel um der vielleicht einschleichenden Possen willen* zulaufe, die Sittsamkeit verderbe. Gottbewahre, die Karlsruher Räte unterschrieben ja alles, um nur die Arbeitsmoral in den Pforzheimer Fabriken zu retten.<sup>8</sup>

Daß im selben Januar 1791 ein Theaterdirektor Baurmann die Genehmigung erhielt, zwei bis drei Wochen lang *Comoedien und Operetten in Pforzheim aufführen zu dürfen*,



stand auf einem ganz anderen Blatt.<sup>9</sup> Seitdem Handelsleute und Fabrikanten wie Wohnlich, Benckiser, Lutz, Hoffmann, Huguenin, Viréchaux, Deimling vor zehn Jahren das Gastspiel einer halbwegs renommierten Wandertruppe per Immediatgesuch beim Markgrafen durchgesetzt und auch im Winter 1782/83 Theatervorstellungen stattgefunden hatten<sup>10</sup>, war für die wachsende Zahl der *Vermöglicheren* kulturell ziemlich wenig passiert. Einem kleinen Kreis bot die 1784 gegründete „Lesegesellschaft“ im Kaffeehaus Bouginé unten am Schloßberg heiter-geselligen Zeitvertreib, Unterhaltung und Belehrung. Mit dem Konzertwesen lag es so wieso im argen. Neuerdings diente die Stadtmusik vor allem dem *unmäßigen Tanzen*, das nach dem Chronisten Johann Christian Roller kriegsbedingt, durch die Einquartierung österreichischen Militärs, aufkam.<sup>11</sup>

Doch jetzt, wo kaiserliche Offiziere, von Theaterleuten stets als gute Kunden geschätzt<sup>12</sup>, wo Emigranten, linksrheinische Flüchtlinge und die Karlsruher Notabeln das gesellschaftliche Klima in der Stadt bestimmten, florierten auch jene *Comödien*, die der Pforzheimer Hautevolee als so widerwärtig pöbelhaft galten. Geißelbrechts Marionettenbühne wird sie das Staunen gelehrt haben. Keine Sorge um den Arbeitsfrieden in den Fabriken! Der markgräfliche Protégé, Hofkomödiant gar, spielte doch nicht um billiges Geld in irgend einem Wirtshaussaal. Für die fremden Herrschaften, auf die er mit seinen mechanischen Kunststücken, seinen Ombres Chinoises, Metamorphosen und *physikalischen Feuerwerken* spekulierte, war der offizielle städtische Theaterraum im dritten Stock des Rathauses gerade noch akzeptabel. Dort oben werden, nicht viel anders als Geißelbrechts Nürnberger Ankündigungen es uns überliefern, Wunderdinge erschienen sein wie z. B. eine Marionette, *welche Arme und Füße wegwirft, aus denen wiederum kleine Figuren entstehen; der Körper aber sich in ein Krokotill verwandelt und die kleinen Figuren augenblicklich verzehrt*, oder in den chinesischen Schattenspielen ein Magier, *welcher in der größten geschwindigkeit die herrlichsten Paläste zaubert, und in einem Augenblick wieder verschwinden läßt*.<sup>13</sup>

Vielleicht hatte Geißelbrecht in Pforzheim ja auch, um einer unter Theatergängern notori-

schen Unsitte zu wehren, schon jenen Witz im Repertoire, mit dem er auf dem Rastatter Friedenskongreß (1797–99) die Gesandtschaften amüsierte. Als Hanswurst im „Dr. Faust“ erzählte er da, beim Besuch in der Hölle einen Saal gesehen zu haben, *wo Leute über glühende Bänke immer hin- und hersteigen mußten*. Das seien jene Zuschauer gewesen, die in Rastatt *immer vom Sechskreuzerplatz nach dem Zwölfkreuzerplatz hinübergestiegen waren*.<sup>14</sup> Geißelbrechts Auftritt während dieses Politgipfels, für einen Marionettenspieler immerhin ein recht prominenter Ort, wird durch seine Beziehungen zum badischen Hof nunmehr ohne weiteres erklärlich. *Ich – bin ein Rastädter*, bekannte im „Faust“-Finale sein Hanswurst dem Teufel, der darob, anstatt ihn zu holen, die Flucht ergriff.<sup>15</sup> Ob das Gelächter über derlei Scherze allerdings noch einem Comödio aulico galt, steht einstweilen dahin.

---

#### Anmerkungen

- 1 Erstdruck, ohne Quellennachweise, in der Jubiläumsausgabe der „Pforzheimer Zeitung“ vom 24. 9. 1994. Hier leicht überarbeitet.
- 2 Liebstes bestes Clärchen. Briefe von Goethes Nichte Lulu Schlosser aus Karlsruhe 1792–1794. Bearb. u. kommentiert v. Georg Richter. Karlsruhe 1982, S. 170.
- 3 Zur Situation der Flüchtlinge und Emigranten vgl. Olaf Schulze, *Rebellen oder Unterthanen? Pforzheim zur Zeit der Französischen Revolution 1789–1794*. Darstellung und ausgewählte Quellen. Pforzheim 1995 (= Materialien zur Stadtgeschichte. 4), S. 40 ff.
- 4 Schlosser (wie Anm. 2), S. 173.
- 5 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 171/2348, fol. 28 f. – Dieser Hofkomödiant ist bei Ute Daniel (Hoftheater. Zur Geschichte des Theaters und der Höfe im 18. und 19. Jahrhundert. Stuttgart 1995, S. 82) nachzutragen; es gab also, trotz der kriegerischen Zeitläufte, in Karlsruhe wenigstens noch das Puppenspiel als höfisches Theatralvergnügen.
- 6 Vgl. Gerd Eversberg, *Der Mechanikus Georg Geißelbrecht. Zur Geschichte eines wandernden Marionettentheaters um 1800*. In: *Wanderbühne. Theaterkunst als fahrendes Gewerbe*. Berlin 1988 (= Kleine Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte. H. 34/35), S. 105 ff. – Johannes Richter, *Mechanikus Geißelbrecht – Wanderkomödianten im*



19. Jahrhundert. Pole Poppenspälers Vorfahren in Güstrow. In: Stier und Greif. Blätter zur Kultur- und Landesgeschichte in Mecklenburg-Vorpommern (Schwerin) 1991, S. 70 ff. – Ein Buch über Geißelbrecht wird z. Z. von Lars Rebehn und Gerd Eversberg vorbereitet. Die Autoren sind dringend interessiert an weiteren Nachweisen aus dem badischen Raum. Spuren führen auch ins Elsaß, wo um 1790 Geißelbrechts älteste Tochter geboren wurde. Kontaktadresse: L. Rebehn, Bünte 14 d, 21075 Hamburg.
- 7 Walter konnte Attestate u.a. aus Durlach, Rastatt und Gernsbach vorlegen. Das Puppenspiel, ein *für das Publikum immer angenehmes Metier*, war sein *einzigster Nahrungsstand* (GLA, 171/2348, fol.22).
- 8 Ebd., fol. 25 f. – Zu Wielandt, der im November 1792 starb, und Eisenlohr vgl. Schulze (wie Anm. 3), S. 27 ff.
- 9 GLA, 171/2348, fol. 27.
- 10 Ebd., fol. 1ff.
- 11 Johann Christian Roller, Erster Versuch einer Beschreibung der Stadt Pforzheim, mit besonderer Beziehung auf das physische Wohl ihrer Bewohner. Pforzheim 1811, S. 122 ff.
- 12 In Eßlingen machte man z. B. die Erfahrung, daß die *Herren Offiziere der Kaiserlichen häufig nach Stuttgärdt reisen, um die dortige Schauspiele zu besuchen* (Stadtarchiv Eßlingen, Rep. 50, Fasz. 73, Senatsbeschluß vom 20. 7. 1799, betr. die Abweisung des Schauspielers Jakob Löhlein, der sich *geraume Zeit in Carlsruhe aufgehalten* hatte und ein Zeugnis des Oberamts Pforzheim vorlegen konnte). Nicht anders standen die Dinge auf der Gegenseite, beim Offiziercorps der französischen Besatzungstruppen (vgl. Geerte Murmann, Komödianten für den Krieg. Deutsches und alliirtes Fronttheater. Düsseldorf 1992, S. 21 ff.).
- 13 Eversberg (wie Anm. 6), Abb. S. 111, 113.
- 14 Ebd., S. 105.
- 15 Ebd., S. 118.

Anschrift der Autorin:  
 Bärbel Rudin M. A.  
 Am Bühlwald 3  
 75249 Kieselbronn





# Neue Ausstellung Majolika-Aktion '95 — Neue künstlerische Konzepte in der Staatlichen Majolika-Manufaktur Karlsruhe

im Museum in der Majolika-Manufaktur vom 10. Mai bis 8. September 1996

Mit einem großen Fest beging die Staatliche Majolika-Manufaktur am 9. Mai den Abschluß der Baumaßnahmen, mit denen nicht nur die Fertigungsabläufe rationalisiert, sondern vor allem — anknüpfend an den Gründungsgedanken des Unternehmens vor 95 Jahren — eine Reihe neuer Künstlerateliers geschaffen wurde. Ein Ort lebendiger Begegnung mit zeitgenössischer Kunst soll die Majolika

künftig wieder sein. Dazu lädt auch die neue Cantina ein, die als öffentliches Restaurant geführt wird.

Den künstlerischen Aufbruch, den das Unternehmen gleichzeitig wagt, dokumentiert die „Majolika-Aktion '95“. 18 Künstler wurden eingeladen, in Zusammenarbeit mit der Manufaktur neue Werke zu schaffen, die von bekannten Gebrauchsformen ihren Ausgang nehmen und diese als künstlerische Objekte neu interpretieren.

Die beteiligten Künstler sind Anselm Baumann, F. J. Chabrilat, Benedikt Forster, Stephan Hasslinger, Kurt Hoffmann, Alfred Müller, Reno Patarica, Richard Schindler, Arthur Stoll, Herbert Wentscher, Thomas Werner, Klaus Merkel, Michael Jäger und Berthold Mathes. Jeder von ihnen ist mit einer Arbeit an der geplanten Edition beteiligt, die in einer Auflage von jeweils 25 Exemplaren erscheint.

Das Badische Landesmuseum stellt das neue künstlerische Konzept der Manufaktur in seiner Außenstelle Museum in der Majolika-Manufaktur vor, wo ständig die Meisterwerke zu sehen sind, die einmal den Ruhm des Unternehmens begründeten. Die Begegnung zwischen den anerkannten Leistungen aus den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens mit den neuesten Schöpfungen der Manufaktur verspricht spannend zu werden. Eine neue Majolika-Aktion 1996 „Konkrete Kunst aus Baden-Württemberg“ ist in Vorbereitung. Katalog DM 5,—



Alfred Müller, Schale 40 × 40 × 5 cm Siebdruck auf Fayence



# Vor 300 Jahren wurden die Eppinger Linien erbaut

Im Eppinger Hardtwald entlang des Richtweges findet man an verschiedenen Stellen Erdwälle mit einem davor liegenden Graben. Aber auch in den weiter südlich gelegenen Wäldern auf den Gemarkungen Mühlbach, Sulzfeld, Kürnbach, Sternenfels und Maulbronn bis nach Pforzheim stößt man immer wieder auf solche Wälle. Es sind dies Überreste der sog. Eppinger Linien, einer Verteidigungslinie, die von 1695 bis 1697 während des Pfälzischen Erbfolgekrieges von dem Oberbefehlshaber der Reichstruppen, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, errichtet worden sind.

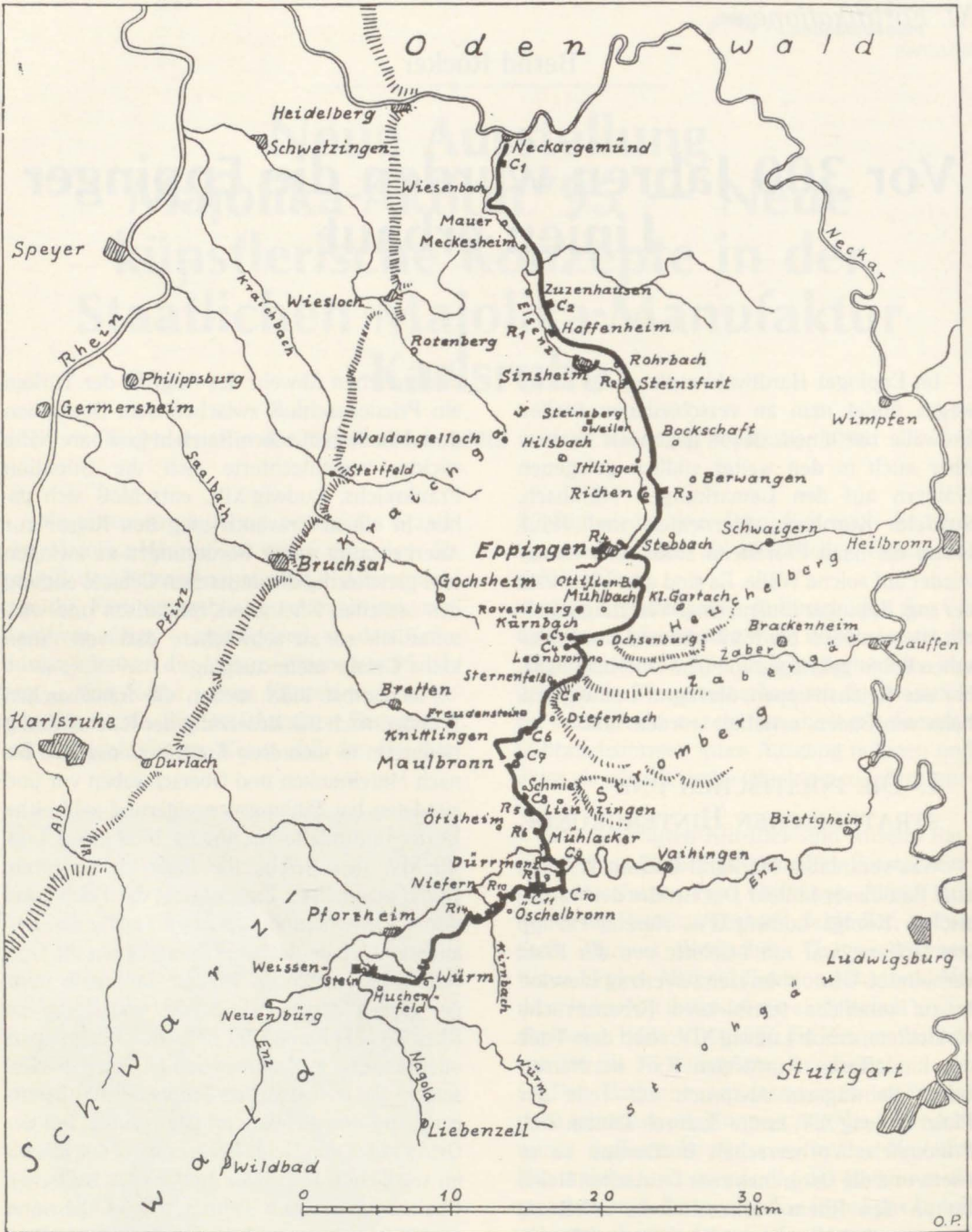
## 1. DIE POLITISCHEN UND STRATEGISCHEN HINTERGRÜNDE

Was veranlaßte Markgraf Ludwig Wilhelm zum Bau dieser Linien? Der Bruder des französischen Königs Ludwig XIV., Herzog Philipp von Orléans, war mit Liselotte von der Pfalz verheiratet. Obwohl im Heiratsvertrag Lieselotte auf sämtliche territorialen Erbansprüche verzichtete, erhob Ludwig XIV. nach dem Tode des kinderlosen Kurfürsten Karl im Namen seiner Schwägerin Anspruch auf Teile der Pfalz. Ludwig XIV. hoffte dadurch seinem Ziel, Frankreichs Vorherrschaft in Europa zu sichern und die Ostgrenze zum Deutschen Reich bis an den Rhein vorzuschieben, näher zu kommen. Zur Abwehr der Forderungen Frankreichs bildete sich eine europäische Allianz, der neben dem Kaiser und der Mehrzahl der deutschen Reichsfürsten die Niederlande, Spanien, Schweden und später auch England angehörten. Als Wilhelm von Oranien, einer der entschiedensten Gegner Frankreichs, 1688 zum englischen König gewählt wurde und nach der

erfolgreichen Abwehr des Angriffs der Türken ein Friedensschluß zwischen dem Deutschen und dem Osmanischen Reich in greifbare Nähe rückte, verschlechterte sich die Situation Frankreichs. Ludwig XIV. entschloß sich daher, in einem Präventivkrieg den Kaiser zur Anerkennung seiner Forderungen zu zwingen und gleichzeitig die deutschen Gebiete entlang des östlichen Rheinufer militärisch und wirtschaftlich so zu schwächen, daß von ihnen keine Gefahr mehr ausging.

Im Herbst 1688 stießen die französischen Truppen nach der Besetzung der Reichsfestung Heilbronn in mehreren Kontributionszügen bis nach Mittelfranken und Oberschwaben vor und zündeten bei Zahlungsverweigerung zahlreiche Dörfer und Städte an. Anfang 1689 erließ Ludwig XIV. den Befehl, die Pfalz zu zerstören. Durch planmäßige Entfestigung der Städte und durch Niederbrennen der Dörfer sollte den heranrückenden deutschen Reichstruppen die Operationsbasis entzogen werden. Innerhalb weniger Monate gingen die Städte und Dörfer im Rhein-Neckar-Raum und links des Rheins ganz oder teilweise in Flammen auf. Im Sommer 1689 setzten die französischen Truppen ihren Zerstörungszug unter Mélac fort. Der größte Teil der Orte südlich von Heidelberg, entlang der Elsenz, im westlichen Kraichgau und in der badischen Rheinebene wurden gebrandschatzt, darunter die Städte Wiesloch, Sinsheim, Gochsheim, Bretten, Bruchsal, Heildesheim, Durlach, Ettlingen und Baden-Baden. Eppingen, das zwischen der französischen Festung Philippsburg und dem Reichsmagazinplatz Heilbronn lag, wurde aus strategischen Gründen verschont, obwohl Mélac mit seinen Truppen schon im Oktober 1688 und im August 1689 in der Stadt übernachtete und





Gesamtverlauf der Eppinger Linien, Skizze von Rümelin



auch bei Elsenz am 5. August 1689 ein Feldlager aufgeschlagen hatte.

Da wegen des noch andauernden Krieges gegen die Türken die zur Abwehr des französischen Angriffs am Oberrhein und Neckar eingesetzten deutschen Reichstruppen zahlenmäßig deutlich unterlegen waren und es wegen des deutschen Partikularismusses keinen einheitlichen Oberbefehl gab, konnten die französischen Truppen in den nachfolgenden Jahren immer wieder zu Beute- und Zerstörungszügen in die rechtsrheinischen Gebiete einfallen. Bei einem dieser Vorstöße im Herbst 1692 zerstörten sie erneut Pforzheim, besiegten das württembergische Heer bei Ötisheim und brannten u. a. die Städte Calw, Liebenzell und Zavelstein und das Kloster Hirsau nieder.

Ende Januar 1693 zog der Kaiser in Wien die längst fälligen Konsequenzen und ernannte Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, wegen seiner Siege gegen die Türken allgemein „Türkenlouis“ genannt, zum Oberkommandierenden am Oberrhein. Mit einem weiteren Zerstörungs- und Kontributionszug in das rechtsrheinische Südwestdeutschland versuchte Ludwig XIV. im Sommer 1693, den Kaiser zu einem separaten Friedensschluß zu zwingen. Daß dieser Plan scheiterte, ist nicht zuletzt auch auf die umsichtige Kriegsführung des Markgrafen zurückzuführen. Zwar konnte der Markgraf die erneute Eroberung und völlige Zerstörung Heidelbergs durch Mélac und das Vordringen des französischen Heeres unter General de Lorges bis zum Neckar bei Heilbronn nicht verhindern (auch Eppingen wurde dabei wieder besetzt), durch seinen Rückzug hinter die Neckarlinie konnte er allerdings die Eroberung Heilbronn durch einen Sieg bei Klingenberg verhindern. Ein zweiter gemeinsamer Angriffsversuch durch den Dauphin und General de Lorge mit einem Heer von 80 000 Mann scheiterte ebenfalls an den uneinnehmbaren Stellungen des Markgrafen bei Ilfeld. Bei ihrem Rückzug zerstörten die französischen Truppen allerdings 37 Dörfer und Städte im mittleren Neckarraum. Ende 1693 ließ Markgraf Ludwig Wilhelm Heilbronn als seinen wichtigsten Waffen- und Magazinplatz ausbauen, das Vaihinger Schloß, den Dilsberg und Heidelberg als vorgeschobene Stützpunkte besetzen, während zwischen Eppingen und Stebbach das Hauptlager der Reichstruppen lag. Ende 1694

verstärkte er die Befestigung der Eppinger Vorstadt und die Stadtmauer im Bereich der Rappenauner Straße.

Schon 1690 hatten sich die Hauptkämpfhandlungen im Erbfolgekrieg an den Niederrhein, nach Savoyen, Italien und Katalonien verlagert. Um weitere Vorstöße auf Heilbronn, seinen wichtigsten Versorgungsplatz, und in den Neckarraum zu verhindern und gleichzeitig alle verfügbaren Truppen frei zu machen für eine entscheidende Feldschlacht am Niederrhein, ließ Markgraf Ludwig Wilhelm ab 1695 eine Verteidigungslinie vom nördlichen Schwarzwald bis zum Odenwald errichten. Unter Preisgabe der schwer zu haltenden und ohnehin schon meist ganz oder teilweise zerstörten Städte und Dörfer des Rheintales und des westlichen Kraichgaus nutzte er die Erhebungen des Strombergs, Heuchelbergs und der Eppinger Hardt sowie die Elsenz als natürliche Hindernisse für dieses Befestigungswerk. „Eppinger Linien“ heißt diese Verteidigungslinie von Pforzheim bis Neckargemünd deshalb, weil Eppingen mit dem Hauptlager der Reichstruppen dem französischen Brückenkopf und Ausfallager Philippsburg gegenüberlag und den Hauptversorgungsplatz Heilbronn deckte.

## 2. BAU UND AUSSEHEN DER EPPINGER LINIEN

Im Juni 1695 begann man zunächst mit der Errichtung von Schanzen bis nach Richen und ins Berwanger Tal, um das Hauptlager nach Norden hin abzuschirmen. Dabei wurde auch der Streichenberger Wald abgeholzt und als Verhack vor den Schanzen verwendet. Gleichzeitig wurden westlich von Eppingen zwei Hornwerke angelegt. Im Juli 1695 wurden die bereits ein Jahr zuvor angelegten Verhaue, Schanzen und Redouten bei Sinsheim, Stebbach und Eppingen (Pfaffenberg) verstärkt und der Elsenz entlang bis Neckargemünd ausgedehnt. Die Brücken über die schon 1694 durch Auslegung von Fußangeln unpassierbar gemachte Elsenz wurden abgerissen. Nur die notwendigen Elsenzübergänge in Steinsfurt, Sinsheim und Zuzenhausen blieben als Zugbrücke mit der Auflage, sie jeden Abend „bei der Wache“ hochzuziehen, bestehen. Richen erhielt im Dezember 1695 eine Kirchturmwa-





Feldlager der Kaiserlichen Reichsarmee bei Eppingen im Juni 1695, GLA Hfk Hd. Nr. 67 (rot)

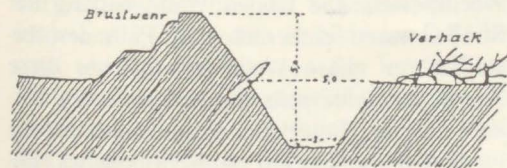


che. Im Mai 1696 wurde es in die Linien einbezogen, nach Westen hin halbkreisförmig verschanzt und mit 500 Mann Besatzung belegt. Am 4. Dezember 1695 berichtet der württembergische Kriegsrat Hölder die Fertigstellung des Grabens zwischen Eppingen und Nekargemünd.

Im September 1695 wurden die Schanzarbeiten für den südlichen Abschnitt der Linien vom Ottilienberg aus über Mühlbach, Sulzfeld, Kürnbach, Sternenfels, Maulbronn, Dürrenz bis Niefern fortgesetzt. Im Januar 1696 beschloß man, auch den Hagenschieß bis nach Würm in die Befestigung einzubeziehen, später wurden die Linien bis zur Burg Krähenneck verlängert. Die in Eppingen tagende Konferenz des schwäbischen und fränkischen Kreises forderte am 12. Dezember 1695 zusätzlich noch den Bau einer größeren Anzahl von Feldschanzen und Blockhäusern entlang den Linien.

Die Gesamtlänge der Eppinger Linien betrug 86 km. Über weite Strecken bestanden sie meist nur aus 40 bis 100 Fuß breitem Verhack. Nur die wichtigeren Abschnitte wurden durch Schanzen verstärkt. Das Normalprofil der Schanzen bestand aus einem etwa 2,50 m tiefen Graben, der unten 2 m und oben 5 m breit war, und einem dahinter liegenden rund 3 m hohen Wall, der aus dem Bodenaushub aufgeschüttet wurde. In der Mitte der 5 bis 6 m hohen Böschung waren Palisaden eingerammt. Vor der Schanze waren Bäume und Äste zu einem bis zu 40 m breiten Verhack aufgeschichtet. Hinter diesen Schanzen befand sich ein breiter Weg, der bei Gefahr ermöglichte, schnell die an den Linien postierten Truppen zusammenzuziehen.

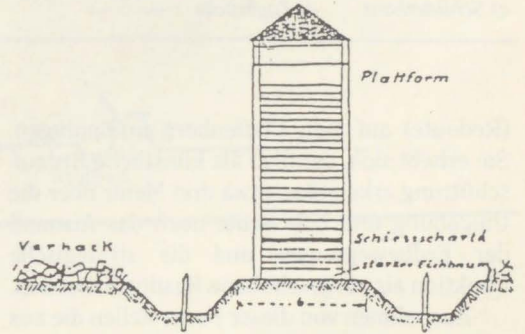
Immer wieder waren Verhack und Schanzen unterbrochen, damit die Husaren ins Vorland ausreiten konnten, um den Feind zu beunruhigen und die Schanzarbeiten zu sichern. Derarti-



(Rekonstruktion: Rümelin)

ge Ausfalltore waren meist durch zwei Chartaquen (Wachtürme) gesichert, wie sie zum Beispiel im Seelachtal bei Kürnbach noch erkennbar sind. Die Chartaquen, turmartige, aus Eichenstämmen gezimmerte Blockhäuser mit Ziegeldach und einer Grundfläche von  $6 \times 6$  m, hat Markgraf Ludwig Wilhelm an der türkischen Front kennen gelernt und in ähnlicher Form in die Eppinger Linien eingefügt. Sie waren ebenfalls von einem tiefen Graben und mit Verhack umgeben und mit 10 bis 20 Mann besetzt. Sie dienten der Feindbeobachtung und hatten Vorrichtungen für optische und akustische Signale.

Das Wort „Chartaque“ findet sich, wie man aufgrund der Schreibweise vermuten könnte, in keinem französischen Wörterbuch. Es ist dem Ungarischen entlehnt und durch Verballhornisierung französisch geschrieben. Der



Chartaque

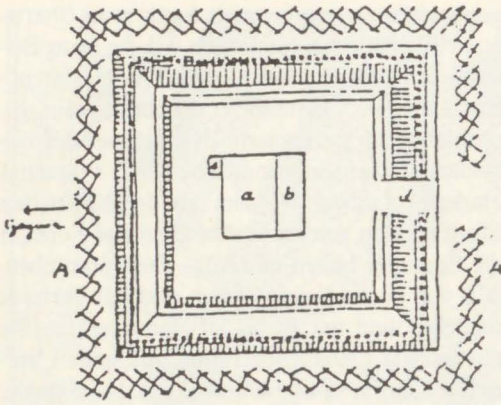
(Rekonstruktion: Rümelin)

Ausdruck „Tschardake“ wird heute noch für die Mais-Tschardaken, turmartige Häuschen aus Holz zum Trocknen von Maiskolben, im Burgenland verwendet.

Wichtige Punkte waren zusätzlich mit Redouten, sog. Feldschanzen, befestigt. Diese viereckigen oder sternförmig angelegten, den Linien oder Siedlungen vorgelagerten Bollwerke waren mit Geschützen versehen und ständig besetzt.

Die Viereckschanzen waren in der Regel Erdschanzen von  $40 \times 40$  m, die von Gräben, Palisaden und Faschinen umgeben waren. Der Zugang erfolgte über eine Zugbrücke. Im Innern befanden sich ein Schilderhaus und ein Wachthaus in Blockbauform mit Schiessscharten. Noch gut erhalten ist die Viereckschanze





Schnitt A-A

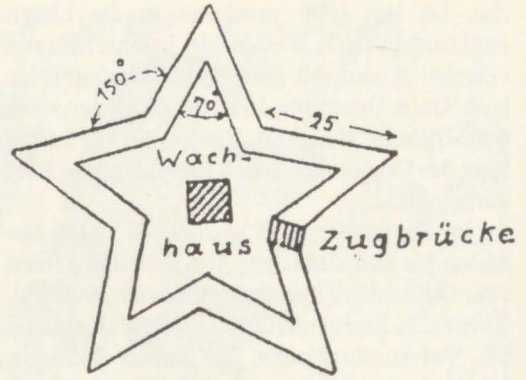
Redoute (Rekonstruktion: Rümelin)

- a) Wachraum      b) Geräteraum  
c) Schilderhaus    d) Zugbrücke

(Redoute) auf dem Pfaffenberg in Eppingen. Sie erhebt sich, deutlich als künstliche Erdaufschüttung erkennbar, etwa drei Meter über die Umgebung und läßt heute noch das Ausmaß der Erdbewegungen und die strategische Funktion als vorgeschobene Bastion erkennen.

Ausnahmen von dieser Form stellen die aus Steinen errichtete Redoute auf dem Gaisberg bei Niefern und die Sternschanze auf dem Sauberg zwischen Ötisheim und Lienzingen dar. Die Form der Sternschanze ist dem Festungsbau entlehnt. Die Linienlänge des fünfstrahligen Sterns beträgt etwa 25 m, die einspringenden Winkeln messen etwa  $125^\circ$ . Wie beim Festungsbau diente dieses System vor allem der Grabenflankierung im Nahkampf.

Eine lange Zeit unbeachtete Straßensperranlage am Plattenweg entdeckte 1983 Karl Dettling. Der Plattenweg, in alten Urkunden „Zaberfelder Straße“ genannt, war bis zum Bau der heutigen Ochsenburger Straße eine wichtige Verbindungsstraße zwischen dem südlichen Kraichgau und dem Zabergäu, die auch während des Krieges für den zivilen Verkehr passierbar sein mußte. Da die bereits von den Römern benutzte alte Paßstraße im oberen Teil nach Osten hin abknickte, wurde um



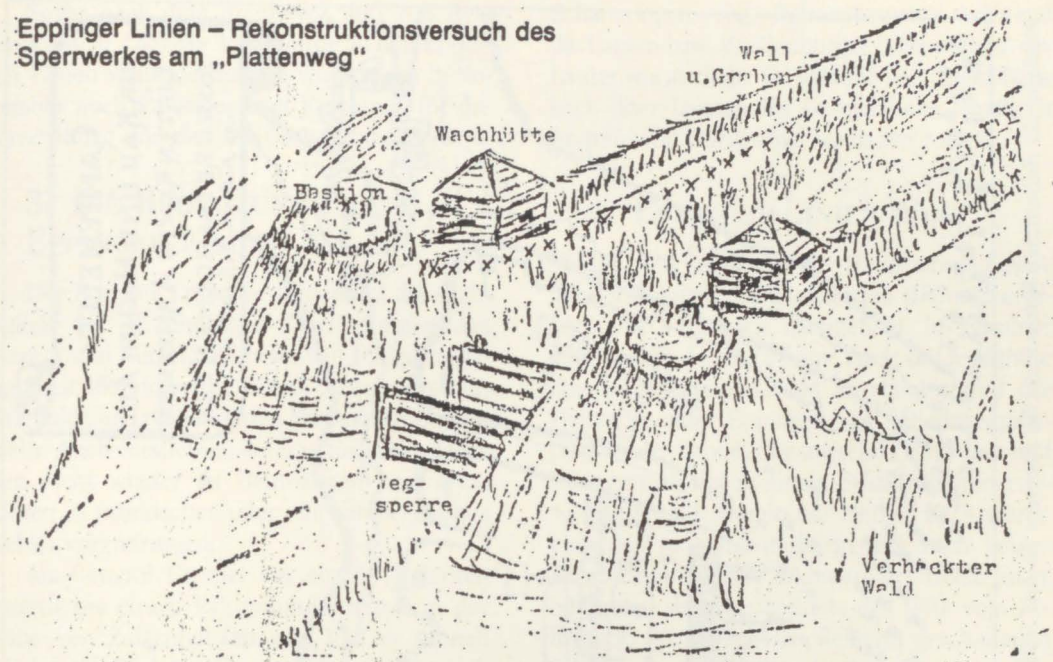
Sternschanze auf dem Sauberg.

(Rekonstruktion: Rümelin)

1500 ein künstlicher Durchbruch in gerader südlicher Richtung vorgenommen. Durch die notwendigen Abgrabungen und Aufschüttungen wurde ein gleichmäßiger Anstieg der Straße erreicht. Der dabei im oberen Bereich an der Hangkante entstandene tiefe Einschnitt eignete sich hervorragend zur Anlage eines Vorwerks und einer Straßensperre, die sich in die Eppinger Linien einbeziehen ließ. Das seitlich angelegte Verhack zwang den Reisenden zur Benutzung der schmalen Passage. Trotz späterer Erdbewegungen im Zusammenhang mit der Waldteilung zwischen Eppingen und Mühlbach im Jahre 1846 lassen sich heute noch recht deutlich die Reste dieser Befestigungsanlage erkennen. Rechts und links des Straßeneinschnitts sieht man Teile der Brustwehr einer vorgeschobenen Bastion. Von einer dahinter liegenden Mulde von ca. 10 m Durchmesser zieht sich beiderseits des Weges entlang etwa 200 m weit ein niedriger Wall mit davorliegendem Graben, der nur durch den Richtweg unterbrochen wird und etwa 100 m vor dem querliegenden Hauptschanzgraben der Linien endet. In den beiden Mulden standen vermutlich zwei Wachthäuser für die Wachtposten. Die beiden Wälle entlang der Straße waren sicherlich mit Palisaden bestückt. Auf diese Weise ermöglichte diese Sperranlage einerseits die Kontrolle des Verkehrs in das Hinterland, andererseits war sie für einen Angreifer ein unüberwindliches Hindernis, weil er zunächst eine bewegliche Baumsperre überwinden mußte und zwischen den



**Eppinger Linien – Rekonstruktionsversuch des  
Sperwerkes am „Plattenweg“**



Querschnitt der Anlage:



Skizze und Entwurf: Karl Dettling

beiden seitlichen Wällen der Beschießung durch die verteidigenden Reichstruppen ausgesetzt war. Denn die Sperranlage stand in Verbindung mit der dahinter liegenden Hauptschanze, so daß jederzeit von dort Verstärkung geholt werden konnte.

Die technische Leitung für den Bau der Eppinger Linien hatte General d'Ogilvy; der in Eppingen stationierte Ingenieurhauptmann Sebastiani überwachte den Bau der Linien in diesem Raum. Das Fällen der Bäume für das Verhack und der Bau der Schanzen, bei dem insgesamt 1,6 Millionen Kubikmeter Erde bewegt worden sind, war von den an der Linie stationierten Soldaten nicht allein zu bewältigen. Daher wurden auch Fröner nicht nur aus den Orten entlang der Linie, sondern auch aus Baden, Württemberg, den Reichsstädten und den Reichskreisen eingesetzt. Wegen der gerin-

gen Löhnung, kärglichen Verpflegung und schlechten Unterkunft mußten sie meist zur Arbeit gezwungen werden; viele von ihnen flohen sogar.

Besonders hart getroffen war die Bevölkerung in den Dörfern entlang der Linie. Sie wurden nicht nur selbst zur Arbeit herangezogen und mußten mit ihren Fuhrwerken Schanzmaterial und Palisaden transportieren, sondern mußten auch die Quartiere für die weither kommenden Fröner und für einen Großteil der Soldaten stellen. So wird berichtet, daß die Eppinger Gegend im Frühjahr 1697 vollgepfropft sei mit Feldtruppen und Schanzen. Wenngleich zur Verpflegung der Truppen und Fröner sowie der Pferde das Hinterland ebenfalls herangezogen wurde, die Hauptlast aber hatten auch hier die an den Linien liegenden Dörfer zu tragen.







Sogar nach dem Friedensschluß von Ryswyck am 30. Oktober 1697 wurde an den Eppinger Linien weitergebaut. So wurden am 2. November noch Palisaden und Faschinen für die Ravensburg und den Ottilienberg angefordert.

### 3. DIE BEDEUTUNG DER EPPINGER LINIEN

Der Bau der Eppinger Linien hat die Richtigkeit der strategischen Überlegungen des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden bestätigt. Seit 1695 kam es auf dem oberrheinischen Kriegsschauplatz zu keinen größeren Kämpfen mehr. Auch versuchten die französischen Truppen nicht wieder zu Beutezügen hinter die Linien in fränkisches oder württembergisches Gebiet vorzudringen.

Als General Choisel vor einem geplanten Angriff bei einem Erkundungsvorstoß in der Nähe von Zaisenhausen war, gab er schnell wieder den Plan auf. General Mélac zeigte sich ebenfalls von der Stärke und dem Umfang der Befestigungen beeindruckt.

Die Sperrung der Kraichgaupforte 1693/94 zunächst mit einer zahlenmäßig den Franzosen unterlegenen Armee und ab 1695 zusätzlich mit den Eppinger Linien zeugt von dem großen taktischen Können des Markgrafen Ludwig Wilhelm. Die strategisch wohl durchdachte Anlage der Eppinger Linien konnte so eine im Kraichgau fehlende Kette von Festungen ersetzen.

Die Eppinger Linien waren deshalb für derartige Fortifikationen an der Wende vom 17. und 18. Jahrhundert vor allem in der Rheinebene beispielgebend. Die Stollhofer Linie zwischen Bühl und Stollhofen, die dem Fort Louis gegenüberlag und die Rheinebene sperren sollte, und die Ettlinger Linien zwischen Daxlanden und Ettligen spielten im Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) zum Schutz der Markgrafschaft Baden-Baden eine bedeutende Rolle. Im Polnischen Erbfolgekrieg (1733–1738) wurden sie sogar ergänzt von einer Linie zwischen Ettligen und Langenbrücken.

Aber auch die Franzosen übernahmen in den Kriegen des 18. Jahrhunderts die Idee des Linienbaus, um ihre Städte und Dörfer vor feindlichen Angriffen zu schützen. Die Städte Hagenbach und Weißenburg im Elsaß umgaben sie mit

Schanzringen, sog. Retranchements, während die Lauter- bzw. Weißenburger Linie entlang der Lauter wie auch die Queichlinie von Queichhambach über Landau bis Germersheim feindliche Angriffe von Norden her aufhalten sollten.

### 4. EPPINGER-LINIEN-WEG

1981/83 wurde von der Hauptschule Eppingen im Rahmen des Erweiterten Bildungsangebots eine Chartaque nachgebaut. Im Sommer 1983 wurde der 15 m hohe Turm unter Mithilfe der Stadt Eppingen, des Forstamtes und der Heimatfreunde Eppingen am Richtwegparkplatz an der Landstraße zwischen Eppingen und Kleingartach neben einem Stück erhaltener Linie aufgestellt. Bereits im Herbst 1978 wurde etwa 500 m entfernt davon ein 50 m langes Teilstück einer Linie rekonstruiert. Beide Nachbildungen sind Bestandteile des 1984 vom Naturpark Stromberg-Heuchelberg geschaffenen Eppinger-Linien-Weges, der von Kraichgau-Station in Eppingen entlang der erhaltenen Linienüberreste bis nach Maulbronn führt. Hinweistafeln geben dem interessierten Wanderer notwendige Informationen über die Geschichte dieser Verteidigungslinie.

---

#### Literatur

- A. Barth, HS Eppingen – Dokumentation zum EBA-Projekt „Chartaque“, Eppingen 1983  
K. Dettling, Wie der Zugang zum Hinterland geschützt wurde, in: Eppinger Zeitung v. 30. 5. 1983  
B. Röcker, Eppingen und Umgebung während des Pfälzischen Erbfolgekrieges im Jahre 1693, in: Eppingen – Rund um den Ottilienberg 6 (1994), S. 78–89  
E. Rümelin, Die „Eppinger Linien“, in: Württembergische Jahrbücher, 1930, S. 1–21  
A. Schulte, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693–1697, 2 Bde., Karlsruhe 1892  
G. Stein, Festungen und befestigte Linien des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Oberrheinische Studien 6 (1985), S. 55–106  
G. Weber, Die Eppinger Linien, in: Kraichgau 3 (1972), S. 179–187  
B. Wunder, Frankreich, Württemberg und der Schwäbische Kreis während der Auseinandersetzungen über die Réunions (1679–97), Stuttgart 1971

Anschrift des Verfassers:  
Bernd Röcker  
Geranienstr. 19  
75031 Eppingen





# Badische Heimat

Landesverein e. V. für Heimatkunde und Heimatpflege,  
Natur- und Denkmalschutz, Volkskunde und Volkskunst,  
Familienforschung

Der Landesverein „Badische Heimat“ darf mit Stolz auf seine Leistungen in der Vergangenheit zurückblicken.

Schönster Lohn und Ansporn ist es, wenn jedes Mitglied

**1 neues Mitglied**

wirbt und damit unsere Bestrebungen fördert.

Herzlichen Dank für Ihre  
Mitarbeit!

**Jeder Badener wird Mitglied!**



Das passende Geschenk für jeden Anlaß

ein  
Geschenk-Abonnement der  
Zeitschrift „Badische Heimat“

*für die Eltern,  
für die Großeltern,  
Tanten und Onkeln,  
alle Freunde,  
die guten Nachbarn,  
die netten Kollegen.*

Bestellen Sie das Geschenk-Abonnement bei der Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat, Hansjakobstraße 12, 79117 Freiburg, Tel.: 07 61/7 37 24

Geben Sie Ihren Namen und Namen und Anschrift des zu Beschenkenden an.

Sie erhalten dann den Geschenk-Gutschein mit der Rechnung über 50.– DM. Dafür erhält der Beschenkte ein Jahr lang kostenlos unsere Hefte (4 Ausgaben).

*Mit einem Geschenk-Abonnement der Badischen Heimat machen Sie immer ein hochwertiges Geschenk!*



*Antiquariats-Katalog 104*



ORTS- UND  
LANDESGESCHICHTE  
BADEN - ELSASS

*Ludwig Schiller*  
*79271 St. Peter/Schwarzwald*

*Darin: Nr. 637: Badische Heimat. Badische Blätter für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege,  
Denkmal- und Heimatschutz. Jg. 1-70.  
Karlsruhe 1914-1990. O kart. 1.800,- DM*



# Buchbesprechungen

Reiner Haehling von Lanzenuer: Düstere Nacht, hellichter Tag. Erinnerungen aus dem 20. Jahrhundert. 165 S., DM 29,80. Badenia-Verlag Karlsruhe, 1996

Dr. Reiner Haehling von Lanzenuer legt mit seinem neuen Buch eine bemerkenswerte Arbeit vor, die mit ihrer sorgfältigen Sprache von der ersten Seite an fesselt. Hier erzählt ein hoher Jurist beileibe nicht trocken, sondern in einer noblen, treffenden, interessanten und oft hintergründigem Humor gewürzten Weise. Es entsteht so ein Zeitgemälde besonderer Art, das Jahrzehnte von größter Bedeutung umfaßt. Hier wird eigenes Erleben zur Geschichte und zu einem Bericht für die Familie und die Wegbegleiter durch die „ungeheuer prallen Jahre“, aber auch für jeden Zeitgenossen.

Der Autor gehört dem Jahrgang 1928 an, und das sagt aus, der – im groben Raster – die Weimarer Republik, das Heraufkommen des III. Reiches, das Leben in der NS-Zeit, den 2. Weltkrieg, dessen Ende, Besatzungszeit, Wohnungsnot und Hunger, die Normalisierung des Lebens, Studium und berufliche Karriere (Leiter der Staatsanwaltschaft Baden-Baden) bis zur Pensionierung im Jahre 1993 erlebt hat. Diesen Rasten erfüllt Dr. Haehling von Lanzenuer mit Leben, und es gelingen ihm dabei Kabinettstücke, so z. B., wenn er seine Zeit als fünfzehnjähriger Flakhelfer schildert, über die er in seiner Erzählung „Die vergessene Kanone“ (1991) so eindrucksvoll berichtet hat. Ein genealogisch sehr interessantes Kapitel ist das Herkommen der Familie Haehling, besser kann man dies seiner Nachkommenschaft nicht sagen. Für jeden Badener einleuchtend ist die Darstellung der Entwicklung zum Süd-West-Staat, weil hier ohne Umschweife die Vorgänge beim Namen genannt werden. Und fesselnd sind auch die Berichte von der richterlichen und staatsanwaltlichen Tätigkeit des Autors, wenn er die aufsehenerregenden Prozesse seiner Amtszeit schildert wie das Verfahren gegen den Eisenbahnattentäter „Monsieur X.“ Aber das alles sind Eckpunkte, dazwischen liegt, was jene Jahre den Menschen an Leid, Not und schließlich dan den Neubeginn gebracht haben: Das gefährdete Alltagsleben im III. Reich, die Luftangriffe, der Zwangsdienst der Schüler, das Einrücken der französischen Truppen, Entnazifizierung, die Kulturpolitik der Besatzer, aber auch die Ansätze deutsch-französischer Verständigung und die Konsolidierung der Bundesrepublik bis hin zur Wiedervereinigung.

In diese historischen Abläufe ist das Leben Dr. Haehling von Lanzenuers eingebettet. In ihm spiegelt sich die Zeit, und die Spiegelung ist ganz persönlich, wie jedes Menschen Leben in seiner Gesamtheit einmalig ist. L. Vögely

Lothar Burchardt: Konstanz in den 40er und 50er Jahren. 136 S., viele Fotografien, Verlag Stadler, Konstanz, 1996

In den letzten Jahren haben sich die Bände stark vermehrt, welche die Jahre während und nach dem letzten Weltkrieg bildnerisch aufarbeiten und jene entscheidungsvolle Zeit wieder in Erinnerung bringen. Dies ist ein notwendiges Unterfangen in der heutigen schnelllebigen Zeit, die so oft den Blick nach rückwärts verstellt auf Jahre, die auch die Basis der Gegenwart bedeuten. In dem vorliegenden neuen Bildband, der etwa zwei Jahrzehnte entscheidender Stadtgeschichte in Bild und Text aufrollt, ist nun Konstanz an der Reihe.

Der Inhalt des Bandes zeigt die ganze Breite seiner Entwicklung aus den Kriegsjahren heraus bis Ende 1950: Besetzung und Besatzung – die Verlierer (ehem. KZ-Häftlinge, Flüchtlinge Gefangene) – Konstanzer Nachkriegeswirtschaft – Währungsreform, Normalisierung, „Wirtschaftswunder“ - Grenzstadt Konstanz – Wetterleuchten der großen Politik – Mensch und Arbeit – Neubeginn des Fremdenverkehrs – Wachsen des Verkehrs – Stadtplanung und Stadtentwicklung – Leben in Konstanz, Momentaufnahmen – Wiederbeginn des kulturellen Lebens – Freizeit am See – prominente Besucher – Aussöhnung mit Frankreich.

Damit werden alle wesentlichen Probleme einer Stadt behandelt, die das Glück hatte, aufgrund ihrer Grenzlage zur Schweiz vom Bombenterror verschont geblieben zu sein und so nach dem Krieg einen ungleich besseren Start in ein neues Zeitalter hatte als alle anderen Städte unserer Heimat. Gleichwohl haben sich die Lebensweise der Bürger und der bauliche Bestand der Stadt beim Schritt in die moderne und technisierte Welt nachhaltig verändert. Alle diese Schritte werden in dem Band eindrucksvoll gebildet gezeigt. Sie gewinnen dadurch eine große Intensität und einen ebenso hohen Erinnerungswert. So entsteht für die Stadt eine ausgezeichnete fotografische Dokumentation. Dazu tragen die Texte von Prof. Burchardt wesentlich bei, die fundiert, kenntnisreich und präzise den Leser dahin führen, wo ihn die Fotografien erwarten.

Der Bildband wurde verlegerisch sorgfältig betreut und hebt sich vorteilhaft von vielen ähnlichen Publikationen ab. L. Vögely

Clemens Fabrizio: Links und rechts der Wiese – Ansichtskarten von ANNO DAZUMAL Verlag Uehlin, 3. Auflage, Schopfheim 1996

„Links und rechts der Wiese – Ansichtskarten von ANNO DAZUMAL“, heißt der Titel des Buches,



daß bereits 1989 von Clemens Fabrizio herausgegeben wurde. Vor wenigen Tagen erschien nun eine dritte und vom Verfasser überarbeitete Auflage.

Kenner und Freunde des kleinen und großen Wiesentals werden ihre Freude daran haben, in Clemens Fabrizio's Bildband blättern zu können. Auf 120 Seiten im Hochformat sind 230 Ansichtskarten von anno dazumal, teils farbig wiedergegeben. Ein Bilderbuch aus der Vergangenheit, wie man es sich schöner nicht vorstellen kann: Orte und Landschaften vom Feldberg bis Basel und aus dem Kleinen Wiesental, aber auch zahlreichen Karten mit Motiven über Johann Peter Hebel und seine Heimat sind in dem wertvollen Bildband mit Liebe und großem Sachverstand zusammengetragen.

Ein Satz aus der Widmung zu diesem Buch von Heinz Reiff, einem Schulfreund des Verfassers aus Rümplingen, ist für dieses Buch im wahrsten Sinne zutreffend:

„... dii Freud isch groß, un d'Welt wird chlei, un wo de gohsch, isch Heimet“.

Jeder an der Heimatgeschichte interessierte Leser wird dieses hervorragende Werk wegen seines hohen Informationswertes und seiner qualitätsvollen Ausstattung immer wieder gerne zur Hand nehmen.

Zu einem wahrhaft meisterlichen Werk, diesem vortrefflich gestalteten Bildband, ist Clemens Fabrizio zu beglückwünschen! Das Buch ist im Schopfheimer Verlag Uehlin erschienen, kostet DM \*39,80 und ist über den örtlichen Buchhandel erhältlich.

Elmar Vogt

falt vor. Das Buch ist das Ergebnis einer Dokumentation, das die unterschiedlichen Typen der Kleindenkmale widerspiegelt und diese mit – zum großen Teil farbigen – Abbildungen darbietet. Alle abgebildeten Objekte sind beschrieben und stehen in einer systematischen Ordnung mit jeweils einführenden allgemeinen Texten.

Vor über viertausend Jahren mögen zwei auffällige Steine als Kultmale gedient haben; diese beiden Male eröffnen die Vorstellung von etwa zweihundertfünfzig Kleindenkmalen. Ehrwürdig, allein schon von ihrem Alter her, sind auch die niederen Steinkreuze, die die einfache Form der mittelalterlichen Sühnsteinkreuze weitergegeben haben sowie die Marktsteine, deren ältester eine Jahreszahl von 1504 trägt. Die Gruppe der religiösen Kleindenkmale mit Hochkreuzen, Bildstöcken und verwandten Formen, Kleinkapellen sowie Statuen nimmt entsprechend ihrer Anzahl einen großen Platz ein; die Datierungen reichen vom 13. Jahrhundert bis in unsere Zeit.

An weiteren größeren Hauptgruppen finden sich Brunnen, Skulpturen und Plastiken (Formwerkstücke) und Erinnerungsmale unterschiedlicher Art und Funktion (Personen-, Ereignis-, Mahn- und Totengedenkmale). Es sind somit auch die jüngst erstellten Male berücksichtigt, die das Bild unserer Städte in den letzten Jahrzehnten zunehmend prägen. Die Mahnmale, die vor allem die Gefallenenmale einschließen, sowie die Totengedenkmale (das älteste aus dem Jahr 1427) leiten zum letzten Hauptkapitel mit den Grabmalen über, deren große Vielfalt eine gedrängte Darstellung erfordert hat.

Außer bei den Grabmalen und den Marktsteinen sind die Formen von Listen auch die nicht im Bild vorgestellten Kleindenkmale zusammen mit den beschriebenen im Anschluß an die einzelnen Kapitel aufgeführt. Bei den historischen Marktsteinen ist jedes Wappen oder Zeichen – einschließlich wesentlicher Formverschiedenheiten – mindestens einmal abgebildet.

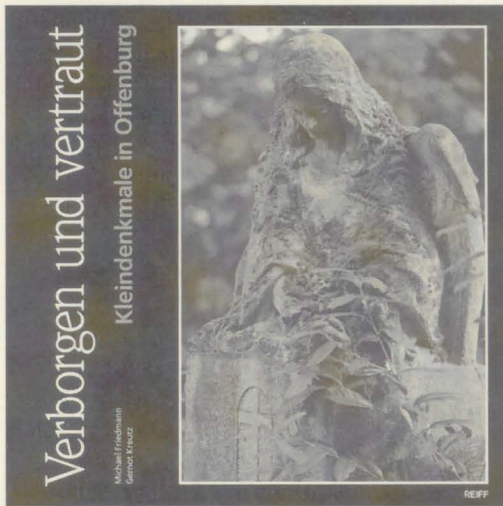
Eine Tabelle gibt Auskunft über die Verteilung der Kleindenkmale innerhalb der zwölf Gemarkungen, deren Lage auf zwei Karten zu sehen ist.

Ein Kleindenkmal ist wesentlich durch sein Frei- und Fest-Stehen sowie durch seine Selbständigkeit charakterisiert. Demgegenüber sind am Schluß des Buches einige kleindenkmalverwandte und -ähnliche Objekte im Bild dargestellt.

Das Literatur-Verzeichnis (in Auswahl) gibt weitere Anregungen und enthält neben grundlegenden Arbeiten vor allem auch diejenigen über die Kleindenkmallandschaften der Ortenau.

Der Leser hat verschiedene Einstiegsmöglichkeiten, um sich das Buch vertraut zu machen: Vom Bild kommt es zur Einzelbeschreibung und weiter zum allgemeinen Text; die Systematik erkennt er am Aufbau des Buches anhand des Inhaltsverzeichnisses; er kann aber auch über die tabellarische Übersicht die einzelnen Ortschaften als Ausgang seiner Erkundungen nehmen. Leserfreundlich ist daran gedacht, daß Bild und Text jeweils zusammen auf der aufgeschlagenen Doppelseite zu finden sind.

Genau wie dem „einheimischen“ Leser sind viele dieser Kleindenkmale auch einem „auswärtigen“ Betrachter verborgen und zugleich doch auch vertraut;



Michael Friedmann/Gernot Kreutz: Verborgen und vertraut – Kleindenkmale in Offenburg Veröffentlichungen des Kulturamtes, Band 19; Hrsg. Stadtarchiv Offenburg, 240 Seiten, 310 Abbildungen, DM 49,80. Reiff, Schwarzwald-Verlag, Offenburg 1994

Erstmals stellt eine Stadt mit all ihren Ortschaften ihre Kleindenkmallandschaft in der ganzen Viel-



denn überall können er und sie sich in ihrer je eigenen Umwelt anregen lassen, ihre vielleicht schon selbstverständlich vertraute Kleindenkmallandschaft neu zu entdecken, deren Male eingehender zu ergreifen und bislang Verborgenes zu erleben. Beispielhaft weist das Buch durch seine Konzeption und Gestaltung über die Region hinaus. Es trägt dazu bei, auch die Kleindenkmale als einen wesentlichen Teil unserer Kulturlandschaft nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Ansgar Barth  
(in K. u. U.)

**Franz Kern:** Sölden. Die Geschichte eines kleinen Dorfes. 1995, 415 Seiten, 220 Photos, 48,- DM. Zu beziehen über die Gemeindeverwaltung 79294 Sölden.

Franz Kern hat bereits 1963 eine Chronik seiner Heimatgemeinde veröffentlicht: „Sölden – Die Geschichte der Propstei und des Dorfes.“ Sie ist längst vergriffen. Sein neues Werk, gewidmet dem Gedenken des Vaters, der ihn zur Heimatgeschichte geführt hat, ist in seiner Qualität und Fülle hervorragender Beleg einer fast lebenslangen Beschäftigung mit der Herkunft und der Heimat. Franz Kern kam 1925 als zweites Kind der Schwabenhofbauersleute Rudolf und Hilda Kern, geb. Hug zur Welt, verlebte seine Kindheit in Sölden, zusammen mit acht Geschwistern. Voller Poesie und Zärtlichkeit ist alles, was Franz Kern in dieser Chronik erzählt aus seinem „Kinderhimmel“; es sind vielleicht die schönsten Seiten der Chronik überhaupt. Von seinem damaligen Heimatpfarrer Dr. Ernst Föhr wurde er für die achte Klasse des Bertoldgymnasiums in Freiburg vorbereitet; dort machte er 1943 Abitur, kam in Krieg und Gefangenschaft; studierte katholische Theologie, wurde Priester – und promovierte 1957 über Philipp Jakob Steyrer, den zweitletzten Abt von St. Peter im Schwarzwald. Mit vielen Vorträgen und zahlreichen Publikationen erreicht Franz Kern sein heimatkundlich interessiertes Publikum, besonders erfolgreich: „Das Dreisamtal mit seinen Kapellen und Wallfahrten.“

Sölden – 805 erstmals urkundlich erwähnt als „Marca Selidon“ – hat heute etwas mehr als 1000 Einwohner. Wo früher in dieser schönen Vorbergzone des Schwarzwaldes südlich Freiburg fast nur Bauern lebten, gibt es heute nur noch einen hauptberuflichen Bauersmann, und auch die kommunale Selbstständigkeit ging 1971 auf in der „Verwaltungsgemeinschaft Hexental“, zusammen mit Merzhäusern, Au, Wittnau und Horben. Aber Franz Kern ist es gelungen, die über 1000jährige Geschichte seiner Heimatgemeinde zu schreiben, und die Pfarrkirche ist der selbstverständliche Dorfmittelpunkt. Kern hat

dabei aus vielen Quellen geschöpft; er hat Handschriften des Generallandesarchivs studiert, aber verfügt auch über das ganze umfangreiche kulturgeschichtliche Schrifttum der Region. Vieles hat er auch einfließen lassen aus der Kern-Familiengeschichte, z. B. aus dem „Anzeigenbuch“ des Urgroßvaters, der von 1849 bis 1870 das Amt des örtlichen Polizeidieners ausübte, oder aus dem Reisebericht, den der Großvater als 14jähriger 1858 geschrieben hat über eine Eisenbahnfahrt nach Frankfurt; ein Zeitdokument auch des Großvaters „Ausgabenbuch“ von 1866! Die Familiengeschichte würzt auf eindrucksvolle Weise die lokalen, regionalen, weltgeschichtlichen Ereignisse. Von 1669 stammt das älteste Einwohnerverzeichnis von Sölden, ein Kern war noch nicht dabei – aber nur fünf der damaligen Geschlechternamen sind heute noch im Dorf vertreten, und der häufigste Name 1995: Kern (die Familie hat ihre Wurzeln in Breitenau).

In bester Hansjakob-Manier, aber doch unverwechselbar und meisterhaft schildert Franz Kern altes bäuerliches Leben, dörflichen Alltag früherer Generationen im Rhythmus der Jahreszeiten. Viele biographische Details machen konkrete Lebensschicksale und manches stille Heldentum lebendig, halten auch viel Bitternis nicht zurück. Hier wird der ländliche Lebensraum gezeigt in seinem permanenten Umbruch, mit den vielen Aspekten des wirtschaftlichen und sozialen Wandels, geschildert bisweilen in Sorge, aber nie hämisch oder abqualifizierend. Nahes und Fernes wird in aller Komplexität nachvollziehbar gemacht, sehr realistisch, nachdrücklich, glaubwürdig, ohne falsches Pathos. So kann gar keine trügerische, billige Postkartenidylle aufkommen. Franz Kern desillusioniert auf heilsame Art; die Vergangenheit wird nirgends „schöner“ als sie tatsächlich war.

Aber natürlich ist der Autor ganz prinzipiell „voreingenommen“, weil er sich ganz identifiziert mit dieser Heimat und ihren Menschen, ihren Bräuchen und Traditionen, ihren Sorgen und Misern und ihren Hoffnungen; und er vermittelt so ganz unaufdringlich seine Werte. Und er vermittelt dies alles in einer ganz eigenen Sprache – auch mit Kostproben der mundartlichen Muttersprache, immer sehr kurzweilig, ohne jeden Leerlauf, in guter Mischung von sprachlicher Eleganz und viel Esprit und engagierter Redlichkeit; Franz Kern schreibt nie wie ein nüchterner Sachbuchautor. In dieser Chronik zeigt er sein stupendes Wissen, das er sich in unermüdlicher, jahrelanger Arbeit erworben hat, so daß er nun viele bisher ungehobene Schätze der Regionalgeschichte präsentieren kann, gut dokumentiert, hervorragend gebildet, und sie nun großmütig weiterschenkt. Diese Dorfchronik von Sölden ist ein Glücksfall, ein opus maximum, das viele Leser verdient. Sie werden ihr heiteres Vergnügen dabei haben.

Adolf Schmid, Freiburg



# Autoren dieses Heftes

*Dieter Bäuerle,  
Baden-Baden*

*Dr. Lothar Brandstetter,  
Baden-Baden*

*Dr. Wolfgang Bruder,  
Baden-Baden*

*Renate Effern M. A.,  
Baden-Baden*

*Michael Ertz,  
Bretten*

*Prof. Dr. Hans Fenske,  
Speyer*

*Dr. Carlheinz Gräter,  
Würzburg*

*Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer,  
Baden-Baden*

*Brigitte Heck M. A.,  
Konservatorin*

*Heimat- und Gewerbeverein Triberg e.V.;  
Triberg*

*Dr. Günter Mahal,  
Knittlingen*

*Dr. Arnulf Moser,  
Konstanz*

*Bernd Röcker,  
Eppingen*

*Bärbel Rudin M. A.,  
Kieselbronn*

*Elmar Vogt,  
Hausen im Wiesental*

Die Anschriften der Autoren finden Sie jeweils am Ende des Aufsatzes